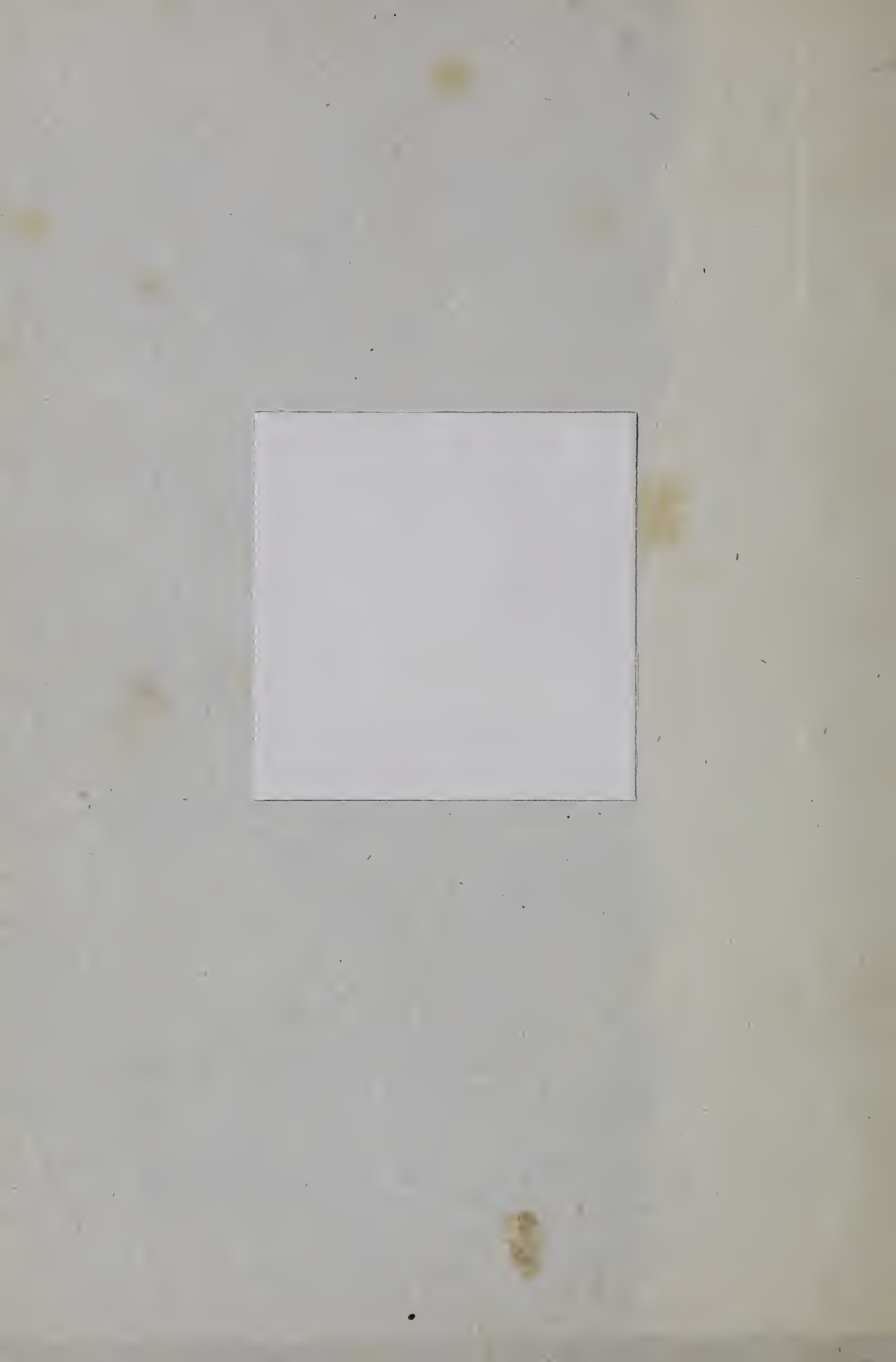








Aus meinem Leben.

Von

J. H. Wilhelm Tischbein.

Herausgegeben von

Dr. Carl G. W. Schiller.

Mit Portrait und einer Stammtafel.

Erster Band.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1861.

Seinem hochverehrten Freunde dem Herrn Professor Dr. Dunker.

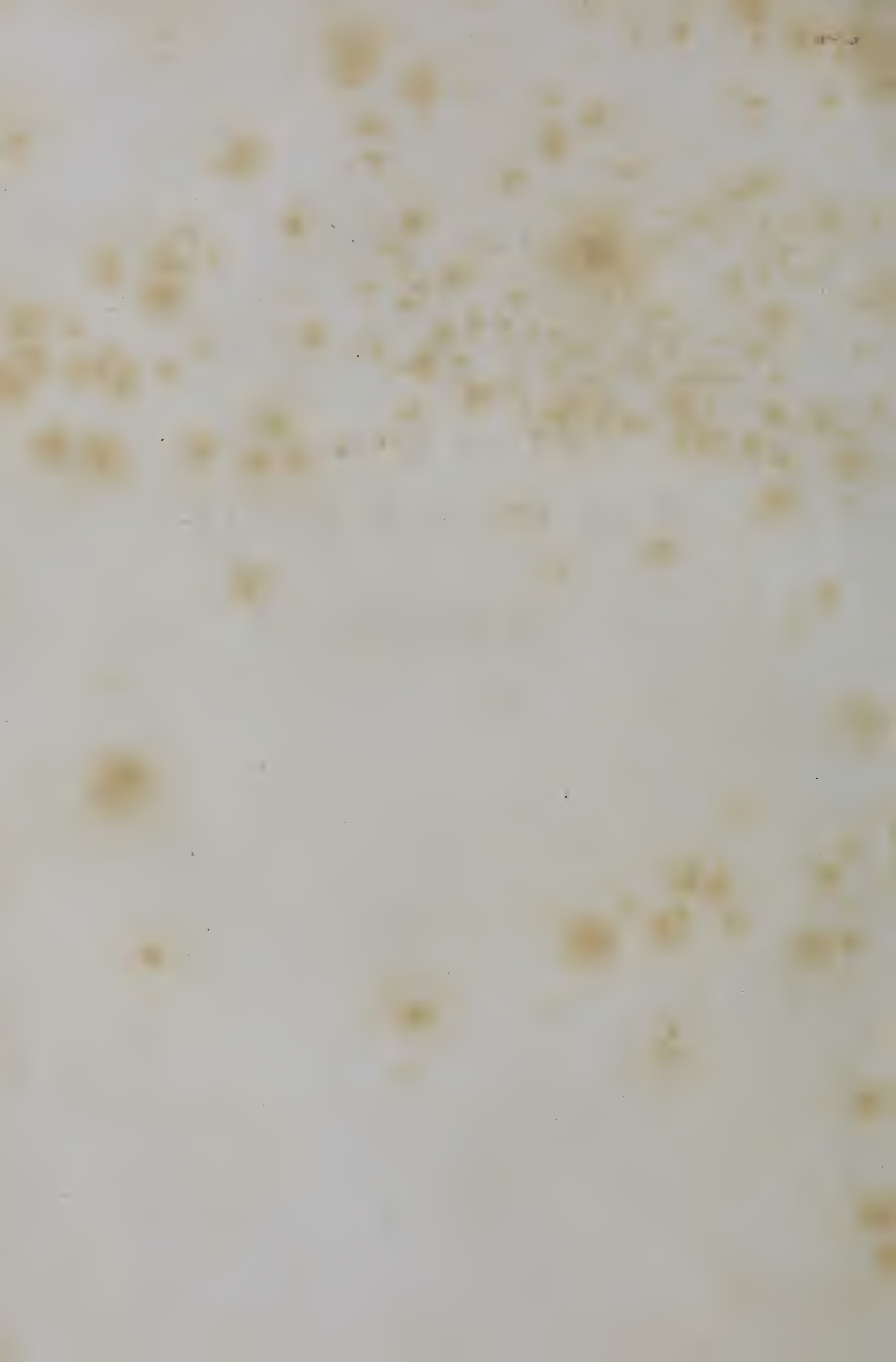
Peter Tischbein.

Herrstein den 1ten November 1861.

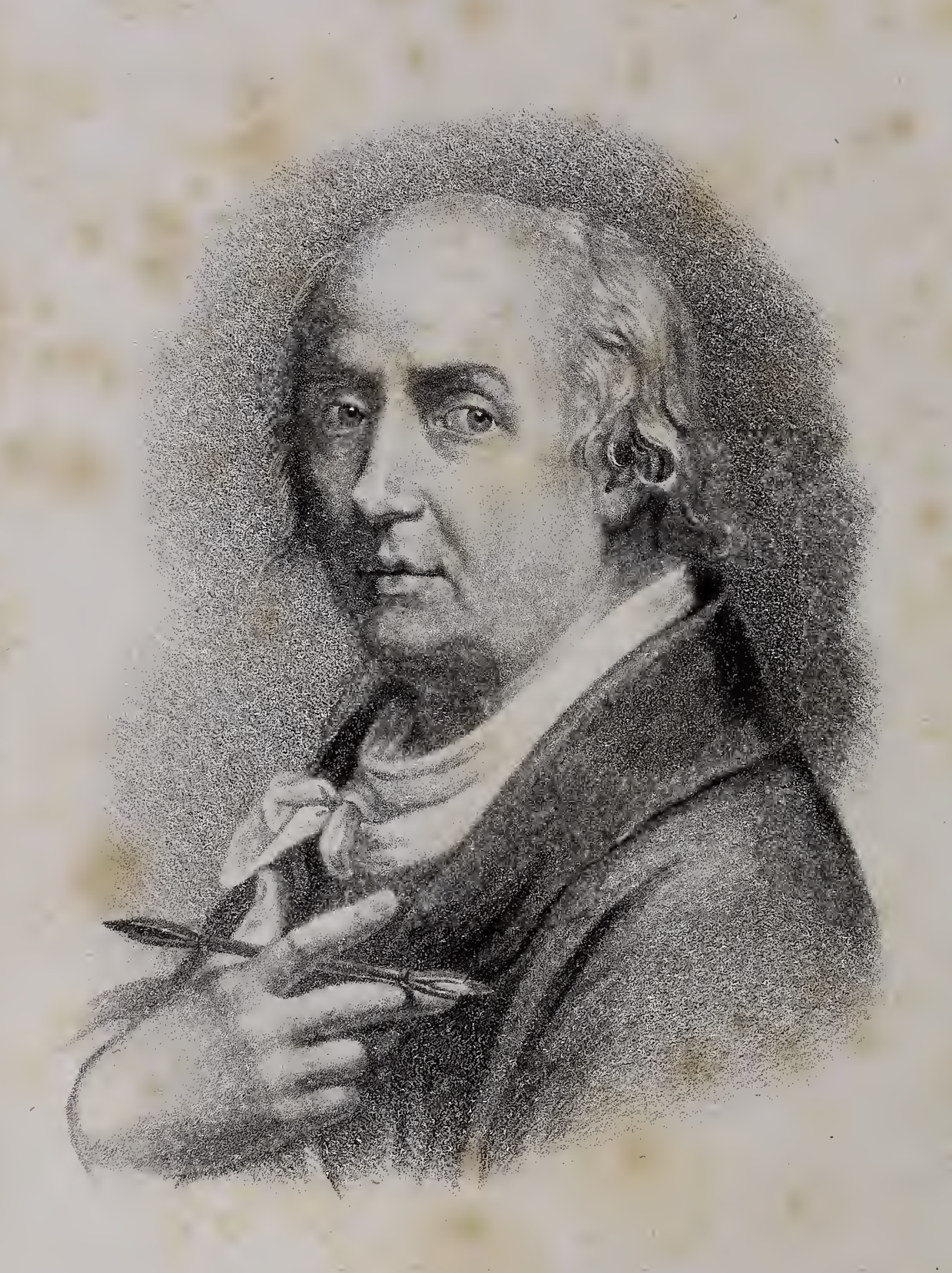
Wilhelm Tischbein:

Aus meinem Leben.

Erster Band.







W. Tischbein.

Aus meinem Leben.

Von

J. H. Wilhelm Tischbein.

Herausgegeben von

Dr. Carl G. W. Schiller.

Mit Portrait und einer Stammtafel.

Erster Band.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1861.

Meinen Kindern und Freunden zu Gefallen habe ich dieses aus meinem Leben aufgezeichnet. T.

Vorwort.

Ueber ein halbes Jahrhundert ist verstrichen, seitdem Tischbein die vorliegende Lebensbeschreibung begonnen hat. Man könnte daher fragen, ob auch noch jetzt die Veröffentlichung der Mühe werth sei? Es würde darauf nur die Antwort zu ertheilen sein, daß die Lebens- und Bildungsgeschichte des Mannes dargeboten werde, der einst als Künstler und Schriftsteller die Größten seiner Nation zu seinen Bewunderern zählen durfte. Wenn daher das Wort des Sängers Wahrheit ist, daß, „wer den Besten seiner Zeit genug gethan, für alle Zeit gelebt hat,“ so dürfte auch Tischbein's Autobiographie noch immer ihren Werth haben. Freilich lebte Tischbein unter ungünstigen Constellationen. Aus seiner gesegneten, amtlichen Wirksamkeit zu Neapel sah er sich durch den Ausbruch der französischen Revolution vertrieben; in seiner Heimath hatte er unter dem Drucke der Fremdherrschaft zu leiden; die Periode seiner vollsten Schöpferkraft fiel gerade mit den Wirren der Befreiungskriege zusammen und un-

mittelbar nach seinem Abscheiden brach mit dem Jahre 1830 der langverhaltene Zündstoff der Volksbewegungen los. Ohnehin begann um dieselbe Zeit auf dem Gebiete der Kunst eine neue Epoche, und alle diese Umstände ließen den guten Tischbein mehr vergessen und in den Hintergrund geschoben werden, als es seinen Verdiensten um Mit- und Nachwelt entsprechend sein dürfte. Eine einfache Schilderuug dessen, was er für seine Zeit war und was er zur Anbahnung einer besseren Kunstrichtung gewirkt hat, dürfte daher jede weitere Empfehlung des vorliegenden Werkes überflüssig machen. Indem diese Darstellung hier versucht wird, ist nur zu beklagen, daß der große Heyne an der Ausführung eines ähnlichen Vorsatzes behindert wurde, den er unter dem 20. Februar 1810 dem Freunde Tischbein ankündigte: „Ich muß noch vor meinem Ende Ihrer Kunst ein Opfer bringen, ein Elogium und die schriftliche Fortpflanzung Ihrer Kunstideen und dessen, was Sie für die Kunst sind und auch für die Nachwelt sein werden, selbst durch Ihre echten Kunstgefühle des Großen und Edlen, das hundert Künstler nicht hatten.“

Um Tischbein's Wirksamkeit richtig zu würdigen, ist es vor allen Dingen erforderlich, seine Stellung zu seiner Zeit in's Auge zu fassen. Seine Laufbahn liegt gerade auf dem Wendepunkte zweier diametral aus einander gehender Kunstrichtungen. Als er 1786, während seines zweiten Aufenthalts in Rom, sein erstes Historienbild ausstellte: „Conradin von Schwaben mit Friedrich von Oesterreich beim Schach-

spiel das Todesurtheil vernehmend," erregte dieses Werk, welchem nur von Seiten Böttner's aus Cassel im „Jupiter und Ganymedes" eine unerhebliche Concurrenz entgegengestellt wurde, nicht allein beim Publikum allgemeinstes Aufsehen, sondern erfreute sich selbst der Anerkennung eines Battoni. Und der alte Pompeo Battoni (geb. 1708), der frühere Nebenbuhler des Raphael Mengs, war nach dessen, im Jahre 1779 erfolgtem Tode nicht allein der größte Maler seiner Zeit, sondern auch der letzte Sproß und Abschluß der alten classischen Schule der Eklektiker. War er doch Schüler des Conca, Masucci und Piazetta, die noch alle eifrig den Fußstapfen der Caracci nachgegangen waren. Und wie Tischbein 1787 im Battoni die alte Zeit scheiden sah, so war ihm auch vergönnt, zwei Decennien später die Morgenröthe der neuen aufsteigen zu sehen. Es war im Jahre 1808, als er den „Lazarus", dieses erste selbstständige Werk Friedrich Overbeck's, zu Gesicht bekam, welches dem jungen Künstler von Seiten des freudig anerkennenden Altmeisters wirksame Empfehlungen nach Rom verschaffte. Auch sollte Tischbein noch erleben, welche Ehre er mit seinen Empfehlungen eingelegt hatte. Denn auch Rom zollte dem einundzwanzigjährigen Kunstjünger seine Bewunderung, sobald derselbe mit seinem „Einzuge Christi in Jerusalem", einem noch auf der wiener Akademie begonnenen Gemälde, im Jahre 1810 in die Weltstadt der Kunst eingezogen war.

Niemals aber darf vergessen werden, wie wirksam Tischbein, dieser gediegene Zögling der alten Schule, durch sein Genie und seine vielseitige Bildung der neuen Kunstepoche vorgearbeitet hat. Während die neue Schule, als deren Repräsentant, seiner Energie, Tiefe und Vielseitigkeit wegen, Peter von Cornelius bezeichnet werden muß, nach dem Beispiele ihres Vorläufers Carstens, in allerdings theilweise gerechtfertigter Opposition gegen die akademische Pedanterie, dem ganzen akademischen Studium den Stab brach, suchte Tischbein, in richtigerer Würdigung der Verhältnisse, den Studienplan zu verbessern. Ewig Schade, daß er, der einer der ausgezeichnetsten akademischen Lehrer war, die je gelebt haben, seine Kräfte an der Reorganisation der Akademie zu Neapel verschwenden mußte, ohne, bei der kurzen Dauer seiner Amtswirksamkeit, die Früchte seiner Thätigkeit ernten zu können! Was er hier in den Jahren 1789 bis 1799 leistete, darüber erhalten wir in seiner Lebensbeschreibung den erfreulichsten Aufschluß. Er schuf gewissermaßen eine neue, in kurzer Zeit segensreich aufblühende und vom Geiste der Liebe und des Eifers beseelte Akademie. Freilich war er gezwungen, seine Reformen des Studienplanes selbst bis auf die ersten Anfangsgründe auszudehnen. Daher beabsichtigte er denn auch, ein Zeichenbuch als Grundlage für den akademischen Unterricht in Kupfer stechen zu lassen. Aeußerst strenge waren nämlich seine Anforderungen an die Correctheit der Zeichnung. Zu diesem Behufe hielt er vor allen

Dingen auf eine zarte Contourirung. Beim Modellzeichnen mußte so lange bei einem einzigen Acte verweilt werden, bis derselbe in Form und Charakter möglichst tadellos erschien. Dann wurde ein und dasselbe Modell von verschiedenen Standpunkten und in verschiedenen Stellungen so oft wiederholt, bis es die Schüler aus dem Gedächtnisse wiederzugeben vermochten. Diese Methode hatte bereits Michel Angelo geübt und machte sich auch später Cornelius zu eigen. Aber was wenige Lehrer wagen dürften, Tischbein betheiligte sich mitten unter seinen Schülern selber am Actzeichnen, den Ehrenplatz stets dem firmsten Zeichner einräumend. Um aber auch zugleich beim Studium der Technik den Schönheitssinn zu bilden, wurden von ihm nur Modelle von schönen Körperformen zugelassen. Diese stellte er, zur Uebung des kritischen Blickes, zuweilen in die Acte berühmter classischer Statuen. Zum Lehrer im Compositionsfache mußte ihn wohl die milde, selbstverläugnende Naivetät, mit der er auf Anderer Anschauungen einzugehen vermochte, in Verbindung mit seinem unerschöpflichen Ideenreichthum ganz besonders qualificiren. Und bei dieser gediegenen akademischen Unterlage stellte er doch stets die Natur als oberstes Gesetz auf. Dabei wies er, der Ausländer, seine Schüler stets auf ihre Nationalgeschichte und eine zeitgemäße Richtung hin. Dieses Ziel verfolgte er in seinen, für sein eigenes Vaterland bestimmten Hauptschöpfungen selber, wie er das in seinem „Armin, dem Retter Deutschlands", „Conradin, dem letzten Hohen=

staufen", im „Götz von Berlichingen", in seiner zu Rom entworfenen Skizze: „Luther im Dispüt mit seinen Gegnern", in der „Befreiung Hamburgs durch Bennigsen", in seinem Cyklus über „des Mannes Stärke" und in dem rein-menschlichen Stoffe des Altarbildes für die bremer Ansgariikirche: „Christus, die Kindlein segnend", sattsam documentirt hat. Sehr erklärlich, daß der König von Neapel, der den Werth eines solchen Akademie-Dirigenten zu würdigen verstand, durch seinen Minister del Vasto und den Director Hans unseren Tischbein, der sich bei der Erstürmung Neapels durch Championnet am 20. März 1799 in seine Heimath geflüchtet hatte, unablässig zur Rückkehr nach Neapel angehen ließ. Tischbein an der Spitze einer Akademie zu Dresden, Cassel oder Berlin, zu einer Zeit, in welcher der auf allen Kunstschulen noch dominirende Zopf den Genius der Jugend niederzog, würde durch sein Beispiel und seine Anregung die hochbegabten Zöglinge, welche zur Anbahnung neuer Richtungen berufen waren, vor unendlichen Abwegen bewahrt und sicherer zum Ziele hingeführt haben, als es ihnen in ihrer Rathlosigkeit und akademischen Vernachlässigung vergönnt war. Welch ein Mißgeschick daher, daß die, bereits vor Tischbein's Fixirung in Neapel, vom Könige von Preußen erlassenen Anträge, das Directorat der berliner Akademie mit einem Gehalte von tausend Thalern zu übernehmen, mit so wenig Energie betrieben worden, daß Tischbein endlich 1821 die Unterhandlungen abzubrechen

sich veranlaßt sah. Gleich sehr ist es zu beklagen, daß sein Project, in Hamburg eine akademische Zeichenschule zu errichten, keinen Anklang fand. Erkannte er doch bereits im Zeichnen ein Volksbildungsmittel, weshalb er diesen Unterrichtszweig auch über die akademischen Grenzen hinaus auf Volks- und Gewerksschulen ausgedehnt wissen wollte. Leider wurden auch seine Bewerbungen in Gotha 1800, und in Cassel 1805, wo ihm der Graf von Bohlen das durch Böttner's Tod erledigte, freilich äußerst spärlich dotirte Directorat zugedacht hatte, von gleich wenig Erfolg gekrönt, wie Böttiger's Absichten, ihm 1807 die erledigte Stelle Schenau's in Dresden zuzuwenden. So ward denn Tischbein 1808 nach Eutin verschlagen, wo ihm der Herzog Peter von Oldenburg eine gesicherte und ehrenvolle Existenz bereitete. Dieser humane, hochgebildete und kunstsinnige Monarch kaufte unserem Künstler nicht allein einen großen Theil der aus Italien mitgebrachten, werthvollen Sammlung älterer Meisterwerke der Malerei ab, sondern verschaffte ihm zugleich durch großartige Aufträge Veranlassung zu seinen eigenen bedeutendsten Kunstschöpfungen. Mag hier nur der Historienbilder gedacht sein: „Helena, dem Weichlinge Paris in Gegenwart Hektor's Vorwürfe machend", veranlaßt durch David's „Schwur der Horatier"; „Ajax, die Kassandra vom Altare der Pallas reißend"; „Hektor's Abschied von Andromache"; „Nausikaa"; „Ulysses und Penelope"; „Ajax und Ulysses in der Unterwelt" u. s. w. Die meisten dieser Ge-

mälde waren von Ursprung an für das oldenburger Schloß bestimmt. Hier wurden z. B. „Helena", „Hektor", „Kassandra" und „Nausikaa" in echt monumentaler Weise in einem großen, eigens dazu mit Arabesken=Einfassungen verzierten Raume vereinigt aufgestellt, den man den Homer=Saal nannte. Neben diesen antiken Anschauungen vertrat Tischbein aber auch in einem anderen Prachtzimmer das moderne Zeitbewußtsein in dem Bildercyklus: „die Stärke des Menschen durch die Herrschaft der Vernunft." Veranlassung zu dieser originellen Schöpfung gab eine bereits 1787 zu Rom entworfene Skizze: „Die Stärke des Mannes." Zwei nackte Reiter, von denen der ältere einen Schweißfuchs, der jüngere, dem ein todter Adler auf der Schulter hängt, einen Schimmel reitet, schleppen einen erlegten Löwen hinter sich her, indeß ein schottischer Bluthund ihnen folgt. In welchem Geiste Tischbein seine Aufgabe erfaßte, darüber mag er sich selbst in einer gemüthlichen Zuschrift vom 5. März 1821 an den oldenburger Oberhofmeister von Rennenkampff aussprechen: „Eine weit größere Schuldigkeit liegt mir ob, unserem Herzoge alle meine Kräfte zu widmen. Ich glaube seinen Geschmack erkannt zu haben, der nur das Schöne in der Kunst verlangt. Das eine Zimmer möchte ich nicht allein schön auszieren, sondern auch, daß es bedeutend wäre. In dem großen Bilde (der Stärke des Mannes) sieht man, daß das Vernunftgeschöpf Herr über die anderen ist. Damit man das erkennt, habe ich vier klei=

nere Bilder gemacht, welche über die Thüren kommen. In dem einen führt eine Mutter ihr Kind zu einem Weltweisen, der zeigt ihm die Welt in einer Kugel und erklärt ihm, was darauf vorgeht. Auf einem anderen Bilde ist die höhere Bildung dargestellt: „Orpheus weckt durch die Töne seiner Lyra die Begeisterung.“ Es sind noch zwei Felder im Zimmer übrig, über die ich noch nicht einig mit mir bin. Auf dem einen möchte ich große Männer vorstellen: Homer, Sokrates, Moses u. s. w.; auf dem anderen die unerforschlichen Geheimnisse der Natur. Denn das Schicksal thut doch zu den menschlichen Handlungen das Beste; alle Anstrengung des Verstandes hilft nichts, wenn die Vorsehung nicht will. Der Vatikan enthält die vielen Gemälde, die belehren. Hier habe auch ich viel gelernt, und in Herkulanum wurde meine Phantasie geweckt und ging in's Leben. Beiden Orten habe ich Vieles zu danken, und möchte gern davon Etwas in Oldenburg anbringen.“ — Man sieht wenigstens daraus, wie hoch sich Tischbein, auch bei den engen Schranken der Staffeleimalerei, sein Ziel steckte, und was er geleistet haben würde, wenn seinem Ideenreichthume Gelegenheit zur Ausführung in Fresco geboten worden wäre. Daß sein künstlerischer Sinn eine durchaus monumentale Richtung hatte, würde schon die sinnige Ausschmückung seiner eigenen Wohnung beweisen. „Was Sie bei mir sehen sollen,“ schreibt er am 13. April 1818 an Herrn von Rennenkampff, „ist meine Schäferidylle in Gemälden, zwei große Land-

schaften, wovon Sie eine schon kennen, wo Nymphen und Faune um einen Flötenspieler liegen. Dann habe ich alles das, was figürlich in der Idylle vorkommt, in kleine Bilder gemalt, die um die großen Landschaften herumkommen. Was Erde unter sich hat, kommt unten in einen Rand im ganzen Zimmer herum; was in der Luft schwebt, kommt an der Landschaft in die Höhe, und das Ganze füllt ein Zimmer aus. Hier ist nun angebracht Alles, was ich Zartes und Gefälliges in Kunst und Natur sah, was mir die Dichter gaben, was Herkulanum und die Logen des Raphael. — Dann kommt das zweite Zimmer, wo der Rand mit Blumen. Alles, was die Schöpfung in schönfarbigen Blumen und Früchten giebt, alles Schöne, sei es auf der Erde, in der Luft oder im Wasser, bildet den Rand des Zimmers. Dann folgen schöne Kinderköpfe, Mädchen, Frauen, Göttinnen; schöne Männer, große Männer, Helden und Götter; Justitia obenan. Dieses, lieber Freund, sollen Sie sehen, und sollen beim Anblick wie ein Heiliger vom Irdischen in den Himmel gehoben werden!" — Nicht minder geistvoll war die Decoration, über welche er unter dem 1. April 1819 demselben Correspondenten berichtet: „Für die jungen Prinzen habe ich schon ein Zimmer voll gezeichnet, die Geschichte des Ulysses, mit allen Heldenthaten, die er im Kriege verrichtet hat, wo man immer den klugen, vorsichtigen Mann wirken sieht. Dann die Zurückreise, wo man ihn in so großen Gefahren sieht, und er sich mit Klugheit immer heraus-

zuhelfen weiß. Drittens die Ankunft in seinem Vaterlande, wo er die größte Vorsicht und Geduld üben mußte, wieder in seinen Besitz zu kommen. Diese Zeichnungen sind alle nach Antiken und etliche funfzig fertig. Ist das nicht eine herrliche Tapete für junge Prinzen?"

Wie sehr übrigens Tischbein das Glück zu würdigen wußte, unter der Aegide des hochherzigen Kunstbeschirmers Peter von Oldenburg zu leben, geht aus einer brieflichen Aeußerung vom 31. März 1823 an den Legationsrath Zehender hervor: „Wenn man neben einem reinen, großen, weisen Manne steht, wie unser Herzog ist, dann erhebt sich auch eines Andern Geist, und die Phantasie lodert flammend auf. So geschah es mir, als er mir den Auftrag gab. Blitzschnell sah ich Alles im Ganzen vor mir, was ich so lange vergebens gewünscht hatte ausführen zu können, und ich sah im Geiste an den Wänden schon Alles fertig!" — Nebenbei darf man nicht übersehen, daß Herzog Peter von Oldenburg, der bereits 1802 unseren Künstler durch große historische Aufgaben beschäftigte und denselben am 1. Januar 1808 in seine Dienste berief, unter allen Fürsten des neunzehnten Jahrhunderts der Erste war, der die Pflege der Kunst in monumentalem Geiste erfaßte und seiner Residenz die Weihe eines Kunsttempels verlieh. Aeußert er sich doch bereits unter dem 6. März 1817 gegen Tischbein: „Mir ist eingefallen, Sie zu ersuchen, dem „Hektor und der Kassandra" ein viertes Bild zuzuord-

nen; dann könnte ich sie in einem Saale des hiesigen Schlosses, den ich in Arabesken decoriren lasse, so aufstellen, wie uns Beispiele des Vaticans vorschweben.“ — Die ersten Versuche der wiederbelebten Wandmalerei in der Villa Bartholdy mit ihrem biblischen, und in der Villa Massimi zu Rom mit ihrem dichterischen Bilderstoffe begannen ja ebenfalls erst nach den Befreiungskriegen; die münchener Fresken sogar erst im Anfange der zwanziger Jahre, gegen deren Schluß Tischbein bereits vom Schauplatze seines kolossal ausgedehnten Wirkungskreises abgerufen wurde. Kolossal muß wohl das Bereich seiner Thätigkeit erscheinen, wenn man erwägt, daß er sich nicht allein mit Glück als Landschaft-, Blumen-, Thier-, Genre- und Portrait-Maler, sondern selbst als Kupferstecher versuchte. Wie er die ersten Blätter zu Schep's ornithologischem Werke lieferte, so hat er auch mehre Radirungen in Rembrandt's Manier, verschiedene radirte Familienbildnisse und Darstellungen nach Antiken hinterlassen. Seine Hauptstärke freilich besaß er als Portraitist. Man denke nur an die herrlichen Bildnisse Lavater's und Bodmer's, an das in $^3/_4$ Stunden vollendete Portrait der Gemahlin Friedrich's d. Gr., der Lady Hamilton, des Generals von Bennigsen, in ganzer und lebensgroßer Figur zu Pferde, an die vielen trefflichen Familienbilder des oldenburger Regentenhauses u. s. w. Welche Gewandtheit Tischbein in diesem Fache hatte, muß schon aus dem Umstande ersichtlich werden, daß er 1779 zu Berlin in einer ein-

zigen Jahresfrist 56 Portraits zu vollenden vermochte, unter denen sich mehre umfangreiche Familiengruppen des königlichen Hauses befanden. Zu wünschen wäre gewesen, wenn Tischbein auf der münchener Centralausstellung im Jahre 1859 vertreten werden sollte, daß man nicht aus Gotha sein Erstlingswerk, den Conradin, sondern seine Blüthenschöpfungen aus Oldenburg herangezogen hätte.

Aber was will das oben Berichtete sagen gegen den Umfang seiner Thätigkeit auf anderen Gebieten! Man denke nur an seine Zeichnungen nach antiken Vasen. Die glückliche Entdeckung der großen Grabstätte Großgriechenlands in der Umgegend Nola's im Jahre 1789, deren reiche Ausbeute der englische Gesandte zu Neapel, Ritter Hamilton, für 40000 Scudi ankaufte, brachte unseren Tischbein auf zwei höchst fruchtbare Ideen. Er edirte zunächst ein Kupferwerk von vier Bänden über antike Vasen, wozu nach seinen und Hamilton's Angaben den englischen Text der Fürst Italinsky verfaßte, während gleichzeitig eine französische Bearbeitung erschien. Diesem höchst schätzbaren Werke folgte ein noch wichtigeres. Tischbein war nämlich während seines Aufenthaltes zu Zürich im Jahre 1781 durch den Dichter Bodmer auf das Studium Homer's als Fundgrube bildnerischer Stoffe hingeführt worden. In Neapel erhielt diese Richtung durch die ununterbrochenen Anschauungen antiker Bildnerei reiche Nahrung. Nun überzeugte sich Tischbein nach und nach, daß die meisten antiken Bildwerke den

Schilderungen Homer's entnommen seien. Diesen Schöpfer der Kunst daher nicht allein durch antike Darstellungen zu illustriren, sondern gewissermaßen des ehrwürdigen Sängers Worte in antike Bildwerke umzusetzen, wurde jetzt die originelle Aufgabe dieses strebsamen Künstlers. So erschien denn das Prachtwerk: „Homer nach Antiken gezeichnet von Heinr. Wilhelm Tischbein, mit Erläuterungen von Chr. Gottlob Heyne. Göttingen 1801.“ Die Bearbeitung eines bei Colignon zu Metz erscheinenden französischen Textes übernahm Villers, eine Uebersetzung in's Englische Georg Tatter. Mit dem noch von Heyne commentirten sechsten Hefte gerieth aber das Unternehmen in's Stocken, bis 1821 bei Cotta in Stuttgart eine Fortsetzung mit Erläuterungen Ludw. Schorn's erschien. Indessen bereits 1823 erreichte auch diese Fortsetzung, was sehr zu beklagen ist, ihre Endschaft. Durch das Vasenwerk, wie durch den „Homer“ erhielten nämlich die Gebiete der Wissenschaft und Kunst eine wesentliche Bereicherung und Erweiterung. Dem classischen Alterthume, dessen Studium bisher fast nur auf architektonische und plastische Ueberreste beschränkt gewesen war, wurde durch die Anzahl der entdeckten Vasengemälde eine neue Seite abgewonnen, die malerische, sowie das antike Leben durch den Umfang des dargestellten Ideenkreises, der selbst das Genre der stillen Gemüthswelt und Häuslichkeit umfaßte, der modernen Anschauung erst lebensfähig und lebendig vor das Auge trat. Aber weil die neuen Entdeckungen auch manche

vorclassische Ueberreste zu Tage förderten, so wurde damit nicht allein ein unentbehrliches Glied in der Kunstgeschichte ausgefüllt, sondern auch durch diese Incunabeln der Kunst die Werke der Blütheepoche erst zu ihrem wahren Verständnisse gebracht. Erstaunenswerth waren die Opfer, welche dieses Unternehmen von Tischbein forderte! Tausende von Zeichnungen nach Antiken entwarf er mit eigener Hand oder ließ sie durch seinen Schüler, den 1840 als Akademie-Director zu Cassel verstorbenen Ludwig Hummel, anfertigen. Viele Hunderte davon wurden theils von Tischbein selbst, theils von Hummel, Unger und Morghen in Kupfer gestochen. Dabei traf er, der sich so ganz und gar in's classische Alterthum hineingelebt hatte, mit seinem sinnigen, kindlich-naiven Blicke bei den Erläuterungen stets so scharf den Nagel auf den Kopf, daß ihn die gelehrten Interpreten unablässig um Fingerzeige und Deutungen angingen. So ließ sich, um wenigstens einen Beleg zu geben, am 30. November 1803 Heyne vernehmen: „Fügen Sie mir Ihre eigenen Ideen über Alles bei; ich nutze alle Ihre Belehrungen und folge Ihren Erklärungen, so weit ich kann." Trotzdem aber sollten beide großartige Unternehmungen nicht so fruchtbar werden, als es die Sache verdient hätte. Tischbein hatte mit den Bearbeitern des Textes kein Glück. Heyne, der die Erläuterungen zum Homer begann, expectorirte sich zu phantastisch; Schorn mit zu schwerfälliger Gelehrsamkeit. Zu jedem Bilde die betreffenden Worte des Dichters und eine

kurze Notiz über Inhalt, Fund- und Aufbewahrungsort der antiken Darstellung wäre zweckdienlicher gewesen. Böttiger vollends machte die Fortsetzung des Vasenwerkes durch seine Weitschweifigkeit völlig ungenießbar. Daß Tischbein unter diesen Verhältnissen die Lust verlieren mußte, ist erklärlich. Um so erklärlicher aber, als er den Selbstverlag übernommen hatte und in seiner unpraktischen Weise den buchhändlerischen Betrieb sträflich vernachlässigte. „Sie sind ein großer Künstler, aber ein kleiner Geschäftsmann," schrieb ihm am 11. Juli 1803 der treue Hummel. Trotzdem aber schlugen alle Ermunterungen und Strafpredigten eines Heyne, Böttiger, Villers und Hummel nicht an, ihn auf seinen eignen Vortheil bedacht zu machen. Durfte er doch wenigstens noch als ein Glück preisen, daß sich endlich 1819, auf Herrn von Rennenkampff's Vermittlung, Herr von Cotta herbeigelassen hatte, den Verlag beider Werke, mit einem Vorrathe von über 400 noch unbenutzten Kupferplatten und vielen hundert Zeichnungen nach Antiken für den Spottpreis von 9000 Thlr. anzukaufen. Zeit und Mühe ungerechnet, hatte Tischbein an diese Schätze freilich fast das Dreifache des baaren Geldes verwendet: aber er hätte diese Einbuße immer verschmerzen können, wenn nur die Cotta'sche Verlagshandlung dieses unschätzbare Material nicht bis auf den heutigen Tag vergraben gehalten hätte. Das unter dem 24. October 1801 von der Societät zu Nismes erhaltene Ehrendiplom, sowie die öffentliche Anerkennung eines Wolf, Heyne, Schütz, Böttiger,

Millin und Anderer mußte unserem Tischbein die einzige Genugthuung für eine Leistung sein, deren Anfänge schon von fruchtbringendem Erfolge für die Alterthumsstudien waren und deren Fortsetzung um so dringender gewünscht werden muß, als der größte Theil der Hamilton'schen Vasen im Schiffbruche bei Plymouth untergegangen ist und nur 15 Stück davon in einer an's Land getriebenen Kiste gerettet wurden.

Ein zweites Kupferwerk, welches ebenfalls nicht über die ersten Anfänge hinauskam, war die 1796 zu Neapel erschienene Sammlung verschiedener, nach der Natur gezeichneter Thierköpfe, 16 Kupferplatten enthaltend. (Têtes de différens animaux dessinées d'après nature pour donner une idée plus exacte de leurs caractères. II vol. Naples 1796.) Tischbein hatte nämlich in Neapel vielfach mit der Schwierigkeit zu kämpfen gehabt, seinen Schülern den sichtbaren Ausdruck der menschlichen Charaktere recht einleuchtend zu machen. Da verfiel er auf die originelle Idee, den ähnlichen Ausdruck in den Thierphysiognomieen nachzuweisen. Diese Methode, welche das Urtheil schärfte, die Phantasie anregte und die Mühen des Studiums versüßte, erzielte die günstigsten Resultate.

Durch diese interessante Vorarbeit kam Tischbein zu dem noch bedeutsameren Studium der vergleichenden Physiognomik. Auch diese Anregung, wie so manche andere, verdankte er dem schon erwähnten Aufenthalte in der Schweiz. Außer Bodmer hat vielleicht kein Denker so wesentlich auf Tischbein's ganze Richtung

influirt, wie Lavater. Er leitete den wißbegierigen Kunstjünger zum Studium der menschlichen Physiognomik an, wodurch auch die Erringung der Meisterschaft in Auffassung der Thiercharaktere, worin er sich die Arbeiten eines Joh. Heinrich Roos und Joh. Elias Ridinger zu Vorbildern nahm, wesentlich erleichtert wurde. So ausgerüstet, stellte nun Tischbein in scharfbezeichnenden Abbildungen menschliche und thierische Charaktere einander gegenüber. Zugleich baute er aus der Masse seiner feinen Beobachtungen ein originelles System der Naturgeschichte auf, welches er „Natur und Meinung" betitelte und für seine verdienstvollste Arbeit erklärte. Dasselbe darf zwar, nach einer brieflichen Aeußerung Hellwag's, nicht auf erschöpfende und systematische Inventarisirung des Thierreiches Anspruch machen, wird aber, als scharfsinnige Naturanschauung des Malers, auch für den Naturhistoriker von Fach lehrreich. Ganz im Gegensatz zu den Phantasieen eines Baptista della Porta, der dem Menschen das Thierische angedichtet hatte, wies Tischbein das Menschliche am Thiere nach. Wie er die Säugethiere, auf die er sich in seiner Darstellung beschränkt, nach ihren Nahrungsmitteln in drei Classen theilt, in die, welche Pflanzen, welche Fleisch und welche beide Nahrungsstoffe fressen, und wie er aus der Nahrung den Charakter der Thiere ableitet, den Kräuterfressern das sanguinische, den Fleischfressern das cholerische Temperament zueignet: so nimmt er auch bei dem Menschen zwei Haupttemperamente an, das

sanguinische und cholerische. Den Phlegmaticus betrachtet er als einen kranken Sanguinicus, den Melancholicus als einen kranken Cholericus. Welch' ein Werth selbst von competenten Fachmännern auf Tischbein's scharfsinnige Bemerkungen gelegt wurde, beweiset nicht allein die Anerkennung des mit ihm befreundeten Leibmedicus, Hofraths Hellwag, zu Eutin, sondern vorzugsweise der hingebende Eifer, den selbst ein Blumenbach, sowohl während Tischbein's Aufenhalts zu Göttingen im Jahre 1801, wie auch in dem fortgesetzten Briefverkehre, der Ueberarbeitung der flüchtig hingeworfenen und unabläßig erbetenen Notizen Tischbein's widmete. Sehr zu beklagen ist es daher, daß dieser für Künstler und Naturhistoriker gleich wichtige Schatz noch immer ungehoben unter Tischbein's Nachlasse vergraben liegt.

Ein Hauptheil der Tischbein'schen Thätigkeit war aber seinen Idyllen-Skizzen zugewandt. Rastlos im Schaffen und unerschöpflich an sinnigen Ideen, war ihm eine Lieblingsbeschäftigung, das Leben mit seinen mannigfaltigen und wechselvollen Erscheinungen in künstlerisch abgeschlossenen und gewissermaßen epigrammatisch pointirten Darstellungen abzuspiegeln. Sein reines, offenes Auge gewann auch den unbedeutendsten und unbeachtetsten Gegenständen eine poetisch-gemüthliche Seite ab. Unermeßlich groß ist der Schatz seiner sinnigen Albumsblätter, welche sich theils noch in seinem Nachlasse vorfinden, theils in den Sammlungen der Kunstliebhaber nach allen vier Winden hin zerstreuet wurden. Dabei hegte er stets den Wunsch, an diesem

Ideenreichthume auch das größere Publikum Theil nehmen zu lassen. Er sah es daher gern, wenn Poeten seinen Bildern Worte gaben. Solcher Beischriften existiren mehre von Wieland, Goethe, Overbeck, Heinr. Meyer, Fouqué, Gramberg, Halem, vom Minister Reinhold, der Herzogin Amalie von Weimar, vom Fräulein von Goechhausen, von Christine Westphalen u. A. Einzelne dieser Paraphrasen, mit ohnehin durch den Stich verhunzten Nachbildungen sind auch in die Oeffentlichkeit gelangt, leider nicht zu Tischbein's Vortheil. Selbst die mehrfachen Versuche des großen Goethe, den naiven Kindern der Tischbein'schen Laune auf canzleistyl-mäßig geschultem Pegasus nachzutrotten, können nicht als besonders gelungen bezeichnet werden. Leider sollten die wohlgemeinten Winke des edlen Herzogs von Oldenburg unberücksichtigt bleiben, der sich am 23. December 1807 durch den Legationsrath Zehender vernehmen ließ: „Unter uns gesagt, der Herzog findet, daß Sie mit Ihren Sprüchwörtern und dergleichen mehr Zeit verlieren, als es für Ihre großen Gedanken und Sachen gut ist. Er schätzt Ihr Talent zu sehr, als daß er nicht jeden Augenblick, den Sie auf Nebensachen verwenden, für verloren halten sollte," und am 26. December 1812: „Sie werden sich der Worte des Herzogs noch erinnern, daß Sie sich nur mit dem Großen beschäftigen sollten, was Andere nicht machen können." Das Uebelste aber war, daß sich Tischbein durch sein minutiöses Spintisiren und Allegorisiren selber zu schrift-

stellerischen Versuchen im idyllisch-didaktischen Fache verleiten ließ. So spannen sich einzelne Idyllen zu umfangreichen Werken mit Illustrationen aus. Wir wollen aus der Masse derselben nur auf die „Sprüchwörter in Bildern" und auf die vom Schwachmaticus erzählte „Lebensgeschichte des Esels", eine launige Geschichte der Menschen nach ihren verschiedenen Temperamenten, hinweisen. Beide Werke sind unedirt geblieben. Während das erstere, als eine Moral in Bildern, ein äußerst lehrreiches Volksbuch hätte werden können, möchte an letztgedachtem Opus, nachdem der Text durch die Ueberarbeitung der Schriftstellerin Hermes gründlich verbalhornisirt worden ist, die Welt am wenigsten verloren haben. Schade, daß ein Kind und Winckler vergebens um Uebertragung dieser Arbeit ambiren mußten, und auch Joh. Dan. Falk mit seinem Anerbieten einer poetischen Bearbeitung nicht zugelassen wurde.

Aber in Tischbein's unruhigem Kopfe hatten stets dreizehn Hasen nur zwölf Nester, weshalb einer den anderen unabläßig ausjagte, womit leider Zeit und Kräfte noch mehr zersplittert wurden. Wie er die Literaten als Paraphrasten seiner Bilder anspannte, so behelligten ihn wiederum die Schriftsteller mit Illustrirung ihrer Werke. Hier verlangt der Dichter Overbeck ein Titelkupfer zu seinem „Anakreon". Tischbein, der zu diesem Zwecke „das Nest des Amor" entwarf, beutete aus reiner Privatpassion diese Idee zu einem ganzen Neste voll Anakreontischer Bilder aus. Dort

wieder bittet Böttiger um ein Vasenbild zu seiner Abhandlung über die etrurischen Gefäße; dann um eine Federzeichnung für die neubegründete „Abendzeitung"; Eberhard um eine Titel-Vignette für die Zeitschrift „Salina", und Soltau um zwölf Illustrationen zu seiner Uebertragung des „Reinecke Fuchs" in's Englische, sowie um zwei neue Zeichnungen für eine hinterher unter des Uebersetzers und Illustrators Namen zu edirende deutsche Ausgabe. Dieser letztgedachte Stoff war so recht nach Tischbein's Geist und Sinn und er erging sich daher auch auf eigene Hand in einer Menge selbstständiger Compositionen zu diesem Epos. Schade, daß bis auf ein einziges Titelkupfer zur Ausgabe vom Jahre 1823, auch diese Sachen leider der Welt vorenthalten blieben, wodurch die Gelegenheit benommen ist, ihn bereits auf einem Gebiete glänzen zu sehen, auf welchem erst mehre Decennien später Wilh. Kaulbach so reiche Lorbeeren pflücken sollte. — In gleich lebhafte Bewegung versetzte ihn Freiherr von Seckendorf, welcher unter dem Pseudonamen Patrik Peale in Gemeinschaft mit Frau Hendel-Schütz durch seine rhetorischen und mimisch-plastischen Darstellungen großes Aufsehen erregte, und im Sommer 1811 eigens eine Kunstwanderung nach Eutin antrat, um auf das Urtheil des derzeitigen größten Charakteristikers zu compromittiren. Tischbein bethätigte seinen Beifall dadurch, daß er sich herbeiließ, nach Patrik Peale's Darstellungen mehre Abbildungen zu entwerfen, welche, nebst denen Frdr. Barthel's

und anderer Künstler, später der 1816 bei Vieweg in Braunschweig erschienenen Mimik Seckendorf's im Kupferstich beigefügt wurden. — Und wie der Herzog von Oldenburg sogar von Tischbein's Hand ein Project zum Denkmal für die unter napoleonischer Herrschaft erschossenen Patrioten, Ludwig von Berger und Chr. Dan. von Finck, und wie noch 1826 Gust. Ad. Grahe eine Illustration zu seiner „Anatolica, der Braut von Missolunghi" verlangte: so rissen auch die freundschaftlichen Zumuthungen nie ab, von Tischbein's Meisterhand contrefeiet zu werden, ein Albumsblatt oder auch Umrißzeichnungen seiner größeren Historienbilder zu erhalten.

Und zu aller dieser Zersplitterung seiner Zeit und seiner Kräfte bringe man schließlich auch noch die riesige Ausdehnung seiner brieflichen und persönlichen Verbindungen in Anschlag. Wie tausendfach Tischbein, der gefeiertste Maler seiner Zeit, der mit seinem reichen Geiste auch das Gebiet der Wissenschaft umfaßte, in Anspruch genommen wurde, dafür bietet den besten Beleg sein hinterlassener Briefwechsel. Die Zahl seiner Correspondenten beläuft sich über hundert. Mit einigen derselben stand er in ausgedehntem Verkehre. Von seinem Schüler Hummel sind allein 105, vom Legationsrath Zehender sogar 195 Briefe noch vorhanden. Und wie enorm hoch muß die Totalsumme veranschlagt werden, wenn man erwägt, daß sich ein Vorrath von über 800 Briefen erhalten zeigt, ungeachtet fast sein ganzer Briefschatz

aus der größeren Lebenshälfte bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland verloren gegangen ist, eine Unzahl seiner eigenen Briefe in verschiedenem Privatbesitze noch unter Verschluß liegt, und viele hundert Briefconcepte aus dem Nachlasse dabei nicht einmal mitgerechnet werden. Welcher Richtung und von welcher Bedeutsamkeit ihr Inhalt ist, wird sich schon aus der Auswahl folgender Namen errathen lassen: Goethe, Chr. Adolph Overbeck, Ludw. Theob. Kosegarten, von Halem, von Gerning, Starklof, von Seckendorf, A. G. Eberhard, Soltau, Ernestine Voss, Fräulein von Goechhausen, Amalie Schopenhauer, Christine Westphalen, Fr. Aug. Wolf, Heyne, Böttiger, Schorn, Heinr. Meyer, Heinr. Tischbein, Hamilton, Italinsky, Millin, Tatter, Villers, Blumenbach, Lavater, Heeren, Wilken, Bouterweck, Reinhold, Schlichtegroll und Körte. Ja selbst unter den fürstlichen Zuschriften gehen viele, z. B. die vom oldenburgschen und weimarschen Hofe, nicht nur über das Interesse eines bloßen Formalitäts-Verhältnisses hinaus, sondern dieselben beanspruchen sogar, als Documente ausgezeichnetster Geistesbildung und hochsinnigster Denkungsart, die Theilnahme weiterer Kreise. Aber Tischbein, der in Wahrheit dem Herrn von Rennenkampff schreiben konnte: „Die besten Männer dieser Zeit habe ich zu Freunden gehabt, die haben mir mein Herz gebildet,“ stand auch in seiner anspruchlos liebenswürdigen Persönlichkeit als

Mensch gleich achtungswerth da, wie als Künstler. Aufopfernd dienstwillig und neidlos anerkennend, wie er war, verstand er nicht allein zu fesseln, sondern auch geistig anzuregen. So fand denn, bei seiner echt deutschen Gastlichkeit, sein Haus unglaublich reichen Zuspruch. Nach vielfachen Berichten geist- und gemüthvoller Touristen gewährte es einen wahren Hochgenuß, den gemüthlichen Altmeister an der Seite seiner stattlichen und liebreichen Gattin im Kreise seiner Kinder, fünf blühender Töchter und eines Söhnleins, walten zu sehen. Geist, Liebe, Frohsinn und Geschäftigkeit herrschte in diesem Kreise. Der Thätigste war der ehrwürdige Meister selbst, der, durch eigenes Schaffen noch nicht befriedigt, stets einen Kreis wißbegieriger Zuhörer, kunstsinniger Gäste und ausübender Schüler um sich versammelt sah. Welch eine Unterhaltung aber auch gewährte dieses Haus in seiner geschmackvollen, für jedes einzelne Zimmer charakteristischen Ausstattung, mit dem Schmucke nicht allein Tischbein'scher, sondern auch der Meisterwerke älterer Malerschulen, mit den zahlreichen Mappen aquarellirter Skizzen, mit den Abbildungen griechischer, römischer und germanischer Grabesausbeute, mit dem kostbaren Schatze antiker Cameen und dem Zauber der seelen- und geistvollen Erläuterung des liebenswürdigen Hausherrn selbst!

Und dieser so gehetzte, seine Kräfte selber so zersplitternde Tischbein verfaßte auch noch das umfangreiche Werk seiner Lebensgeschichte. Die Veranlassung dazu bot Goethe's „Wahrheit und Dichtung".

Der unbefangene, kindlich naive und gemüthliche Tischbein, der einer der scharfsichtigsten Menschenbeobachter war und Goethe'n genau kannte, fühlte sich nicht durch den Ton dieser Selbstschilderung angesprochen, weil er dieselbe auf Kosten der ungeschminkten Wahrheit für zu dichterisch ausgeschmückt hielt. Da ließ er sich denn um so leichter bereit finden, den Bitten seiner Freunde und Verwandten Folge zu leisten, ihnen aus seinem eigenen Leben einige Aufzeichnungen als Blätter theurer Erinnerung zu gönnen, als er sich nicht lange zuvor durch seinen Freund Zehender um biographische Notizen zu einem raisonnirenden Kataloge über die herzoglich-oldenburgsche Gemäldesammlung angesprochen sah. Nachdem er für diesen Zweck gegen den Schluß des Jahres 1810 die Feder erst angesetzt hatte, fuhr er nun für den erweiterten Plan munter fort, sich ohnehin durch die Kriegswirren in manchem seiner Pläne gehemmt fühlend, und daher im Blicke auf die Vergangenheit eine erwünschte Zerstreuung suchend. „Daß Ihnen einige Stellen aus meiner Lebensgeschichte gefallen haben," schreibt er bald darauf an einen Freund, „freuet mich sehr. Ich habe sie in aller Unschuld geschrieben, und so viel Papier und Dinte dabei gespart, wie möglich." — Auch meldete sich bereits, noch ehe das Werk vollendet war, ein Verleger, über den Tischbein unter dem 20. April 1812 dem Consistorialrath Römer zu Braunschweig schrieb: „Ich habe ihm leider noch nicht geantwortet. Ich wollte ihm sagen, daß Sie es erst durchsehen

müßten, ob Sie es der Mühe werth finden, daß es gelesen werde. Auch glaube ich, daß es erst bearbeitet werden muß, vielleicht Vieles heraus und Manches noch hinzu. Ich will Ihnen die Lebensbeschreibung schicken, wenn Sie mir Ihre reine Meinung darüber sagen wollen, ob sie was werth ist, oder besser, die Tabackspfeife dabei anzuzünden." — Römer, dem der erste Entwurf vorgelegt wurde, theilte denselben seinem Freunde, dem Grafen Vollrath von Solms-Rödelheim mit, der in einem schriftlich abgefaßten Gutachten auf manche Lücken aufmerksam machte und dadurch schätzbare Nachträge veranlaßte, welche am gehörigen Orte eingeschaltet wurden. Leider aber war Römer durch Berufsgeschäfte behindert, dem Manuscripte alle die Muße zu widmen, welche dessen Redaction erfordert haben würde. Zum Glück wurde Tischbein's Interesse für diese Arbeit von anderen Seiten durch Aufmunterung stets wach erhalten. So äußerte sich am 25. Juli 1818 Staatsrath Nicolovius: „Vor Allem sage ich Ihnen, daß Sie Ihre Lebensgeschichte vollenden müssen, die Ihnen und Anderen eine Lebensverjüngung werden muß. Man hat's gar zu selten, daß, nicht etwa der fingerfixe Schriftsteller, der sein Buch gut zu machen weiß, sondern ein ungelehrter Naturmensch, an dem der liebe Gott recht viel, und der Präceptor sehr wenig gethan hat, was er mit seinen eigenen, wunderbar schön facettirten Augen gesehen und in seines Herzens stillem Sinn und Geist beobachtet und erfahren hat, in seiner

eigenthümlichen, nicht glatt geübten oder corrigirten Sprache hingiebt. Das sind neue, frische Naturbilder, die nicht unter dem Schwarme ähnlicher hinsterben, sondern fest und unvertilgbar unvermischt bestehen, und deren sich noch Kinder und Enkel freuen werden." In gleichem Sinne sprachen sich Friedr. Aug. Wolf, Christine Westphalen, von Seckendorf, von Rennenkampff, Zehender, Ricklefs und der Geheime-Hofrath Starklof zu Oldenburg aus. Der Letztgenannte erwarb sich ohne Frage die größten Verdienste um Förderung dieses literarischen Unternehmens. Ihm hatte Tischbein das Manuscript zur Durchsicht übergeben, und wie er sich mit unverdrossenem Eifer der Bearbeitung und Reinschrift unterzog, so zeigte er sich auch mit einer wahrhaft rührenden Pietät stets bemüht, den Verfasser im Feuer zu erhalten und ihn vor zersplitternden Nebenbeschäftigungen zu bewahren. Leider war Starklof selber zu productiv, um sich bei dieser kritischen Aufgabe ganz verläugnen zu können. Während er nur bearbeiten sollte, überarbeitete er, so daß Tischbein beim Vorlesen mißmüthig ausrief: „Das bin ich nicht!" Starklof fühlte das selbst, indem er am 15. September 1820 an Tischbein schrieb: „An manchen Stellen habe ich im flüchtigen Ueberblicke schon bemerkt, daß ich von dem Meinigen etwas hinzugethan habe, was die Einfachheit und Originalität Ihres Styles unterbricht. Das muß wieder heraus." Zur Entschuldigung des würdigen Mannes muß man indessen bemerken, daß die Bearbeitung eines Tisch-

bein'schen Manuscriptes von so großem Umfange eine eben so unerquickliche, wie mühselige Arbeit ist. Denn bei aller Anmuth und Plastik der Darstellung war Tischbein doch ein sehr ungeschulter Schriftsteller, der es, bei einer äußerst unleserlichen Handschrift, mit Orthographie und Grammatik entsetzlich leicht nahm, namentlich mit den Eigennamen unbarmherzig umsprang, und von Natur zu einer gewissen epischen Breite geneigt, in unsystematischer Weise seine Gedanken durch einander warf, jedes Papier, jedes lose Schnitzelchen und Couvert, welches ihm unter die Hände kam, zu beschreiben und zu bemalen pflegte, wann ihm irgend ein Einfall durch den Kopf fuhr. Merck, der sich das Verdienst erwarb, zuerst auf Tischbein's schriftstellerisches Talent aufmerksam zu machen, indem er im Merkur (1781, II, p. 48—55) einzelne, aus Rom an Tischbein's Bruder gerichtete Briefe abdrucken ließ, sagt zwar: „Man hat die naive, edle und einfache Sprache dieser Briefe nicht mit einem Jota verändern wollen, und man glaubt, durch diese Delicatesse der Behandlung am meisten bezeugt zu haben, wie sehr man ihren inneren Werth schätzt. Die Sprache des Herzens, das Gefühl des Wahren, der Drang es zu sagen, ohne Worte dafür zu finden, wird Jedem einleuchten, — und derjenige, der hier Plattheiten oder Wiederholungen findet, oder Präcision vermisset, oder Sentenzen und Orakelsprüchen, mit epigrammatischen Antithesen gewürzt, auflauert, ist an seinem eigenen Leibe gestraft genug, daß wir, um nicht sein Elend

zu vermehren, unsers Tadels hier gern müßig gehen können." Allein wer nur jemals eine einzige Zeile von Tischbein's Handschrift zu Gesicht bekommen hat, wird von vorn herein sagen müssen, daß es mit obigem „Jota" sicherlich nicht in buchstäblichem Sinne gemeint sein könne. — Fühlte sich nun Tischbein durch die Starklof'sche Ueberarbeitung in seinem Eifer abgekühlt, so brachte ein zweiter Uebelstand das Unternehmen ganz in's Stocken. Er hatte die Absicht, seine Lebensbeschreibung durch radirte Portraits zu illustriren. So heißt es in einem Briefe vom 3. Januar 1814: „An meiner Lebensbeschreibung habe ich auch Manches zugeschrieben, und den Großvater und Großmutter in Kupfer radirt. Auch habe ich ein Familiengemälde bekommen, das mein Onkel als Knabe gemalt hat, wo die sieben Söhne und zwei Töchter auf sind, die alle Künstler wurden. Das werde ich suchen auch in Kupfer machen zu lassen, und ist aller Beschreibung vorzuziehen, indem man sichtlich vor Augen hat, wie die zwei Alten ihre Kinder zu Fleiß und Künsten unterrichten." Am 24. Juli 1814: „An meiner Lebensbeschreibung habe ich gearbeitet, und habe nun auch noch mein Portrait, als ich sechs Jahr alt war, das will ich dazu setzen, und das, als ich sechzig war." Am 5. April 1816: „Nun habe ich auch mein Portrait bekommen, was Lips in Rom nach mir zeichnete, als ich zwei und dreißig Jahr alt war; ich will sehen, daß es in Kupfer gemacht werde; dann sieht man den Menschen im sechsten Jahr, im zwanzig-

sten, im dreißigsten, im sechzigsten, und wer weiß, wann ich noch ein späteres von mir haben kann." Den 8. November 1816: „Ich habe mich, den kleinen Wilhelm, auch schon in Kupfer radirt. Wolf munterte mich sehr dazu auf, und wollte, daß ich die Gelehrten und vorzüglichsten Männer, mit welchen ich Bekanntschaft gehabt hätte, darin nenne." Den 13. April 1822 endlich: „So ist es auch mit meiner Lebensbeschreibung, wozu ich Kupferstiche machen lassen wollte. Aber das währt eine Ewigkeit und geht Alles verloren." — Und wie diese nebst unzähligen anderen Störungen dem Abschlusse des Unternehmens stets hemmend in den Weg traten, so mußte dasselbe wohl unvollendet bleiben, zumal der tiefe und reiche Geist Tischbein's, in Folge übermäßiger Anstrengung, in völlige Apathie verfiel, von welchem qualvollen Zustande den allverehrten Meister am 26. Juni 1829 ein sanfter Tod erlöste.

Da wandte sich Tischbein's Wittwe an den langjährigen Freund des Abgeschiedenen, an Römer, mit der Bitte, sich der Redaction des literarischen Nachlasses annehmen zu wollen. „Sie müssen mir beistehen," heißt es in einer Zuschrift vom 28. Juli 1831, „um den großen Geist, der uns hier verlassen hat, wieder hervorzurufen. Wie viele Sachen hier liegen! Ich habe Alles aufbewahrt, Jedes und jeden Gedanken, den der nun in Gott ruhende Vater gedacht und geschrieben hat. Was soll ich thun? Rathen Sie mir. Es liegt hier Alles wie begraben. Sie

glauben nicht, wie still es hier geworden ist. Hier ist jetzt Niemand mehr, der die Sachen sehen und lesen mag!" — Römer, der die seltene Gabe besaß, sich treu in Tischbein's Eigenthümlichkeit hineinzuversenken, unterzog sich, nach Empfang sämmtlicher Scripturen, der mühseligen Aufgabe, sich durch den ganzen handschriftlichen Wust durchzuarbeiten, die Biographie mit werthvollen Zusätzen aus dem bisher noch unbenutzten Vorrathe zu bereichern, und den Originaltext in seiner Ursprünglichkeit wieder herzustellen. Leider ließ er sich durch das reiche Material verleiten, nicht allein aus Briefen von und an Tischbein, sondern auch aus bereits gedruckten Quellen Zusätze einzuschalten, wodurch die Authentie der Tischbein'schen Darstellung allerdings geschmälert wurde. So sammelte und baute der fleißige Mann fort, bis auch ihn, den ohnehin mit Berufsgeschäften Beladenen, von Leiden Gebeugten, die Schwächen des herannahenden Alters erlahmen ließen. Da wurde mir um Michaelis 1842 die Freude zu Theil, meine Beihülfe zugelassen zu sehen. Nachdem ich mich zuvor durch den Ballast tausender und abertausender Notizen durchgewühlt und sämmtliche Original-Lesarten mit den verschiedenen Bearbeitungen verglichen hatte, wurde zu einer gemeinschaftlichen, abermaligen Revision des Textes geschritten. Hiebei stellte sich die Nothwendigkeit heraus, bei dem ursprünglichen Plane Tischbein's zu beharren, wenn auch das Ganze, bei einer fühlbar ungleichartigen Ausführung, mehr oder minder Fragment bleiben mußte. Daher

wurde alles aus Druckschriften und Briefen Nachgetragene wieder entfernt, während bei Sichtung der Original-Papiere der Text durch neuen Zuwachs fast um ein Drittheil seines Inhalts gewann. Um in das Ganze mehr Schattirung zu bringen, wurde es in verschiedene Abschnitte getheilt, wie sie sich aus dem Lebensgange und der Erzählung des Verfassers am natürlichsten entwickeln wollten. Hieraus entsprang wiederum das Bedürfniß, einzelne Abtheilungen, denen es an Klarheit und Einheit mangelte, mit behutsamer Hand durch Umstellung des Materials umzuschmelzen, wie es z. B. mit dem Capitel über „Holland" und über „den ersten römischen Aufenthalt" geschah. Die wesentlichste Veränderung aber erhielt das Werk durch Anwendung einer schärferen Feile, indem alle Wiederholungen und Auswüchse, gegen welche sich bisher eine zu weit getriebene Pietät allzu schonend erwiesen hatte, weggeschnitten wurden. Freilich würde es ein Leichtes gewesen sein, noch hie und da durch schärfere Politur Unebenheiten zu beseitigen, wenn man nicht befürchtet hätte, mit dieser liebenswürdigen Nachlässigkeit auch das charakteristische Gepräge zu verwischen.

Nun blieb mir noch die Aufgabe übrig, auch den Abschnitt über „Neapel" zu bearbeiten, mit welchem sich mein Mitarbeiter bisher nicht befaßt hatte. Ich kann es nicht verhehlen, daß sich gerade hier die größten Schwierigkeiten darboten, indem der Verfasser im Schreiben ermüdet zu sein scheint, weshalb wesentliche Partieen

nur skizzenhaft von ihm behandelt wurden. Daher hatte denn gerade in diesem Theile Starklof den guten Tischbein in seiner natürlichen Bewegung mehr als sonst eingezwängt, und nebenbei viel brauchbaren Stoff unbenutzt gelassen. Aus der ihm unbekannt gebliebenen reichen Fundgrube des Ergänzungsmaterials hatte ich daher gleichsam ein musivisches Werk nach vorgeschriebener Zeichnung zusammenzustellen. In noch vollerem Maße fand dieses in dem Schlußabschnitte „über die letzten Lebensjahre Tischbein's" Statt, welcher nur aus losen Gedankenspänen zusammengesucht werden mußte. Nach Jahresfrist lag das, mit meinem Vorberichte versehene, unter Römer's und meinem Namen herauszugebende Manuscript zum Druck vollständig abgeschlossen vor. Dasselbe wanderte nun leider aus einer Hand in die andere, und unzählige Bedenken und Differenzen wollten nie die Veröffentlichung zu Stande kommen lassen. Erst am 31. März d. J. wurde mir dasselbe zum Zweck der Herausgabe, von Tischbein's würdigem Sohne, dem Herrn Oberförster Peter Tischbein zu Herrstein bei Kreuznach, zurückgestellt. Nach Verlauf einer so langen Reihe von Jahren schien mir nun nicht allein eine sachgemäße Umgestaltung meines Vorberichtes, sondern auch eine abermalige, sorgfältige Durchsicht des Tischbein'schen Textes erforderlich. Tief beklage ich, daß es nun keinem der verehrten Männer, welche sich um Förderung dieses, den Manen Tischbein's gewidmeten Denkmales so große Verdienste erworben haben, mehr vergönnt ist, die Freude über

die endliche Entledigung dieser heiligen Pflicht gegen Mit- und Nachwelt mit mir theilen zu können!

Jedenfalls dürfte die dargebotene, reiche Lebensausbeute eines vielseitig und hoch gebildeten Geistes große Lücken in der Literatur- und Kunstgeschichte auszufüllen geeignet sein. Zugleich empfiehlt sich diese Lebensschilderung, als ein treuer Seelenspiegel eines tiefgemüthlichen, zartempfindenden Künstlers, der obenein ein scharfsinniger Menschenbeobachter war, zu einem lehrreichen Buche für die Schule des Lebens. Was man von Tischbein's Darstellung zu halten hat, spricht Wilhelm Körte gegen Römer in einer Zuschrift vom 9. Juli 1838 sehr bezeichnend aus: „Tischbein's Beschreibungen der Bilder sind in der That lebendiger, präciser, als Winckelmann's und Wilhelm Heinse's. Die Letzteren malen mit farbenreicheren Worten, poetischer umschreibend, enthusiastischer, begeisternder; aber unser Meister giebt uns das Bild mit so wenigen, so innigen, so herzwarmen Zügen, daß ich das Bild selbst zu schauen glaube, nur das Bild selbst liebgewinne, und des Cicerone fast ganz vergesse. Wer hat des Tizian „Danae" mit wenigen Worten so decent, so sittlich üppig möchte ich sagen, so reizend beschrieben, als es an jener Stelle geschieht. Wie wehet und lebt des alten Herodot Einfalt, Weisheit und Unschuld in jeder Zeile dieser Biographie!" — Nur ist, setze ich hinzu, zu einem erquicklichen Genusse dieser Lectüre nichts erforderlicher, als Ruhe der Seele. Man darf nicht vergessen, daß

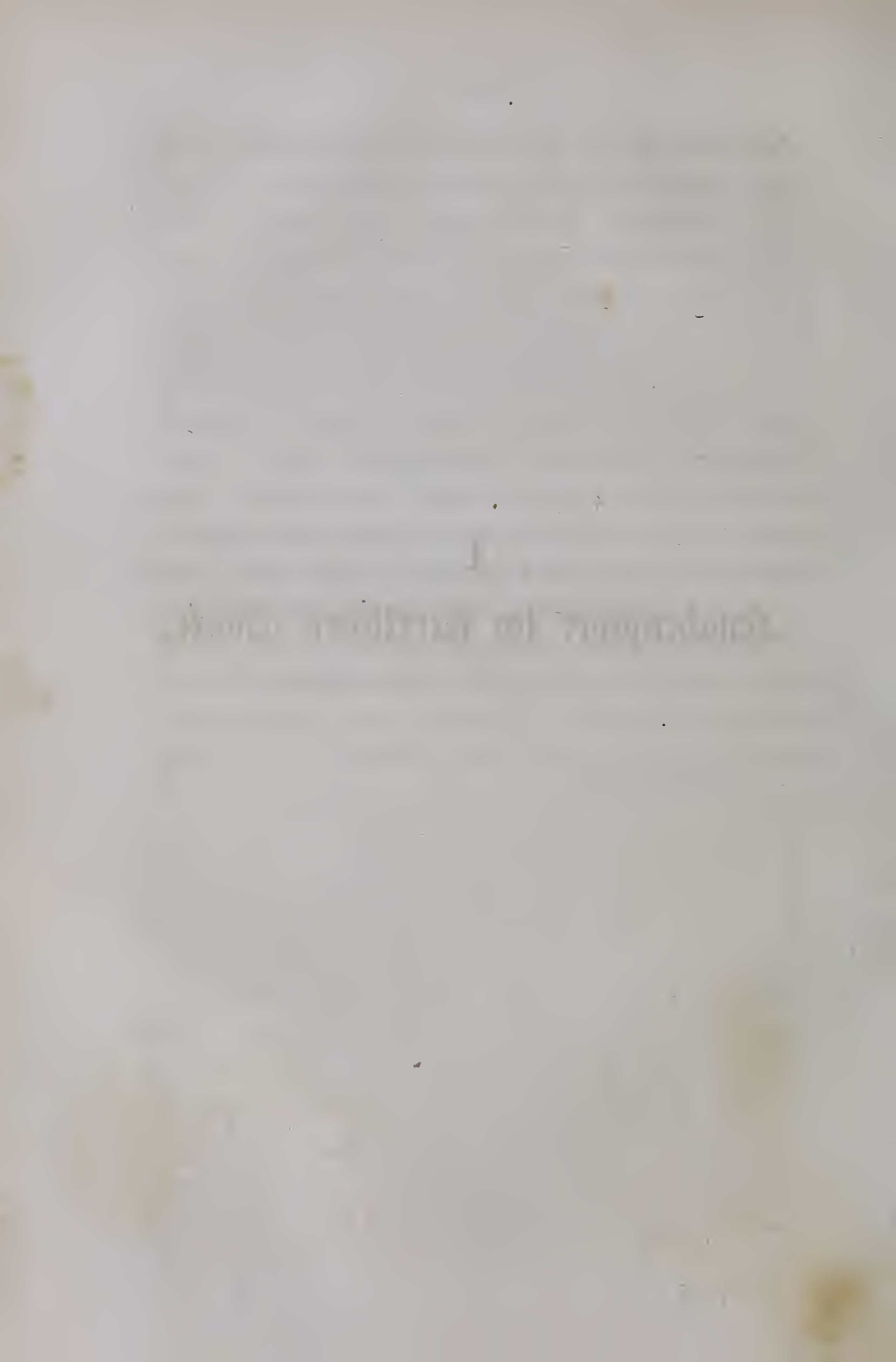
hier ein ehrwürdiger Greis aus seinem bewunderungswürdigen, man möchte sagen: „classischen“ Gedächtnisse, seinen Kindern und Freunden die Geschichte seines Lebens erzählt. Wie er nun selbst stets bedachtsam, sanft und herzlich sprach, so ist dieser Ton auch beim Vorlesen dieses Werkes zu empfehlen. Jedes Pathos des Vortrages würde die Wirkung vernichten. Ein Andante con voce temperata würde das beste Tempo sein. — Und so wünsche ich, daß dieses Vermächtniß eines an Geist und Gesinnung gleich Tüchtigen eben so leicht seinen Weg zu den Herzen edler Menschen finden möge, wie ihn im Leben stets durch Wort und That der edle Abgeschiedene gefunden hat!

Braunschweig, 1861.

Carl Schiller.

I.

Knabenjahre im elterlichen Hause.



Mein Vater hatte in seinem Pulte eine Bibel, worin er den Tag und die Stunde geschrieben, wann ihm ein Söhnlein oder Töchterlein geboren war. Darin stand: „1751 den 15. Februar zwischen 4 und 5 Uhr Morgens wurde mir ein Knäblein geboren, den nannte ich Johann Heinrich Wilhelm." Das bin ich! Die fünfte Stunde Morgens ist eine schöne Stunde, aus dem dunkeln Schlaf in's lebendige Licht zu treten. Es sind nun sechzig Jahre, daß ich auf der Welt bin; dreißig Jahre lang bin ich immer mit und vor der Sonne aufgestanden, habe die Hälfte der Nächte geträumt; habe also doppelt so viel gelebt, als Einer, der nicht früh aufsteht und nicht lebhaft träumt.

Meiner Existenz ward ich zuerst inne, als ich auf die Nase gefallen war. Meine Mutter hatte mich, da ich noch nicht gehen konnte, einem Burschen zur Wartung übergeben. Der stellte mich vor unserer Thür an eine Ziege, die Apfelschalen fraß. So lange das Thier still stand, konnte ich mich daran halten; aber während ich mich über dasselbe freute, sprach er mit jemand Anderm und ließ mich allein. Als nun die Apfelschalen verzehrt waren, ging die Ziege fort; und da ich noch nicht allein stehen konnte, fiel ich auf die Nase. Ueber mein Jammergeschrei kam meine Mutter herzugelaufen und schalt den Jungen, daß er mich so habe fallen lassen. Da erfuhr ich, daß ich etwas werth sei, indem

so Viele um mich bemüht waren und mir das Blut abtrockneten, mich beklagten und jenen Menschen schalten. —

Nachdem die Erkenntniß bei mir auf eine so empfindliche Art durch Schmerz geweckt und ich nun meiner bewußt war, wurden mir auch nach und nach die Dinge und Menschen bemerklich, die mich umgaben. So lernte ich durch sanfteren Händedruck das Wohlwollen, die Liebe, meine Mutter und meinen Vater kennen; ich merkte, daß ich von ihr Gutes und Pflege erhielt, Schutz in ihrer Nähe und Warnung in der Ferne hatte. So hing ich an ihr, wie sie an mir. Kühn auf ihren Schutz, wurde ich freier und entfernte mich von ihrem Schooße; denn ihre Augen hatten Acht und ihre Arme und Hände schützten mich. Aus ihren Händen lief ich in des Vaters Arme, der mich oft kräftig in die Höhe hob und mich Mond und Sonne sehen ließ. Und es wurde heller um mich und ich sah immer deutlicher ein, wie sich dies und das von jenem unterschiede. Von meiner Mutter lernte ich sprechen, von dem Vater aber die Sachen mit dem rechten Namen nennen.

Der enge Kreis von Kenntniß wurde erweitert. Fern von unserer Wohnung lernte ich das Haus meiner Großeltern kennen, den Großvater und die Großmutter mit ihren Kindern und Kindeskindern, welche bei ihnen wohnten und mit denen wir oft zusammenkamen. Dort erhielten wir Kinder die erste Aufmunterung zu nützlicher Beschäftigung. — Doch ehe ich weiter von mir etwas sage, muß ich von meinen Großeltern, Vaters Brüdern und Schwestern erzählen. Wem daran gelegen ist, den einzelnen Menschen genau zu erforschen, dem wird dies leichter, wenn er die ganze Familie desselben kennt; denn die hat Aehnliches und man sieht den Einfluß, der auf ihn wirkt, und wie er jedes aufnimmt und betrachtet. Man findet auch wohl Menschen in weiter Ferne,

die man vorher nie gesehen hat, bei denen man sich aber auf den ersten Blick für überzeugt hält, daß sie zu einer Familie gehören, die man kannte. Auch verdienen es meine Großeltern, gekannt zu sein, und ich rechne sie zu den Edelsten, welche ich auf meinem Erdenwallen gefunden habe. Der Mensch, welcher gewissenhaft seinen Beruf erfüllt, daneben für sich und Andere Nützliches wirkt, durch sein Beispiel dazu beiträgt, Menschen zu veredeln, und zum Nöthigen auch das Schöne schaffet und das Gute, — der ist der Ehre seiner Mitbrüder werth und sein Name und sein Wirken verdient bei der Nachkommenschaft erhalten zu werden. Das Glück und das Ungefähr führt oft Menschen von großen Geisteskräften auf den Weg, glänzende Thaten auszuführen; aber bei den Geringen, die im Stillen ohne Lärmen Gutes wirken, da sind die wahren Tugenden.

Johann Heinrich Tischbein: so hieß mein Großvater, von dem alle Künstler dieses Namens abstammen. Wie man mir erzählte, war er aus Marburg nach Haina gekommen, wo er die Hospitalbäckerei übernahm. Meine Großmutter war aus Bingen am Rhein, Tochter eines Schlossers Hinsing, der auch künstliche Uhren machte und selbst an einem Weltsystem arbeiten half. Sie kam mit der Obervorsteherin des Hospitals als Gesellschafterin nach Haina; und als sie einfuhren, waren viele Menschen versammelt, um ihre Oberin zu sehen. Auf der Brücke nun sagte die Obervorsteherin scherzend: „Susanna, da steht Einer mit braunem Haar, der muß dein Bräutigam werden.“ Aus dieser Vorhersagung wurde Ernst. Sie sahen sich, gefielen einander, heiratheten sich und wurden die Eltern von sieben Söhnen und zwei Töchtern. — Der Wirkungskreis meines Großvaters war sehr beschränkt; hatte er aber sein Berufsgeschäft vollendet, dann füllte er

die übrigen Stunden mit Drechseln und Tischern aus; bildete schönes Hausgeräth, hübsch ausgelegte Nähekästchen und Klöppelchen, womit die Großmutter zierliche Spitzen schlug. Auch zeichnete er kunstreiche Muster und Blumen mit Indigo zum Sticken; indeß sie, als Meisterin in dieser Kunst, die jungen Mädchen in mancherlei weiblicher Arbeit unterrichtete. Uebrigens war er ein Mann von einem hellen Blick in's Ganze; leicht stellte sich ihm dar, was nützte und taugte; dies wurde dann ergriffen und kräftig ausgeführt; er folgte der inneren Stimme in Allem, was Gewissen und Pflicht ihm thun hieß.

Gott braucht nicht den Berg Sinai, wo er dem Aegyptier, der die Höhe erstieg, im gesammelten Wetter, welches in der Wüste donnerte, die zehn Gebote ertheilte; er spricht auch in ruhiger Stille. Er schreibt dem Kinde, noch ehe dasselbe von der Mutter in die Wiege gelegt ist, wenn der erste Schlag des Pulses beginnt, mit reinem, unvertilgbarem Golde seine Gebote in's Herz und erneuert stets die zerbrochenen Tafeln. Seine Stimme ist noch die, mit der er den Vätern hieß, die Worte in das heilige Buch zu schreiben; seine Schrift aber ist nicht allein hebräisch. Er schreibt mit sichtlichen Worten, Jedem verständlich. Seine beste Schrift ist der bewegliche Mensch, von dessen Handlungen man lernet.

Um auf meinen Großvater zurück zu kommen, so war er immer mit sich zufrieden und begehrte wenig. Das erfreulichste Geschenk, was man ihm geben konnte, war ein Pfeifenkopf; er hatte eine Sammlung davon. Auch ergötzte er sich wohl an einem Vogel, einem Blutfinken, einer Amsel, die er abgerichtet hatte, Lieder zu flöten; und neben diesen war ich sein Liebling. Sobald sein Geschäft geendet war, kam er, mich zu warten, und trug mich nach meinem Willen, wohin ich verlangte; war unverdrossen, wenn ich auch un-

artig war, und wußte auf eine freundliche Art mich zum Bessern zu lenken. — Vorsichtige Besorgniß, gewissenhafte Thätigkeit, zu ersetzen, wo Mangel war, zu erfüllen, was Hülfe heischte, Rechtlichkeit, stetes Vertrauen, ein Herz wie Gott es schuf, und ein reiner Glaube, nahe an Ueberfrömmigkeit, doch das Schwärmen durch Thätigkeit gehindert: — das war meine Großmutter. Beide personificirten in sich das Zeitalter der sittlichen Häuslichkeit.

Noch eines Mannes muß ich erwähnen; er war meines Großvaters Stiefbruder und sein Gehülfe in der Bäckerei; wir nannten ihn Vetter Just. Ich gedenke seiner noch immer mit eben der innigen Liebe, mit der er an mir hing, mich wartete, auf seinen Armen trug und auf seinem Schooße mich wiegte.

Der Erstgeborene meiner Großeltern war mein Vater; er hieß Johann Conrad*). Da er der Aelteste war, so ward er in dem Geschäfte des Vaters erzogen, um diesem künftig zu helfen und auch später seine Stelle zu bekommen. Aber er liebte schon in früher Jugend andere Arbeiten, drechselte, tischerte und schnitzte künstliche Sachen, die Bewunderung erregten: und da er zum Jünglinge erwachsen war, stieg mit den Kräften auch der Geist zum Freiern und erwachte eine Begierde bei ihm, ferne Länder zu sehen. Er hatte gehört, daß Constantinopel eine so schöne Stadt wäre; darum wollte er die sehen. Vertrauend auf seine Geschicklichkeit, die ihm hinlängliches Durchkommen verschaffen werde, machte er sich auf den Weg, ging über Wien nach Ungarn u. s. w. Ich hörte ihn oft von den Wallachen erzäh-

---

*) Der leichteren Uebersicht wegen ist zu Ende dieses Bandes die Stammtafel der Künstlerfamilie Tischbein beigefügt worden.
Anmerk. d. Herausgeb.

len, wie er sich mit denen herumgetummelt hätte. Er kehrte aber um, ohne die schöne Stadt gesehen zu haben. In Wien lernte er die Architektur und zeichnete viele Risse, die zu seinem Geschäfte nöthig waren. Einst hatte er in einer Kirche eine Canzeltreppe anzulegen; weil aber der Raum klein war, so wurde es ihm schwer, sie anzubringen. Da träumte ihm eines Nachts, wie er sie machen sollte; er sprang auf und legte seine Treppe mit vielem Beifall an. Eines Tages kam er zu einer Wittwe, die weinte, daß ihr Mann gestorben sei und sie nun keine Arbeit habe und kein Brot für ihre Kinder. Er sagte: „Wenn keine bestellte Arbeit da ist, so muß man welche machen, die gekauft wird.“ Er fing schön eingelegte Arbeit an und rettete so die armen Leute. — Das Verlangen, seine Eltern wieder zu sehen, und auch wohl der natürliche Wunsch nach dem Orte, wo er geboren war, bewog ihn, die Fremde zu verlassen und nach der Heimath zu kehren. Seine mitgebrachten Zeichnungen von Architektur erregten Bewunderung und er unterrichtete darin und besonders in den Regeln der Perspective seine Brüder, die schon zum Theil geschickte Maler waren; er selbst aber ergriff zu seinem Gewerbe: die Tischerei und das Drechseln. Sein regsamer Geist kannte keine Erholung; war die Pflicht seines Hauptgeschäfts vollbracht, so wandte er seine Zeit an, nützliche und künstliche Arbeiten zu vollenden. Ruhig war er bei der Arbeit; aber sein Geist strebte immer vorwärts und in seinem Auge war ein forschender Blick, etwas aufzufassen; sein Gang war rasch, ohne die gerade Gestalt zu biegen, und seine Nase blies einen starken Odem. „Der alte Tischbein kommt,“ sagte Jemand, „ich hör' ihn schnauben,“ und lief gleich zu seiner Arbeit. Seine Nase war rund und stark, etwas vorwärts, neugierig, in die Höhe gebogen; sein Mund am Ende eingekniffen, als

schmeckte er etwas Süßes; und seine Miene hatte etwas Peinliches, als fühlte er Mitleid. Außer mir hatte mein Vater noch zwei Söhne: Johann Heinrich (nachheriger Gallerieinspector in Cassel, der älter war als ich) und H. Jacob, der anfangs in Hamburg, späterhin in Frankfurt a. M. mit Beifall malte; und noch zwei Töchter.

Johannes, so hieß der erste Bruder meines Vaters. Das forschende Streben, das Denken lag auf seiner Stirn; zwischen den Augenbrauen etwas Finsteres, ein Ernst, der Allen aus der Familie eigen war; dabei etwas Banges im Munde, als würde er von einer schweren Last gedrückt. Die meisten seiner Brüder waren ängstlich, furchtsam und nachgebend, außer Christian, der Entschlossenheit hatte, Kühnheit und schnellen Widerstand, und Anton, der sich durch seinen freien unternehmenden Geist vor Allen auszeichnete. Johannes ward Universitätsmechanicus zu Marburg. Er kam oft zu meinem Vater, besonders wenn er neue Maschinen erfinden wollte und etwas im Werke hatte, worüber er dessen Gedanken verlangte. Ich weiß, daß sie oft ganze Tage lang disputirten und ihre Ideen mit einander wechselten. Eines Tages, erinnere ich mich, kam er zu meinem Vater gelaufen und entdeckte ihm voll Freude einen Plan. Auch mein Vater schien sehr erheitert und sie zeichneten während des Sprechens allerlei geometrische Figuren auf den großen ahornen Tisch, der in unserer Stube stand; und als sie übereingekommen und fertig waren, legte sich mein Onkel erschöpft und so müde, daß er nicht mehr stehen konnte, so lang er war, auf den Tisch und schlief. Betten zum Ruhen wollte er nicht annehmen; denn er wollte nur einen Augenblick sich erholen und dann wieder nach Haus laufen. Das war das letzte Mal, das ich ihn sah. Er starb früh und hatte noch die Freude, kurz vor seinem Ende den Ruf als

Hofmechanicus nach Cassel zu erhalten. Er hinterließ zwei Söhne, Christian und Georg; seine Frau starb gleich nach ihm und die Kinder, welche noch sehr jung waren, wurden nach Haina gebracht und bei den Großeltern erzogen. Der eine wurde Maler, der andere Mechanicus.

Der dritte Sohn meiner Großeltern war Johann Valentin. Als er eines Tages mit seinen Brüdern Heinrich und Jacob in der Kirche zu Haina einen neuen Stuhl von Tannenholz sah, welchen ein fremder Maler mit nußbraunen Masern angestrichen hatte, damit das weiße Holz nicht gegen die schönen aus Nußbaumholz gemachten und mit Schnitzwerk versehenen Mönchsstühle abstäche, wurden die Knaben von solcher Lust übernommen, auch diese Geschicklichkeit zu erlernen, gewöhnliches Holz durch Malen zu veredeln, daß sie in der Kirche beteten, Gott möchte sie ihnen auch verleihen. Sie liefen hinaus in den Wald, wo ein Bach fließt, der Rothstein führt, und in die Gruben, wo gelber Lehm und rother Thon war. Hier holten sie sich ihre ersten Farben und nun fingen sie an, alle Wände damit zu bemalen. In Ermangelung der Pinsel nahmen sie in Fasern aufgelöste Stengel von Birnen und malten hiemit nach Herzenslust; solche Pinsel waren dann auch leicht zu ersetzen. So entwickelten sie ihre ersten Anlagen zur Malerei. Ein glücklicher Umstand sollte noch hinzukommen, sie auch auf den Weg zu bringen. Das Hospital zu Haina war halb Casselsch, halb Hessen-Darmstädtisch. Von Cassel sowohl, als aus Darmstadt, kamen gewöhnlich im Maimonate sogenannte Herren Räthe, welche die Rechnungen nachsahen. Einer dieser Räthe aus Darmstadt trat in die Kirche, vielleicht um ein da befindliches Hautrelief von Stein, mit Oelfarben angestrichen, zu besehen, das den Ritter Hans von Lieder in Lebensgröße vor einem Crucifixe knieend vorstellte. Die-

ser hatte zuerst zu Luther's Zeiten die Mönche hier aus dem Kloster vertrieben und ein Hospital daraus gemacht. Nachher beschwerten sich die Pfaffen über ihren Vertreiber und wollten das Kloster wieder einnehmen. Da wurde eine Commission versammelt. Hans von Lieder ließ alle Lahmen und Blinden und andere nothleidende Menschen in eine Reihe aufstellen, ihnen gegenüber die feisten Mönche, und fragte nun die Herren, welche von beiden sie in's Kloster haben wollten? Die Antwort war: „Die Unglücklichen und Nothleidenden!" Luther's Lehre mochte wohl schon gewirkt haben, daß man sich der unglücklichen Menschen annahm, die durch Arbeit ihren Lebensunterhalt nicht erwerben konnten.

Als nun der Herr Rath aus Darmstadt vor die Canzel kam, an welcher die vier Evangelisten gemalt waren, sah er meinen Onkel Valentin, der zu der Zeit noch ein kleiner Knabe war, den Evangelisten Lucas abzeichnen. Die Zeichnung mochte ihm gefallen; denn er fragte ihn, ob er wohl Lust hätte, Maler zu werden? Der Knabe, ohne sich lange zu besinnen, gab zur Antwort ein fröhliches „Ja". Auf Zustimmung der Eltern nahm der Herr Rath den kleinen Valentin mit nach Darmstadt und gab ihn von da nach Frankfurt in eine Tapetenfabrik. Auf dieser Fabrik lernten die jungen Leute mit Oelfarben umgehen und wurden praktische Maler. Dies bewies sich auch bei meinem Onkel Heinrich, den Valentin mit der Zeit nebst seinen anderen Brüdern nachkommen ließ, aus denen allen ausgezeichnete Maler geworden sind. Später kam mein Onkel Valentin nach Holland, wo er Unterricht in der Perspective gab und Portraits malte, und ward zuletzt bei dem Fürsten von Hildburghausen Hofmaler. So hängt oft das Fortkommen der Kinder in ihrem künftigen Wirken von glücklichen Zufällen ab. Wären nicht die Herren Räthe von

Darmstadt nach Haina gekommen, so wäre der Junge, als er den Apostel malte, nicht als Genie erkannt worden und so hätten auch die Brüder und deren Söhne ihre Kunst nicht verbreitet und die vielen Schüler gebildet, die wieder weiter in die Zukunft wirkten.

Johann Anton, der dritte Bruder des Vaters, ward ebenfalls Maler. Dem muß es schon leichter geworden sein, weil ihm sein Bruder Valentin zu Hülfe kommen konnte. Ehe er aus Deutschland reiste, malte er seine Eltern, und es ist zu verwundern, wie der junge Mensch so malen lernte, da Niemand war, von dem er es lernen konnte. Aber gute Werke von großen Künstlern muß er gesehen und nachgeahmt haben; denn als ich noch vor Kurzem einige seiner Bilder mit einem Kenner besah, sagte dieser, daß, wenn er nicht gewußt hätte, sie seien von ihm, er sie für Arbeiten des Carracci gehalten haben würde. Sie waren mit der Jahreszahl 1759 bezeichnet, und ein Bild von ihm, sein eigenes Portrait, war unterschrieben: „Rom 1760." Ich erinnere mich noch, daß oft von einem Briefe gesprochen wurde, den er an seine Eltern schrieb, der anfing: „Und dennoch bin ich in Rom!" ein Zeichen, daß es ihm schwer geworden sein mußte, dahin zu kommen. Er fand keinen solchen Mäcenaten, wie sein Bruder Heinrich das Glück hatte am Grafen Stadion zu besitzen. Als er in Rom, so erzählte er mir, eines Abends in die Akademie auf dem Capitol mit vielen anderen jungen Künstlern die Treppe hinauf gehen wollte, kam eben ein Trupp Künstler aus der Akademie. Sie blieben bei einander stehen und unter ihnen hörte er einen deutsch sprechen. „Sie sind wohl ein Deutscher?" redete er ihn an. „Ja!" „Woher?" „Ein Hesse!" „Ich auch!" „Mein Bruder Anton!" „Mein Bruder Heinrich!" riefen sie zugleich und fielen

sich in die Arme. Sie hatten sich lange nicht gesehen; der Eine lebte in Frankreich, während der Andere noch in Deutschland war. Wie verschieden war doch das Glück dieser beiden Brüder! Anton's lebhafter Geist strebte mit rastlosem Eifer nach dem Vollkommnen; aber seine Lage ließ ihn nicht dazu kommen. Was ihm Gott in seinem Leben versagte, hat er ihm nach seinem Tode an seinen Kindern gethan. Als er starb, waren sechs Mark und sechs Kinder im Haus; doch die Kinder waren schön und zur Arbeit erzogen; und die älteste Tochter heirathete einen der reichsten Männer von Hamburg; und sie lebten Alle glücklich.

Mein Onkel Johann Heinrich hatte als Knabe schon viele Proben von seinen Anlagen zum Zeichnen und Malen gegeben. Dies führte ihn zu seinem Mäcen, dem Grafen Stadion in Mainz, einem großen Liebhaber der schönen Kunst. Mein Onkel hatte den Koch des Grafen gemalt, mit der weißen Mütze auf dem Kopfe. Dies Portrait wurde bei Tafel, als viele Gäste zugegen waren, gezeigt, und Alle, die es gesehen hatten, riefen: „Er ist so ähnlich, als sei er selbst da." Nun erkannte der Graf, daß aus dem Knaben ein großer Maler werden könnte, wenn er Gelegenheit hätte, die Länder und Städte zu sehen, wo die alten Kunstwerke großer Meister aufgestellt sind. Er nahm sich seiner an und ließ ihn nach Frankreich und Italien reisen. In Paris studirte er bei C. Vanloo, der in großem Ansehen stand und damals für den besten Maler galt; darauf reiste er nach Rom. Aber so sehr ihn die Natur mit einem vorzüglichen Talente begabt hatte, war sie ihm doch nicht ganz günstig. Die dortige Luft war seiner Gesundheit entgegen und verhinderte ihn, sich einen noch bei Weitem größeren Ruhm unter den Künstlern seiner Zeit zu erwerben. Er reiste nach Venedig und arbeitete bei Pia-

zetta, der in großem Rufe stand und auch wirklich ein praktischer Maler war, jedoch leider nur auf den Effect sah. Wie natürlich, nahm mein Onkel etwas von ihm an. Eines Tages sah Piazetta dem Heinrich zu bei seiner Arbeit und sagte: „Ich wünschte mir die leichte und schnelle Art zu malen, welche Ihr habt.“ Heinrich erwiederte ihm, daß er vom Gegentheil überzeugt sei und ihn für einen so schnellen Maler halte, daß seine Geschwindigkeit nicht zu erreichen sei. Piazetta aber sagte: „Wir wollen uns überzeugen und einen Kopf wählen, den wir beide zugleich anfangen, und dann sehen, wer ihn am besten macht und am geschwindesten damit fertig wird. Sie unternahmen es und Piazetta erkannte Heinrichen den Preis zu und schenkte ihm seine Arbeit. Es war ein Mädchenkopf, und als ein theures Andenken wurden auch beide Köpfe in Cassel aufbewahrt. Er ging zum zweiten Male nach Rom, wurde aber wieder krank, worauf er nach Mainz zurückkehrte und beim Grafen Stadion malte. Einst war der Landgraf Wilhelm VIII. mit dem Grafen Stadion in Frankfurt, und da Beide Liebhaber und Kenner der Malerei waren, sprachen sie von der Kunst. Der Graf zeigte dem Herrn Landgrafen das Portrait einer Dame aus Mainz und sagte: „Das hat ein Unterthan Ew. Durchlaucht gemacht, den ich habe reisen lassen, der aber für mich zu groß ist; weshalb ich ihn Ew. Durchlaucht übergebe, damit er seine Kunst gehörig ausbilden kann. Der Landgraf wollte nicht glauben, daß das Portrait von einem Deutschen sei, und sagte: „Das kann kein Hesse, es ist gewiß von einem Franzosen oder Italiener.“ Der Graf setzte hinzu: „Die beste Ueberzeugung würde sein, wenn Ew. Durchlaucht dem Maler die Gnade erwiesen, Ihr eigenes Portrait von ihm anfertigen zu lassen.“ Das wurde zugegeben, und der

Graf schrieb nach Mainz an Heinrich, er möchte eiligst nach Frankfurt kommen, aber Farben und Pinsel mitbringen. Er kam an, war unterwegs jedoch von heftigem Zahnweh überfallen, so daß sein Schmerz ihm ein Fieber verursachte. Der Graf sagte ihm, daß er morgen früh den Herrn Landgrafen portraitiren solle, und das müsse geschwind sein, weil jener Herr schleunig wieder abreise. Heinrich entschuldigte sich, es sei ihm unmöglich zu malen, er sei krank, der Schmerz lasse ihn kaum aus den Augen sehen; worauf der Graf erwiederte: „Das mag alles sein, so müssen Sie es doch machen, und ich weiß, Sie können es und es muß durchaus morgen fertig sein. Ihr Glück hängt davon ab und meine Ehre; der Landgraf würde mich für einen Lügner halten, denn er will nicht glauben, daß Sie das Portrait der Dame gemalt haben." — Mein Onkel mußte also; malte das Portrait unter den heftigsten Zahnschmerzen, und doch wurde es eine seiner besten Arbeiten. Der Landgraf war darüber sehr verwundert und ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Dieses Portrait wurde noch 1806 im Cabinet Wilhelm's VIII. als ein schätzbares Kunststück aufbewahrt.

Johann Jacob, früher in Hamburg, nachher Maler in Lübeck, studirte zu Cassel auf der Gallerie und seine Lieblingsneigung waren Landschaften mit Staffage; besonders gefielen ihm Wouwermann und Berghem, deren Manier er auch geschickt nachahmte. Er hatte einen sanften und schmelzenden Pinsel, zeichnete sehr nett und richtig Pferde und Kühe in's Kleine. Als ich zu ihm kam, war eben Philipp Hackert bei ihm gewesen, mit dem er gemeinschaftlich gearbeitet hatte. Hackert malte die Landschaft und er die Figuren und Kühe. Es war eine Freude, ihn bei der Arbeit zu sehen. Wenn er des Morgens in

seiner gewöhnlichen Familienstube mit seinen Kindern Thee getrunken hatte, so stand er auf und fing an zu pfeifen in einem sanften lieblichen Tone; dann ging er zur Staffelei und setzte eine Leinwand auf, oder auch zwei kleine Brettchen, nahm seine Mütze und wischte sie damit ab; dann ergriff er ein Stückchen spanischer Kreide, das immer auf der Fensterbank lag, und fing an, sein Bildchen zu entwerfen. Kaum berührte er mit der Spitze der Kreide das Brett, so leicht und fein deutete er es an. Während dessen war das Pfeifen erst recht angenehm. Kein Hänfling flötet lieblicher, wenn er seinem brütenden Weibchen gegenüber sitzet und ihm ein sanft schmelzendes Liedchen vorsingt. Standen nun die Bildchen aufgezeichnet, dann wankte er mit dem Kopfe hin und her und betrachtete sie und übersah die Haltung im Ganzen und Ton und Farbe. Nun stand er auf, nahm Palette und Temperirmesser, mischte die Farben und fing an zu malen. Es war eine Lust, zu sehen, wie schnell es herauswuchs, gegen Essenszeit standen die Bilderchen da und nach Mittag machte er sie völlig fertig.

Endlich der siebente Sohn meiner Großeltern war Anton Wilhelm. Er lernte bei seinem Bruder Valentin, ging hierauf nach Holland, hielt sich einige Zeit an den Höfen und in den Städten am Rhein und Main auf und ward nachher Hofmaler in Hanau.

So viel von den Söhnen meiner Großeltern. — In seinen späteren Jahren hatte mein Großvater sein Geschäft dem geschickten Bäcker Strack übertragen, dem er seine jüngste Tochter Louise zur Frau gab. Es war ein sehr thätiger und von ihm wohl auserwählter Mann! — Die Großeltern genossen nun das Glück der Ruhe und beschäftigten sich von jetzt an ganz mit dem, wozu ihre Lieblings-

neigung sie trieb, der Großvater mit Drechseln und die Großmutter mit Sticken und Nähen. Von den adligen Gütern schickten viele Eltern ihre Töchter zu ihr, um Muster mit Indigo zeichnen und danach sticken zu lernen; denn in der ganzen Gegend von Heina war ihre Stickschule berühmt. Noch erinnere ich mich einiger schönen Arbeiten, die sie kunstreich gefertigt hatte; u. a. des gestickten Taufstuches, worin alle ihre Kinder und Kindeskinder getauft wurden. Dasselbe wird noch jetzt in der Familie aufbewahrt. Ihrem Manne schenkte sie eine weiße Sommermütze, mit Blumen ganz überlegt, die in einander verschlungen waren. Seine Wintermütze hatte er sich selbst aus Fellen von Mardern gemacht, die er für sich zu fangen pflegte. Auch hatte sie ihm eine weiße mit Blumen übersäete Weste gestickt. Obgleich diese Stickerei nur aus weißen flachliegenden Fäden bestand, so gab es doch eine sehr schöne Schattirung; die künstlich gelegten Fäden erhöheten oder vertieften die über einander hingeworfenen Blumen, sowie auf gefrorenen Fensterscheiben ein Gebilde, das wunderbar durch einander verschlungen, doch flach liegt. Er sah recht festlich und ehrwürdig aus, wenn sein schönes braunes Haar in langen Locken über seine Schultern und auf der Weste hing. Merkwürdig ist es, daß die Locken diese Farbe Zeit seines Lebens behielten. Ich sah ihn in seinem 82. Jahre mit diesem braunen Haare im Sarge liegen.

In meiner Großeltern Hause befand ich mich, wie in meiner Eltern Hause; da war kein Unterschied zwischen meinen Geschwistern und Strack's Kindern, nur daß ich mehr achtete auf das, was der ernste Großvater und die Großmutter geboten oder verboten. In meiner Eltern Hause waren zwei, denen wir Kinder gehorchten; aber hier waren es, wenn mein Vater und meine Mutter mitkamen,

sechs, die uns gute Lehren gaben; und so wie die größeren Kinder, die schon mehr Verstand hatten, sich mit Ergebenheit gegen diese bezeigten, so waren diese wieder denen ergeben, die wir alter Vater und alte Mutter nannten. Da ging mir ein Licht auf und ich erkannte, daß diese die Eltern von meinem Vater und meiner Tante waren. Die Hochachtung, welche ich gegen die Großeltern hatte, war ohne Grenzen; denn ich sah, daß alles Gute von ihnen kam: Brot für Alle, wohlschmeckende Prezeln, süße Honigkuchen und weise Lehren, die auch sogar mein Vater ehrte, den ich doch für den Vollkommensten hielt. Nur der Großvater mußte etwas Höheres sein, weil diesem selbst mein Vater ergeben war, der doch von Allem, was auf Erden lebte, mein Höchstes war! Doch bald ahnete ich, daß noch etwas Höheres sein müsse, als mein Großvater, weil ich ihn oft von so vieler Ehrfurcht bei einem gewissen Glockenschlage erfüllt sah. Dann nahm er seine Mütze ab, beugte sein Haupt, legte es auf seine gefalteten Hände und betete: „Großer, allmächtiger Schöpfer und Erhalter aller Wesen. ...“ Als ich einst neben ihm an der Drechselbank stand und die Glocke zwölf schlug, legte er das Drechseleisen nieder, und ehe er den Kopf zu dem Gebete niederbeugte, sah er über die Spitze des Kirchthurmes und fing dann an: „Allmächtiger, Höchster! ꝛc.“ Nun suchte ich den Gott auf der Thurmspitze. — Glücklich ist der Mensch, der einen Gott, ein höchstes allmächtiges Wesen glaubt, das heilig ist und gerecht, und mit seinem Auge immer um ihn ist und auf seine Handlungen schauet; das durch Gefühl des Herzens vor dem Bösen warnt, zu dem Guten winkt, und dessen Kind er sich glaubt. Auch meine Eltern waren fromme, reine Menschen, nach dem Worte Gottes in der Bibel erzogen. Ihre Gebete waren kurz und wenige; bei gewissem

Glockenschlage still, vor und nach Tische laut. Da sprachen sie Gott flehend um Speise und Nahrung an; nach Tische Dankgebet. Als ich größer ward, stritten wir Kinder oft über die Wahl der Gebete. Am liebsten waren mir die, wo Thiere genannt waren: „Du speisest und kleidest die nackten Vöglein im Nest' und giebst den jungen Raben ihr Futter." Das war mir ein hoher Gedanke von ihm, die schwarzen Galgenvögel nicht einmal zu vergessen! Hatte ich dergleichen in anderen Häusern beten hören, so bat ich, daß die doch auch bei uns eingeführt werden möchten. Wurde mir diese Bitte abgeschlagen, weil sie zu lange währten, dann fielen sie mir oft im Walde ein, und ich sang sie mit Jubel, wenn ich die vielerlei Geschöpfe sah, denen ihre Speise da aufgetischt war, und wo der Schöpfer mit jedem Jahre die Flur mit Pracht der Blumen schmückt und der Vögel Federn mit schönen Farben erneuert. Auch des Abends, ehe wir Kinder zu Bette gingen, mußten wir uns in einen Kreis um die Mutter stellen und beten. Die Gebete, wo etwas vom Teufel und der Hölle vorkam, wollte ich nie hersagen; aber gern die von den lieben Engeln und Cherubim und dem Lamm Gottes. Wenn wir dann mit den gewöhnlichen Gebeten fertig waren, pflegte meine Mutter in ihrer frommen Empfindung noch aus dem Stegreif Gott anzuflehen, daß er uns die Nacht hindurch in seinen väterlichen Schutz nehme, und aus seinem Heere von Engeln welche senden möchte, die uns hüteten. War das nun zu Ende, so baten die Schwestern, noch ein wenig aufzubleiben, um zu spielen, ich aber ging willig und gern zu Bett, denn ich dachte: wenn ich thue, als schlafe ich, dann kommen die Engel und Cherubim um's Bett, und die schönen Köpfchen mit Flügeln setzen sich oben darauf, mit denen will ich dann

spielen und singen. (Auf den vier Bettpfosten waren Cherubim aus Holz geschnitzt von meinem Vater.) —

Mit frommer Liebe hing ich an meiner Mutter. Das Gefühl ihres guten Herzens war immer ein fröhlicher Gesang auf ihren Lippen. Dennoch gedachte ich so ein Mann zu werden, wie mein Vater war, der seinen Kindern richtige Ansicht und Kenntniß von Allem zu geben wußte, was sie fragten, und der mich nie ohne Belehrung von sich ließ. Auch nahm ich mir meinen Vater in Allem zum Vorbilde; ich richtete mich so nach ihm, daß ich Scheu hatte, auch nur etwas zu denken, was sein Mißfallen erregen konnte; ich war eben so ängstlich, fern und ungesehen von ihm, als vor seinen Augen irgend eine unrechte Handlung zu begehen. Mein Vater hatte Würde; ehrbaren Anstand die Mutter. Im Hause war Friede und Eintracht, Ruhe und Friede in jeglichem Herzen. Wie Glieder einer goldenen Kette reichte Einer dem Andern die Hand; jeden kommenden Tag that sich auf für uns eine Blume aus der verborgenen Knospe. Mit gelassener Ergebenheit trugen die Eltern die täglichen Widerwärtigkeiten und suchten mit Geduld zu heben, was ihnen widerstand. Es bedurfte keines Rufes zur Hülfe, auch keines Winkes noch Blickes; sie schauten immer auf sich, der Druck erhob ihren Geist; und sie wirkten gemeinnützig vereint und gingen in liebevoller Verträglichkeit mit einander, ruhig und still, wie zwei Wässerchen neben einander fließen, die Steine umgleiten, welche ihrem Gange entgegenliegen, oder darüber weghüpfen: so wurde der Eine gehoben von des Andern Hülfe. Nur wo es die Erziehung ihrer Kinder galt, war der Vater ernster und strenger; doch strafte er die Unarten, wo es irgend geschehen konnte, durch die natürlichen Folgen derselben. So

erinnere ich mich eines Mittags, als Gesellschaft bei uns war. Unter mehren Gerichten stand da auch eine kleine Schüssel mit Meerrettig, den ich nicht kannte und für etwas Süßes und Leckeres hielt, weil Alle nur wenig davon nahmen. Ich verlangte auch davon. Meine Mutter sagte, das sei kein Gericht für kleine Kinder, es sei bitter und beißend. Durch diese Vorstellungen wurde mein Verlangen noch dringender und ungestümer. Da nahm mein Vater das Wort, und sagte mit Ernst, Kinder dürften das nicht essen, es sei zu stark für sie. Nun schrie ich, und als meine Mutter mit besänftigenden Reden nichts ausrichtete, versetzte mein Vater: „Wenn der Bube nicht hören will, so laßt ihm seinen eigensinnigen Willen und gebt ihm die ganze Schüssel hin!“ Meine Thränen hörten sogleich auf; freudig fuhr ich in die Schale, und so mit dem vollgefüllten Löffel zum Munde. Aber welch ein Schreck! Ich war fast von Sinnen. Statt der vermeinten Süßigkeit fühlte ich einen entsetzlichen Brand; ich flehete um Hülfe. Meiner Mutter ward bange, sie reichte mir Wasser zur Linderung; aber mein Vater verbot es und sagte: „So müssen die fühlen und durch Schaden klug werden, die sich gegen vernünftige Menschen sträuben und guten Rath nicht annehmen wollen!“ — Meines Herzens wurde ich zuerst gewahr, als eine Frau mit Haselnüssen zu uns kam. Wir Kinder baten die Mutter sehr, sie möchte uns doch welche kaufen; aber sie wollte durchaus nicht. Die Frau ging, wandte sich auf der Thürschwelle, setzte den Korb ab, nahm eine Hand voll Nüsse heraus und sagte, auf mich deutend: „Der Knabe da muß doch welche haben, weil ihn so sehnlich danach verlangt; denn wenn man einem Knaben nicht gewährt, was er recht sehnlich wünscht, so fällt ihm ein Blutstropfen vom Herzen.“ In diesem Augenblicke fühlte ich, daß mir das

Herz träufelte. Meine Mutter ward durch die Worte der Frau stutzig und kaufte Nüsse für mich und für die Schwestern; und es entspann sich ein langes Gespräch mit der Bauerfrau über das Herz. Die Frau meinte, Knaben müsse man eher etwas gewähren, als Mädchen; denn diese hätten mehr Enthaltsamkeit, und wie sie sich noch weiter darüber äußerte. Dies veranlaßte mich zu Betrachtungen über das gute Herz der Bauerfrau und über meine Begehrlichkeit und ich habe mich nachher oft im Leben dieser Bauerfrau erinnert, wenn eine unbefriedigte Sehnsucht mir das Herz träufeln machte. — Einst hatten wir Kinder den Gänsen unreife Federn ausgerissen und diese voll Freude mit in die Schule gebracht. Aber die Gänse waren dadurch so blutig verwundet, daß einige daran starben. Dafür sollten wir nun exemplarisch bestraft werden. Es dauerte fünf Tage, ehe man die Art der Strafe ausfindig machen konnte. Jeden Tag wurden uns die verübten Gräuel vorgesagt und ein Bündel mit Stöcken und Ruthen auf dem Tische zurecht gelegt. Zuletzt konnte doch aber keine Strafe ausgedacht werden, die scharf genug wäre, und die ganze Sache wurde unserem Gewissen überlassen.

Als ich schon etwas herangewachsen war, kam ich in dem Hause meiner Großeltern auch in die Reihe der Kinder an dem Tische zu sitzen, wo jedes Kind ein Stück Papier und eine Feder erhielt, um die Blumen, welche die Großmutter zu Stickmustern gezeichnet hatte und worin sie Meisterin war, nachzubilden. Der Tisch, um den wir saßen, war mit einem schönen Teppich überlegt, den einer meiner Onkel aus Frankfurt mit Oelfarbe gemalt und seinen Eltern geschickt hatte. In der Mitte saß ein Schäfer mit seiner Schäferin in einem breiten Rande mit Blumen, die nach der Natur waren, so schön, wie Gott die Blumen auf

dem Felde wachsen läßt. Da begab es sich oft, daß ein Schieben und Drängen unter uns entstand, weil jedes gern bei der Lieblingsblume sitzen wollte, eines bei der Nelke, das andere bei der Tulipane, der Narcisse, Lilie oder Aurikel. Mir gefiel vor allen die gefüllte große rothe Mohnblume; wenn ich diesen Platz erringen konnte, schätzte ich mich glücklich. Auch stritten wir uns oft um die Stühle; denn einer war schöner als der andere vom Großvater gebildet und die Rücklehne künstlich ausgeschnitzt, von weißem Ahornholze. Jeder wollte den Brautstuhl der Großmutter oder den des Großvaters. Auf dem einen waren Herzen und Prezeln durcheinander geschlungen; auf dem anderen saßen zwei Tauben auf verschlungenen Ringeln. Um uns mehr Spielraum zu geben, wurde auch wohl der Teppich abgenommen, und nun war ein großer, schiefersteinerner Tisch da. Dann bekam jedes Kind einen Griffel, der Tisch wurde abgetheilt und jedem Kinde sein Bezirk angewiesen, um darin zu zeichnen. Mich nannten sie den Maler, weil ich einmal an die Wand mit Kohle eine Zeichnung gemacht hatte: Hirsche und wilde Eber, wie sie vor dem Jäger zu Pferde und den Hunden laufen, diese aber sie verfolgen über Stock und Block und dann über einander herfallen, sich wehren, einer den anderen verwundet und tödtet. Dies war bewundert, man beschloß, ich sollte ein Maler werden, und deshalb theilten sie mir denn selber immer den größten Raum am Tische zu.

War nun Alles in Ordnung, und wir saßen und zeichneten, und es ging sehr emsig — meine Schwestern zeichneten Blumen, die Anderen dies und das und ich Jagden — so geschah es oft, daß Einer in das Gebiet des Andern hinausgegangen war. Darüber erhub sich dann ein Streit; der Eine wollte das nicht leiden, der Andere bewies, daß

er den Raum nöthig habe, um dem Stengel der Blumen seine gehörige Länge zu geben. Dann warfen sie den Griffel weg; sie wollten mit ungerechten Nachbarn, die das Grenzrecht überschritten, nichts zu thun haben: kurz, das schöne Kunstwerk, das Bewunderung erregen sollte, unterblieb. Brachte uns auch die Großmutter durch schöne Lehren wieder zur Arbeit, so wurde doch bald mehr um die Grenze gestritten, als gezeichnet. Aber nun trat der Großvater als Nestor zwischen den streitenden Agamemnon und Achill und erklärte, daß Uneinigkeit die Menschen vor der bestimmten Zeit um's Leben bringe und Zwist alle gute Vorhaben zerstöre. — Es kam aber auch bei uns Kindern in unserer Großeltern und Eltern Hause nie zu Thätlichkeiten; denn da ward nie die Faust gebraucht, nicht einmal ein Fluch ausgesprochen; die härteste Stimme, die im Hause erscholl, war, wenn der Hahn krähete. — So große Lust ich auch hatte, nach dem Hause meiner Großeltern zu gehen, und so sehr ich mich über die künstlichen Werke freute, die da gemacht wurden, so wuchs doch das Verlangen um die Zeit, wo es gegen Weihnacht ging; denn die Kunstwerke, welche alsdann verfertigt wurden, waren mit vieler Süßigkeit gemengt und Alles kam von nah und fern, sie abzuholen: das war ein reges Leben! Ich bekam jedesmal auch einige und aß sie gern; aber die Freude war größer, sie zu sehen. Mein Großvater hatte die Form dazu in Holz geschnitten. Da waren Hähne, die Augen mit Weiß gemalt; Hasen, Gemsen, Eichhörnchen, Hirsche, Reiter zu Pferde, Jungfern mit Reifröcken, Herren mit Degen und Braut und Bräutigam, die Arm in Arm gingen; einzelne Herzen und zusammengefügte Herzen, auch schöne Blumen in allen Farben. Lange bewunderte ich diese lieben Blumen und zeichnete sie nach. Wir Kinder hatten eine ganze Sammlung,

womit wir Monate lang den Winter hindurch spielten, bis es gegen Ostern kam, wo Kunstwerke anderer Art erschienen, Eier mit Figuren in Gelb, Roth und Blau gezeichnet. Auf einem stand ein Hase, der eine Katze auf dem Rücken trug, um sie von den verfolgenden Hunden zu retten; auf einem anderen drei Hasen mit drei Ohren, und jeder Hase hatte doch seine gehörigen zwei Ohren. Sie waren in einem Triangel, an jeder Spitze war der Kopf des Hasen, das Wahrzeichen von Haina, welches auf der großen Glocke steht.

Eben so oft kamen nun auch die Großeltern mit des Vetters Kindern in unser Haus. Ohne Unterschied machten diese beiden Häuser eins, und unsere kindlichen Vergnügungen wurden auch hier immer so geleitet, daß wir etwas Nützliches daraus lernten. Ein Buch, worin Pflanzen abgebildet waren, und andere Bilderbücher wurden uns vorgelegt, die wir mit großer Lust besahen und mit Eifer nachzeichneten. — Oft lagen wir auch der Mutter an, uns ihren Brautschmuck und alle die Geschenke und Kleinodien zu zeigen, die sie in der Kammer in einem Kästchen verwahrte. Das war denn eine Freude und Lust für uns, das Schnürleibchen zu sehen, das sie damals getragen hatte; es war von Silberstoff; und den goldenen Gürtel mit Blumen hineingewirket und das große Silberstück, den Brautpfennig mit den beiden weißen Schwänen, auf die reine Lehre des Doctor L u t h e r geprägt, welches mein Vater ihr als Bräutigam gegeben hatte; und die beiden Ringe von lauterem Golde und anderes glänzendes Geschmeide, geschliffene Steine und Bernsteine, den Heckethaler und die Nothpfennige. Dabei sagte sie uns wohl, es gebe einen Heckethaler und einen Zehrthaler. Der erstere sei durch Fleiß und Arbeit erworben, und wenn man den aufhebe, vermehre er die Ein=

nahme; aber man müsse sich ja in Acht nehmen, einen Pfennig, der nicht rechtmäßig erworben sei, dabei zu legen, der fresse allen Wohlstand und bringe Unglück und Verderben in's Haus. Auch ihr Bildniß zeigte sie uns dann, wie sie als Braut gemalt war, in ihrem ganzen Schmucke, mit Blumen in dem Haare und vor der Brust. Eine himmlische Freude für uns Kinder, diesen Schatz, und einen noch größeren, sie selbst zu sehen; oft standen wir um sie herum und freueten uns ihrer Schönheit.

Mein Vater hatte auch in seinem Pulte einen ähnlichen Schatz von Kleinodien, geschliffene Steine, Miniaturbilder, die er als ein Heiligthum verwahrte. Hier lagen auch neben der Hausbibel die Münzen, welche wir Kinder zum Pathengeschenke erhalten hatten, auch die Schaustücke, welche uns unsere Onkel mitbrachten, wenn sie uns besuchten. Besonders war der Onkel Anton sehr freigebig; wir Kinder mußten dann dem Alter nach vor ihn kommen, und erhielten ein Geschenk aus seiner Hand, mit einer Rede, die für Jeden passend und ermunternd zum Fleiße war. Mein Vater bekam einmal eine emaillirte Tabatière mit goldener Einfassung. Auf dem Deckel waren Bilder und auch auf der Seite Figuren, die mich äußerst ergötzten; und ich wünschte jedes Mal, daß ich auch so etwas machen könnte. Außer den kindlichen Spielen und Beschäftigungen im Hause unserer Großeltern und Eltern, wurden wir auch oft in's Freie geführt. Eines fröhlichen Tages erinnere ich mich, der noch jetzt alle meine Empfindungen beseligt. Es war eines Sonntags Nachmittags, als der Großvater uns Kinder mit anderen Gespielen zu einem Spaziergange einladete und dabei erwähnte, daß Jeder sein Körbchen mitnehmen möchte, denn er führe uns in einen Wald, an einen Ort, der voll von Erdbeeren wäre; es sei aber etwas weit und

Alle, die gut gehen könnten, sollten gleich nach der Mittags-predigt bereit sein; wir sollten uns außer der Mauer bei der Steinklippe versammeln, von da werde er uns hinführen. Die Zahl war ziemlich groß von munteren Knaben und lustigen Mädchen. Er ging voran, wir folgten und schwärmten fröhlich im Gehen um ihn herum; die zu rasch Vorwärtsgeeilten kehrten wieder rückwärts zum Zuge und machten den Vorsprung doppelt. Die Mädchen liefen abwärts nach den Blumen und die Knaben nach Stöcken und Prügeln; mich hielt zurück, was in den Hecken lebt und sich regt, und ich mußte oft laufen, um sie wieder einzuholen. Der Weg ging an einem langen Wiesenthale hin, das auf beiden Seiten schöne Zäune hatte, und in der Mitte war ein Graben mit hohen Erlen bewachsen, wo die Blaumeise und das Zeischen seine Nahrung suchte. Von dem Walde her auf beiden Seiten der Berge flogen die befiederten Bewohner mit fröhlichem Gesange hinüber und herüber. Da wir nun lange in dem Wiesengrunde gegangen waren, kamen wir bei großen Eichbäumen an und dann ging's eine Ecke durch einen dicken Wald. Aus dem Dunkeln führte der Weg über eine große lichte Stelle mit Gras, Binsen und Hecken von Haselnußstauden. Hier halten sich viele Eichhörnchen auf, die aus den nahegelegenen Wäldern kommen und sich hier Nüsse holen. Als wir das erste erblickten, liefen wir Alle mit Geschrei dahinter her; dann entdeckten wir noch zwei andere auf einem Nußbaume, und mehre sahen wir im Grase laufen. Nun nahm das Jagen mit Geschrei und Lärmen erst überhand. Die geängstigten Eichhörnchen wußten sich nicht zu retten. Das war ihnen eine seltene Erscheinung, auf einmal eine solche Horde zu sehen, die das Lärmen aller anderen Geschöpfe überstimmte; bis jetzt sahen und hörten sie nur krächzende Adler und Ha-

dichte, mauende wilde Katzen und heulende Uhu's. Als sie aber die langbeinigen Jäger sahen, die in ihren Gesichtern mehr List und verderbliche Anschläge zeigten, als alle vorher gesehenen Feinde, mußten sie wohl erschrecken. Wir ergriffen die Stämme der Bäume, worauf sie saßen, und schüttelten sie, und es flogen die Erdbeerkörbchen um sie herum. Auf den Aesten und Zweigen konnten sie sich nicht halten; sie sprangen in der Angst herunter; dann ging's hinter ihnen her, und alle suchten den Rückweg und eilten, die feste Burg, ihre alten Eichbäume zu erreichen. Dennoch mußten wir endlich unsere angestrengte Bemühung aufgeben, eins zu fangen, und zu unserem Erdbeerberge zurückkehren. Nun wurde geprahlt und gestritten und Einer beschuldigte den Andern, daß ihm der Fang nicht gelungen sei. Allmälig kühlte der Eifer sich ab, indem wir durch den Wald den Berg hinaufstiegen; denn wir wurden müde. Aber wie überrascht und belebt fühlten sich unsere erschöpften Geister, als wir bei den Erdbeeren ankamen. Jauchzend frohlockten wir! Die ganze Erde schien ein rother Teppich zu sein; roth, groß und reif, beinahe schwarz, standen dicht gedrängt die dicken Erdbeeren beisammen. Wir fielen darüber her und lagerten uns, den Hunger und Durst zu stillen mit dieser würzigen Frucht; und da wir uns satt gegessen, füllten wir in kurzer Zeit unsere Körbchen und trugen sie nach Haus. —

So nahm mich auch mein Vater oft mit in's freie Feld und in den Wald. Er war überhaupt ein großer Freund der Natur und ein sorgfältiger Beobachter derselben, und ich verdanke es vorzüglich seiner Anleitung, wenn ich auf Alles genau achten und auch das Kleinste nicht zu übersehen lernte. Besonders liebte er den Wald und was darin lebt. Es war gewöhnlich spät, wenn er aufhörte zu

arbeiten, daß er zu seiner Erholung dahin ging. So erinnere ich mich seliger Abende, wo wir, zwischen Wald und Getreide hinwandelnd, die Wachteln und die Feldhühner im Korn, die Nachtigallen im Gebüsche, die Eulen im Walde hörten. Gewöhnlich standen wir auch still an einer hohen Felsenwand, die am kühlen Abend noch warm war. In den Felsenritzen beobachteten wir die befiederten Bewohner, welche noch vor dem Schlafengehen in Gesellschaft spielten und singend plauderten. Die ganze hohe Wand war wie belebt. Hier nistete der Habicht neben der Taube, die Eule neben der Steinamsel, der Sperber neben dem Sperling, dem Blaukehlchen und Rothschwänzchen. —

Einst kam ich mit ihm in der Nacht von Todenhausen, wo der Weg über das Löhr ging; hier ist der dickste Wald. Er sagte: „Wir wollen den Weg durch den Grund nehmen; da sehen wir die Hirsche, welche oft in großen Rudeln am Wasser stehen.“ Es war eine helle Nacht und der Mond stand glänzend über dem Walde, und am Himmel waren Millionen flimmernder Sterne. Daran erfreuete ich mich und wunderte mich, daß der liebe Gott so gut sei, auch für die Hirsche und Rehe eben so viele Lampen anzuzünden, als für uns in Haina. Mein Vater erklärte mir nun, es sei nur eine solche große Himmelsleuchte und alle die vielen Himmelslichterchen wären, wo man sie auch sähe, immer dieselben; so ging das Gespräch über die Himmelslichter fort, bis wir in den Grund kamen, wo verschiedene Waldbäche sich flach zwischen dem Grase ausbreiteten. Wir fanden keine Hirsche, aber herrliche Spiegel mit Mond und Sternen. Dann gingen wir weiter, immer bergan unter hohen Eichen und Buchen, bis wir auf eine Höhe kamen; da sagte mein Vater: „Wenn wir uns hier setzen und still sind, dann werden wir Hirsche sehen; denn hier ist der Ort,

wo sie wechseln von einem Grunde zum anderen." Und wir setzten uns auf die Wurzel einer Eiche. Nicht lange, so kam ein ganzes Rudel an uns vorbei. Diese herrliche Nacht ist mir noch im Gedächtnisse; und sie schwebt mir immer vor, wenn ich den Ossian nennen höre. —

Der Schullehrer in Todenhausen hatte meine Tante Christiane, die Wittwe Geldmacher, zur Frau. Die war so gutmüthig, daß, wenn wir Kinder zu ihr kamen, sie uns immer Essen im Uebermaß vorsetzte; und sie hatte eine Tochter, die von jedem Menschen wegen ihrer Gutmüthigkeit geliebt wurde. Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit ihrer sanften Augen. Sie starb und mein Vetter, der zugleich Prediger war, sollte ihr eine Leichenpredigt halten. Alle Leute aus dem Dorfe hatten sehr viele Kränze gewunden und die Kirche damit verziert. Wie der Prediger eintrat, erstaunte er über die allgemeine Theilnahme. Er brach in die Worte aus: „O mein Gott, du hast mich sehr gebeugt ..."; sein Gefühl überwältigte ihn; daß er nicht mehr reden konnte. Er sank mit dem Gesichte auf das Buch; — nachdem er sich etwas erholt hatte, wandte er sich an die Zuhörer mit den Worten: „Ich kann nicht mehr reden, laßt uns nach Hause gehen und an sie denken, das wird die beste Leichenpredigt sein." — Auch zur Kirchmesse nahm mich mein Vater oft mit nach Todenhausen, nebst meiner Schwester Louise, die später an Unger verheirathet wurde; und wenn es zum Scheiden ging, wurden wir mit so viel Backwerk und Krengeln beschenkt, daß wir nicht Alles tragen konnten und es dem uns begleitenden Hunde umhängen mußten.

Eines Tages im Frühjahr ging ich mit meinem Vater durch einen Dohnenstieg. Unter allen unseren Vögeln ist wohl keiner, der so lieblich flötet, als die Drossel. Ihr Gesang ist fröhlich und schallt hoch aus den Gipfeln der schlan-

ken Buchen, wo sie im jungen, grünen Mai ihr Lied singt. Der Zielpunkt von meines Vater Wanderungen, wenn der Frühling kam, war in dem Walde, wo sich ein Schneisengang durch das Gebüsch schlängelte. Noch vom vorigen Jahre her hingen die Bügel; nach der Fangzeit waren die Schleifen auszuziehen vergessen und es hatte sich eine Drossel darin erhängt. Von Insecten abgezehrt, von Regen und Sonne gebleicht, hing da das ganze zarte Skelett des Vogels, mit den langen Schlagfedern der Flügel und dem Schwanze. Im Gehen wandte sich mein Vater von ungefähr um und stand mit dem Gesichte gerade vor dem Skelett. Er schien verstummt und nie habe ich ihn ernster und gerührter gesehen. „Armer Sänger!" nur diese Worte kamen aus seinem Munde; er blieb lange stehen, angeheftet und wie verloren in Betrachtung. —

Die Anleitung von meinem Vater, auf die Natur zu achten, machte meine angeborene Neigung noch reger und ich glaubte die größte Glückseligkeit darin zu finden, wenn ich wilde Thiere sehen und zahm machen könnte. Ich hatte von einem kalten Winter gehört, daß die Hirsche bis vor die Häuser und Scheuern gekommen wären und man ihnen aus Mitleid Heu gegeben hätte. Einer erzählte sogar, wie ein Blutfinke Schutz vor der Kälte hinter der Hausthür gesucht habe. O glückliche Zeiten! dachte ich und betete, der liebe Gott möchte eine solche strenge Kälte schicken, daß alle wilden Thiere zu uns Menschen kommen müßten und dann so vertrauet mit uns würden, daß sie gemeinschaftlich mit uns wohnen und immer bei uns bleiben möchten! Einige Jahre später war ich nicht mehr so verträglich gegen sie gesinnt. Zur Zeit der Obsternte hatte ich mir in meines Vaters Garten eine Hütte gebaut, worin ich den ganzen Tag, auch wohl des Nachts mit einem Schulcameraden

blieb und die Waldvögel herbeilockte und ihnen von meiner Speise hinsetzte, daß sie sich gewöhnen sollten, mit mir zu leben, und mich freuete, wenn einige davon pickten und wieder wegflogen. Da meinte ich denn, daß sie es den anderen im Walde sagen würden, wie sie ihr Futter mit mehr Gemächlichkeit bei mir finden könnten. Ich träumte mir dann die Glückseligkeit, so mit meinen lieben Vögeln und anderen gutartigen Thieren vereint zu leben, und beschloß, die schrecklichen Thicre zu verringern und sie in ihre räuberischen Schranken zurückzutreiben, daß sie selbst einander auffräßen! Den Mardern und Iltissen stellte ich nach, zimmerte Fallen und habe auch manche gefangen; mit den Katzen lebte ich immer im Streit, weil sie mir meine gutmüthigen Kaninchen wegholten; so auch mit den Eulen, die meine sanften Tauben fraßen; ebenso wie mit den bösartigen Buben!

So dachte ich auch die Fische durch Füttern endlich gesellig zu machen; denn für den Fischfang war ich fast noch leidenschaftlicher. Eine Forelle zu sehen, machte mir große Freude. Ihre wenige Zierde von rothen, goldenen und schwarzen Punkten, bei dem bescheidenen grüngrauen Kleide, wo nur eben wenig Gold herausspielt, erhebt sie zum schönsten Fische. Und dann die Maigrasse oder Erlitze mit dem schönen Roth am Leibe, und auf dem Kopfe die weißen Pünktchen! Auch sind die Oerter so schön, wo sich die Forellen aufhalten; im reinsten Quellwasser, wo man bis auf den steinigen Grund siehet, in den Waldbächen, unter Felsenblöcken oder Gewurzel von alten Bäumen, an Stubben, die bewachsen sind mit allerlei Ranken, welche mit ihren Wurzeln überhangen in's Wasser: in deren Schatten stehen sie gern und bringen Leben an den einsamen Ort.

Außer den Erzählungen aus der Natur und dem alltäglichen Menschenleben, mit welchen uns der Vater in Erholungsstunden und auf Spaziergängen zu unterhalten pflegte, theilte er uns auch manchmal biblische Geschichten mit; besonders solche, die auf unser Herz wirkten und uns in dem Glauben an ein höchstes allmächtiges Wesen bestärken sollten. Die Geschichte Josephs rührte meinen Vater so, daß er nicht sprechen konnte. Eines Abends unterhielt er uns mit der Geschichte Abrahams, wie Gott ihm hieß, seinen Sohn zu opfern, um ihn zu prüfen und ihm dann wohlzuthun. Diese Geschichte gefiel mir so, daß ich den anderen Tag meinem Vater ein großes Messer brachte und ihn bat, mich auch zu opfern. Er fragte: „Warum willst Du das, mein Sohn?“ — „Damit Gott Deinen Gehorsam und Deine Folgsamkeit sehe und uns Allen gut sei.“ Ihm rollten die Thränen aus den Augen und er sagte: „Dich tödten? das könnte ich nicht!“ — „Lieber Vater, thue es nur, ich will gern still halten; und wenn Du eben zuschneiden willst, dann ruft Gott aus den Wolken: Halt ein! und zeigt auf den Bock in der Hecke; dann bekommen wir den; das muß ja ein Bock mit großen Hörnern sein, den Gott schickt.“ — Die Wahrheit, in morgenländische, phantastische Dichtung verblümt, wie zum Beispiel die Geschichte Abrahams, verwirrt den Verstand des Kindes; und gerade weil es Alles bildlich sieht, wird es um so leichter verleitet, Dichtung für Wahrheit zu halten.

Obschon die Bibel da lag, so habe ich doch meine Eltern nie darin lesen sehen; daß sie aber in ihrer Jugend viel darin gelesen hatten und sie fast auswendig wußten, zeigten sie nicht allein, indem sie danach lebten, sondern auch dadurch, daß sie bei Gelegenheit schöne erbauliche Sprüche daraus anführten und Geschichten erzählten, womit sie die

guten Lehren bekräftigten, die sie ihren Kindern gaben. Denksprüche in Reimen oder auch Sprüchwörter, die sich im Munde des Volkes bewahrt hatten, gebrauchten sie jedoch lieber; so wie auch etwas aus dem gewöhnlichen Leben, das uns bekannt oder doch leicht zu begreifen war. So sagte auch oft meine Mutter, wenn sie an mir vorbeiging: „Mein Sohn bete: ach Gott, ich bin ein junger Knabe, verleih mir Deines Geistes Gabe, daß der mich möge Gutes lehren, zu Andrer Nutz' und Deinen Ehren; oder: den Geschickten hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt; was Du willst, das Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch." — Es braucht wohl keiner Erwähnung, daß wir Kinder von unseren Eltern frühe zur Kirche und Schule angehalten wurden. Schon die Ordnung und die Gottesfurcht unseres Hauses brachte es so mit sich. Sonnabends pflegte die Großmutter zu uns zu kommen, die uns eine Rede über den reinlichen Anzug am Sonntage hielt; wie man in das Haus Gottes mit sauberen und seinen schönsten Kleidern gehen müsse. Aber auch als Schulknaben hätten wir es nicht wagen dürfen, eine Kirche zu versäumen; oft mußten wir sogar im strengsten Winter die unerträglichste Kälte in der Kirche ausstehen. Prediger und Schulmeister sollten doch für die Gesundheit der Kinder eben so wohl besorgt sein, als für die Bildung des Geistes. Mit erbarmenswerthem Blicke sahen wir oft zu dem Pfarrer hin, daß er erlauben möchte, uns in dem Capitel zu wärmen; doch er blieb immer mit demuthsvoll gesenkten Augen sitzen. Wenn er aber sah, daß Einige erfrieren wollten, dann gab er wohl den Kleineren Erlaubniß, zu dem warmen Ofen zu gehen. Seine Predigten konnten wir ja doch nicht verstehen, auch waren wir mehr des Singens wegen da. Deshalb gab ich auch auf die Predigt selten Acht; aber einst, als er,

was er so gern that, von der ewigen Höllengluth predigte — vielleicht, daß wir uns daran erwärmen sollten, — fiel es mir auf, daß er von einem Vogel sprach. Um nämlich die Ewigkeit zu beschreiben, bediente er sich des Vergleiches: Wenn ein großer See wäre, wo kein Tropfen dazu oder davon käme, außer daß alle hunderttausend Jahre ein Vögelchen sich einen Trank hole, der weniger wäre als ein Tropfen, so würde es doch endlich den See austrinken; aber die Ewigkeit höre nie auf. Dieses fiel mir auf das Herz und ich dachte, wer das Unglück hätte, so lange in der Höllengluth mit dem garstigen Teufel zu sitzen, das müßte etwas Erschreckliches sein! und ich nahm mir vor, recht fromm zu werden. — Uebrigens führten unser Pfarrherr und unser Schullehrer einen tadellosen Wandel. Einst aber sah ich den Pfarrer, da ich unvermuthet in seine Wohnstube trat, mit einem Freunde Karten spielen. Er erschrak so sehr darüber, daß er die Karten geschwind versteckte, als hätte ich ihn bei der größten Schande ertappt. Seit der Zeit hielt ich nun auch das Spiel für eine Sünde. Wenigstens betrachtete ich es immer auch in der Folge als einen unnützen Zeitverlust, und war ohnehin nie geschickt genug, es zu lernen, so oft man auch späterhin in manchen großen Gesellschaften, wo Karten gespielt wurde, mich bedauerte, daß ich als Zuschauer müßig und verlassen dasäße. Aber mir währte die Zeit nie lang; denn für meine Maleraugen gab's dort lebendige Bilder, worin viel zu studiren war: Licht und Schatten, Ausdruck, Schönheit und Charakter der Köpfe, Hals, Busen und Arme der Damen; die Grazie der Finger, das Leidenschaftliche der Geberde, Anstand und Ruhe, Mißmuth und Aerger, bei Gewinn oder Verlust: alles Dieses in Gedanken nachzuzeichnen und dazu im Geiste die Farben zu mischen, war mir eine angenehme Unterhaltung und eine lehrreiche Schule

der Beobachtung. So ging es mir auch späterhin, wenn ich Concerten beiwohnte: und so geht's mir noch. Die Musik versetzt mich so, daß ich sie nicht mehr höre, sie regt mir die Phantasie auf, es schweben mir Figuren vor, mit denen ich mich unterhalte. In Concerten habe ich oft die besten Compositionen gemacht. Auch beim Lesen stelle ich mir nicht die Bilder vor, die da beschrieben sind, sondern diese wecken andere Bilder auf, die in mir liegen.

Einen gehörigen und anhaltenden Unterricht in Wissenschaften konnten mir meine Eltern nicht geben. Es war im siebenjährigen Kriege gerade die Zeit, wo ich ihn hätte genießen sollen; aber weil fast beständig Soldaten, bald Feinde, bald Freunde bei uns waren, so konnten die Eltern kaum auf ihre Kinder Achtung geben. Auch wurde die Schule oft ausgesetzt, und es kamen Zeiten, da wir Kinder ganz verwilderten; weil wir für uns frei herumliefen und die Eltern schon froh waren, wenn wir nur nicht Schaden nahmen. Auf das Eis durfte ich nie gehen, weil meine Eltern meinten, daß diese Uebungen zu nichts führten. Aber dagegen wurde ich nächst dem Kuhhirten für den geschicktesten Werfer in ganz Haina erkannt. So wie ich aus dem Bette stieg, war ich auch aus der Hausthür in freier Luft; aus dem klaren Bache, welcher hinter unserem Hause vorbeifloß, nahm ich meinen Morgentrank und wusch mir Gesicht und Hände. Mein Lieblingsaufenthalt war der Garten. —

Durch Zufall bekam ich Aesops Fabeln mit Kupfern in die Hände. Dieses Buch machte mich glücklich. Mein Vater erlaubte mir, so viel Vögel zu halten, als ich Lust hatte, wenn ich nur auf dem Zimmer bleiben und lernen und zeichnen wollte. Das hielt ich treulich. Eine Stube wurde für mich ganz allein eingerichtet und die Stunden

bestimmt, wo ich arbeiten sollte; aber auch einige, wo ich zum Vogelfang ausgehen durfte. Nun war ich glücklich unter meinen Vögeln und zeichnete aus dem Aesop. Mein Vater besuchte mich oft, um zu sehen, ob ich auch lese und zeichnete. Aber ich war es nicht allein, dem der Besuch galt; er sah auch selbst die Vögel gern. Dabei erinnere ich mich eines unglücklichen Vorfalles. An einem schönen Nachmittage waren wir Kinder, Knaben und Mädchen, auf dem Berge versammelt. Wir begannen mancherlei lustige Spiele, wobei wir uns der Freude ganz hingaben und jauchzten und sprangen; dann ging es in das Rasen über; wir spielten Verstecken und Jagen im Walde, setzten über Gräben und Hügel, durch das dickste Gebüsch, zwischen den Aeckern durch das Getreide, dann durch die Gärten und wieder in den Wald. Endlich waren wir Alle erschöpft und gingen müde, hungrig und durstig nach Hause. Als ich aber in die Thür trat, fiel es mir schwer wie ein Stein auf's Herz; denn ich hatte meine jungen Hänflinge zu füttern vergessen. Ich stürzte geradezu in die Kammer, wo sie im Käfig waren, und fand alle fünf Vögelchen todt. In der Angst lief ich zu meinem Vater; ich glaubte, der würde meinen Schmerz lindern helfen, und zeigte ihm den Käfig mit den todten Hänflingen. Statt Tröstung gab er mir einen so derben Schlag durch's Gesicht, daß mir das Feuer aus den Augen sprühete! Sein Gemüth war erschüttert: „Unmensch," rief er, „hast Du nie gesehen, wie die armen Vögel bettelten, wenn Du ihnen ihr Futter gabst? Du hast das Elend dieser Unglücklichen noch nicht gefühlt. Geh' mir aus den Augen mit dem Bilde des Jammers!" Er hielt mir den Käfig vor mit den fünf Todten; damit faßte er mich beim Arme und stieß mich aus der Thür in's Ofenloch, setzte mich in die Asche und den Käfig mit den Todten neben mich. „Nun

fühle, was die Unglücklichen litten, und lerne, was der grausame Hunger für eine Stimme ist!" Er ging und verbot Allen, mir etwas zu essen zu geben. Nach einiger Zeit kehrte er wieder; er schien mich selbst zu bedauern, entließ mich und sagte nur mit wehmüthigem Tone: „Diese Vögel hast Du ihren Eltern aus dem Neste geraubt, worin sie weich auf Wolle und Federn lagen; zu ihrem Schutze hatten die Alten zwischen Dornenhecken das Nest gewählt; der Zugang war ihnen selbst gefährlich, wenn sie den Jungen Trank und Speise brachten, was sie mühsam in der Ferne suchten: und Du konntest dieser armen Vögel vergessen?" —

In Erholungsstunden ging ich auch wohl mit meinen Schulgespielen in's Feld und in den Wald. Da wurden Fische, Käfer, Vögel gefangen; wir legten Teiche an, baueten Häuser für Vögel und andere Thiere, machten Wagen, fuhren Steine und Erde und führten schöne Werke auf; aber kaum standen sie, so wurden sie oft auch mit der nämlichen Lust wieder zerstört. Athletische Uebungen und ritterliche Kämpfe, um sich in Ansehen und Respect bei anderen Jungen zu setzen, waren von meinem Vater streng verboten. Der unfriedsame Zänker wurde hart gestraft, und wenn ich mich einmal beklagte, daß Der oder Jener mich beleidigt hätte, so sagte er: „Die Schuld liegt an Dir, mache es danach, daß Dir Jeder wohl will. Du sollst mit Allen in Frieden leben; und dazu mußt Du Mittel finden!" —

Uebrigens war unter uns Knaben selbst ein Gefühl für Recht und Unrecht. Hatte z. B. Einer dem Andern etwas geschenkt und nahm es ihm wieder, wenn es dem Andern schon lieb geworden war, oder wollte den Tausch nicht gelten lassen, so war er der größten Beschimpfung und Verfolgung ausgesetzt; er durfte sich nicht sehen lassen, man lief ihm nach und sang ein Lied, worin er mit entehrenden

Schandtiteln überhäuft wurde; und diese Beschimpfung hielt ihn lange von unseren Zusammenkünften und Vergnügungen entfernt. Auch machten wir Gesetze unter uns und Verträge, die heilig gehalten werden mußten. Wenn z. B. Einer ein Vogelnest zuerst fand und zeigte es den Anderen an, so gehörte es ihm und durfte ihm nicht genommen werden. Entstanden ja Uneinigkeiten, so wurden auch dagegen Mittel gefunden und beide Parteien über Ort und Stelle, Art und Zahl der Vögel im Neste verhört. Aber es waren auch bösartige Buben darunter, die sich nicht mit uns in das rechtliche Einverständniß fügen wollten: da entstand dann Krieg und das mußten nicht selten die armen Vögel büßen! — Eben diese bösen Buben waren auch mit Schuld an der Angst, die ich bei dem folgenden Vorfalle erlitt. Einst waren in einem Winter fremde Vögel gekommen, eine seltene Erscheinung bei uns; es waren Tannenfinken, und andere Jungen hatten einige davon gefangen. Ein Schulcamerad, der sonst eben kein Freund der Vögel war, besaß ein schönes Männchen. Ich hätte es ihm gern abgekauft; aber er wollte durchaus nicht. Ich bot ihm einen Kreuzer und viele Knöpfe und Alles, was ich hatte; ich suchte sogar die Brotkrümchen und den Staub aus den Ecken der Taschen, ob ich etwa noch Etwas fände, was ich ihm geben könnte, ich bat und flehete, so viel ich nur vermochte, und versprach, ihm mit der Zeit noch mehr zu geben. Alles umsonst! Ich ging mit vielem Kummer und fast krank nach Haus. Meine Gewohnheit war, ehe ich des Morgens nach der Schule ging, meine Vogelgestelle zu besichtigen, ob auch Alles recht aufstehe, oder ob sich schon Vögel gefangen hätten; und als ich des anderen Morgens nach einem Meisenkasten sah: saß auf dem nämlichen Baume ein Tannenfink. Ich wurde von einer Freude überfallen, die nicht zu beschreiben

ist. Es schien wirklich, als wolle der Vogel in den Meisenkasten; er hüpfte um ihn herum, auch einmal auf den Deckel, dann wieder davon und so hin und her. Ich lauerte hinter dem Zaune mit den heißesten Wünschen, daß er doch hineingehen möchte; aber er zauderte. Ich hatte nicht mehr Zeit, und doch konnte ich mich nicht losreißen von einem so nahen Glücke. Es wechselten Freude und Angst bei mir. Ging ich weg, und der Vogel wurde in der Zeit gefangen, so erfror er; denn zwei Stunden mußte ich in der Schule bleiben; auch konnten mir andere Jungen ihn nehmen; blieb ich, so erhielt ich Strafe, weil ich zu spät in die Schule kam: und doch war mir, als hätte ich schon den Vogel! Ich legte mich also auf's Beten und flehete Gott an, er möchte so gnädig sein und mir diese Freude gewähren, ich wollte sein schönes Geschöpf auch gut halten, es solle bei mir in der warmen Stube wohnen und ich wolle ihm reichlich Essen und Trinken geben. „Gieb ihn mir, o lieber Gott," flehete ich, „ich will auch fromm und mein ganzes Leben Dir dankbar sein und Deine Gebote halten." Dann fing ich an zu beten: das Vaterunser, alle Morgen- und Abendgebete, Tischgebete vor und nach dem Essen, die zehn Gebote; — der Vogel flog von einem Baume auf den anderen, dann über die Mauer, dann kam er wieder und suchte auf den Bäumen umher nach Futter. Nun aber durfte ich nicht länger warten. Ich eilte nach der Schule und kam noch zur rechten Zeit, befand mich aber in einer Unruhe, die nicht auszuhalten war; denn ich glaubte, der Vogel sei nun im Meisenkasten und werde erfrieren oder mir von bösen Buben genommen. Ich fragte die neben mir saßen und die recht geübte Vogelfänger waren, wie lange wohl ein Vogel in dieser strengen Kälte im Meisenkasten aushalten könne, ehe er erfriere? Keine Stunde, sagten sie; denn gestern, als sie

aus der Schule gekommen wären, hätten sie welche gefangen gehabt, aber die Vögel wären todt gewesen. Nun fing mein Herzeleid erst an; mir wurde nicht wohl; ich stützte den Kopf auf die Bücher und legte mich über den Tisch. Der Schulhalter kam herein und bemerkte gleich an meinen Nebenschülern, die große Bestürzung zeigten, daß ich krank sei. Er ließ mich aufrichten; nun machte ich zur Beängstigung noch ein jämmerliches Gesicht und klagte, daß ich mich nicht wohl befände. „So geh lieber nach Haus," sagte er. Ueber diese Erlaubniß hätte ich bald meine Freude verrathen; aber ich hielt sie zurück und that ganz schwach im Aufstehen. Wie er das sah, gebot er zwei Knaben, sie sollten mich begleiten und führen. Da erschrak ich; denn das waren gerade die schlimmsten Vogelfänger und beide stärker als ich; wäre der Vogel auch im Meisenkasten gewesen, so war er doch für mich verloren; denn die hätten ihn mir genommen. Ich besann mich also schnell und ohne aus meiner kranken Stellung zu kommen, dankte ich ihm; denn gehen könne ich noch recht gut allein. „Versuch es," sagte er, „und gehe." Fast hätte ich gesprungen; aber ich stand wankend auf, nahm meine Bücher unter den Arm und ging einige Schritte. „Nun, es geht noch, also gehe nur." Ich schlich zur Thür hinaus, die Treppe hinunter und wankte über die Straße, so lange er mich noch sehen konnte; bis ich um die Ecke war. Nun ward ich aber flüchtig und die Beine wurden gehoben! In wenig Sprüngen war ich in dem langen Kreuzgange und durchlief ihn schnell, daß das Echo in den Ecken nicht einmal Zeit hatte, das Gepolter der Tritte aufzufassen; ehe das erwachte, war ich zum anderen Ende wieder hinaus; dann ging es über die lange Glitschbahn, die wir uns gemacht hatten, wenn wir nach und aus der Schule gingen, in schnellem Laufe weg; so über die zweite und dritte und

bald brachten mich die Füße zum Garten. Von Weitem sah ich schon, daß der Meisenkasten zu war. Ich warf meine Bücher in den Schnee, sprang über den Zaun und den Baum hinauf und sah: — der Tannenfink war gefangen und — war mein! —

Die fremden Waldbewohner machten uns den Winter gesellig. Wir fingen Meisen, Goldammer, Baumläufer, Buchfinken und Spatzen und brachten sie in unsere Stube. Saßen wir dann um den Ofen und brieten Aepfel und Kartoffeln, die wir in Scheiben schnitten und rösteten, so machten wir auch wohl von den Geschichten, die am Ofen dargestellt waren, Abdrücke, zum Beispiel vom verlorenen Sohne, von der Mutter Maria u. A. Meine Geschwister und Gespielen nannten mich freilich schon den Maler; aber seitdem ich so viel Lobens hörte von einem Altarbilde, welches mein Onkel in Cassel für die Michaeliskirche in Hamburg gemalt hatte, ward mein Beschluß immer fester, ein Maler zu werden. Meine Hauptbeschäftigung war das Zeichnen; aber ich goß auch Medaillen in Blei und grub Köpfe mit Griffel uud Grabeisen in Stein. Einst war ich bei einer solchen Arbeit etwas zu eilig; ich hatte das Blei nicht heiß genug werden lassen und es goß sich nicht aus. Ich zeigte das unvollkommene Stück meinem Vater und fragte ihn, wie es zuginge, daß der Kopf im Gusse nicht ganz, sondern nur stückweise herauskomme. Er sagte mir, das Blei werde wohl nicht heiß genug gewesen sein, und dann müsse ich auch die Form tiefer machen. Ich nahm also gleich einen viel dickeren Schieferstein und grub meine Form tiefer. Die lange Zeit, welche ich zugebracht hatte, die Medaille zu graben, wollte ich beim Gießen wieder einbringen, und that Wasser in die Form, damit ich nicht zu warten brauchte, bis das Blei kalt würde. Nun machte ich

beim Schmelzen das Blei recht heiß und dann goß ich es geschwind ein, damit es die Form egal füllte. Sobald aber das heiße Blei in das kalte Wasser kam, gab es einen Knall, als schösse man ein Pistol los, und das Blei spritzte in lauter Punkten umher, so daß ich und meine Mutter, die neben mir am Herde stand, ganz wie mit silbernen Flittern überdeckt wurden. Ein Schrank war wie übersilbert und so auch die Wände. Ein Glück, daß nichts in die Augen sprang; wie leicht hätte ich mein Gesicht dabei verlieren können! —

Von den häuslichen Arbeiten ging's dann wieder in's Freie zu neuen und anderen Beschäftigungen und Spielen, je nachdem es die Jahreszeit mit sich brachte. Ein Lieblingsort, den ich mit vieler Lust im Frühjahr besuchte, war im Walde, der Schlüsselblumenschlag genannt, mit vielem jungen Holze und mit Hecken. Da war auch ein Graben, wo sich das Wasser sammelte, welches von der höher liegenden Wiese durch das Gras herunter schlich. Hier gingen wir Kinder hin und pflückten Schlüsselblumen. Oft begleitete uns auch der Vater, weil sich viele Vögel da aufhielten, besonders Nachtigallen. Es waren auch Schwarzdornen und andere Gesträuche da. Mein Vater umwickelte einige Stämme zu Spazierstöcken mit starkem Bindfaden, so daß dieser hineinwuchs; nach einigen Jahren waren sie geschlängelt; auch verwundete er einige, die beschädigten Stellen wuchsen dann aus und es gab buntknotige Stöcke. Der Wald hatte zu verschiedenen Zeiten noch andere abwechselnde Vergnügungen für mich. Ich besuchte einige alte Eichen und durchwühlte das braune Wurmmehl, welches unten durch die Spalten und offenen hohlen Wurzeln hervorrann. Darin fand ich die schönsten Flügel von geharnischten Goldkäfern, Köpfe mit Hörnern von dem Hirschkäfer und andere Reste

von Geschöpfen, die in die hohen Eichen von Thieren hineingetragen und da verzehrt worden waren. Diese trockenen Ueberbleibsel machten mir Freude, weil viele von den Insecten mir fremd waren und ich sie nicht fangen konnte; ich mußte mich also mit den Resten begnügen, welche mir die Vögel zukommen ließen, die sie besser zu finden wußten als ich. — Außer im Walde fühlte ich meinen Geist nie mehr befreiet, als bei einem Volksfeste. Mein Vater hatte mich zu einem Scheibenschießen nach Gemünden mitgenommen. Nichts schien mir so erfreulich, als unter freiem Himmel die Menschen aus der Stadt und den Dörfern zum Feste versammelt zu sehen, wo man mit Ernst und mit arglosen Schäkereien nach einem Ziele strebt. — Ein hoher Genuß für mich war es auch, von der Höhe des Kirchthurmes den Ort zu übersehen, wo ich zuerst das Licht der Welt erblickte; das Haus, wo mein Vater geboren war und wo mein Großvater die herrlichen Kunstwerke backte und für das ganze Hospital das Brot zu besorgen hatte. Pfaffen hatten sich vor alten Zeiten hier angebauet; vorher mag es wohl ein Bardensitz gewesen sein; denn es ist nicht weit von Fritzlar, wo Bonifacius die heiligen Bäume umhieb. Die alte gothische Kirche ist so groß und schön, daß sie eine Stadt zieren könnte, mit einem weitläufigen Kloster und dazu gehörigen Gebäuden, welche durch lange Kreuzgänge zusammenhängen.

Haina ist auf drei Seiten mit Wald umgeben; von da zieht sich ein flaches Feld und Wiesenthal in die Ferne. Die nächsten Umgebungen sind Gärten und Obstbäume und die Landstraßen sind mit Aepfel- und Birnbäumen umsetzt; eben so die große Fläche, die Gemeine genannt. Obst war gewöhnlich meine Kost. Zuerst Erdbeeren; in den Wäldern wußte ich die Stellen, wo die würzigsten und vorzüglichsten

waren, und oft traf ich in Himbeerbüschen mit Rehen zusammen, die auch an den zarten Sprößlingen naschten. Auch kannte ich die besten Aepfel- und Birnbäume; wohlthätige Landesherren hatten die besten Sorten aus verschiedenen Ländern kommen lassen und viele Landstraßen damit bepflanzt. Die Zeit, wann dieser oder jener Baum die reifesten Früchte hatte, kannte ich genau. Die Kerne von den Aepfeln und Birnen nahm ich sorgfältig mit und wenn ich vor einer Hecke vorbei ging, streuete ich sie hinein, mit dem Gebete, daß ihr guter Genius sie aufkeimen lasse. Einmal legte ich auch einen Kirschkern neben unserem Hause; nachdem ich eine Vertiefung gegraben hatte, holte ich vom Fahrwege Erde und füllte die Grube damit aus, machte Bretter in's Viereck darum, häufte noch Erde darauf und nun war mein Kirschkern gepflanzt und hatte ein gutes Bett. Er schoß in Kurzem auf und ich steckte Dornen darum. Nach einigen Jahren war es ein schönes Stämmchen und ich hatte recht viel Freude. Da sagte mein Vater, der Stamm müsse gepfropft werden, und beschrieb mir, wie es gemacht würde und was dann daraus werden könnte, wenn eine gute Art Kirschen darauf käme. Nun sann ich lange nach; endlich wählte ich eine weiße, große spanische Kirsche, nahm davon ein Auge, pfropfte meinen Stamm und er ist so hoch geworden, daß er einen großen Theil des Hauses überzogen hat. Er brachte große dunkelrothe Kirschen, wie dergleichen keine in dem ganzen Orte bekannt waren. —

Was mich im Leben am besten bewahrte vor Thorheiten und leidenschaftlichen Verirrungen, war das Kloster in Haina, eine wahrhaft menschliche, milde Stiftung. In diesem Hospitale wurden alle die Unglücklichen ernährt und gepflegt, welche sich wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen

ihren Unterhalt nicht selbst erwerben konnten. Da sah man alle Arten von Verkrüppelungen des Körpers und besonders von Verrücktheit des Verstandes. Die bis zur Verwirrung gesteigerten Leidenschaften sprechen sich stark und bestimmt aus, so daß Der, welcher Menschen studiren will, hier gleichsam den Stimmhammer findet für alle die einzelnen Töne, welche in dem großen Weltconcerte der menschlichen Leidenschaften liegen.

Da war Einer, der mit Schlauheit Alles zu fangen suchte und überall, wo er ging, Fallen stellte. — Ein Mißtrauischer fürchtete Behexungen. Er ging über kein Kreuz und ängstlich hielt er seine Schritte an, wo zwei Strohhalme über einander lagen; auch kehrte er um, wenn ihm ein altes Weib begegnete. — Jener liebte den Kleiderschmuck. Das angenehmste Geschenk, was man ihm machen konnte, waren bunte Läppchen, die er sich anheftete. Begegnete ihm Jemand, der ein Kleid trug, welches ihm gefiel, so sagte er: „Du sollst bald sterben, damit ich Dein Kleid erbe.“ Er war dabei in beständiger Fröhlichkeit. — Eines Andern heißestes Verlangen war, Prediger zu werden. Es bereitete ihm Seligkeit, wenn er die Kirche aufschließen hörte und dem Prediger das Buch auf die Kanzel tragen durfte. Er kündigte immer an, daß der Pfarrer bald sterben und er dessen Stelle bekommen werde. — Noch Einer war bei seiner ersten Predigt verrückt geworden. Dieser hatte Zeiten, wo er sehr rasend wurde. Er predigte immerfort. — Einen nannte man den Major. Er musterte und exercirte unaufhörlich seine Soldaten, die er vor sich zu haben glaubte. Er stand früh auf und ging in Pantoffeln auf den Exercirplatz. Am Wege lag ein großer Stein, vor welchem er Front machte, die Pantoffeln auszog und den Stein küßte. Dann stellte er seine Soldaten in Reihe; doch war ihm die

Linie nie gerade genug. All sein Schimpfen half nichts; wollte er sich zum Commandiren aufstellen, so verhinderten ihn wieder die großen Fehler, welche er bemerkte. Auf diese Weise arbeitete sich der arme Mensch einige Stunden ab; dann ging er zum Essen und fuhr Nachmittags bis gegen Abend mit dem Exerciren wieder fort. — Ein Reimschmied behängte alle Wände seiner Stube mit Gedichten. Er hatte wohl früher durch satyrische Gelegenheitsgedichte seinen Füßen oft den Block verschafft. — Da war auch ein großer Fresser; auch ein Aesop, der sich rühmte, die Sprache der Gänse zu verstehen; u. s. w.

Wir Kinder kamen einst aus der Schule und sahen viele Menschen um einen Wilden versammelt, den man im Sollinger Walde eingefangen und nach Haina in das Hospital gebracht hatte. Wir drängten uns auch heran, ihn zu sehen. Er stand in der Mitte, und man war beschäftigt, ihn einige Worte zu lehren, wie Suppe, Brot u. s. w. Das schien er zu verstehen und war in froher, aufgeregter Erwartung. Vielleicht mochten ihm auch schon während der Gefangenschaft einige Wörter gelehrt sein. Als die Aufwärterin kam und ihm von ferne eine Schüssel mit Suppe zeigte, blökte er und nahm seinen Weg gerade über die Schultern der Umstehenden hinweg; denn so war er's gewohnt, über Hecken und Büsche im Walde hinzuspringen. Ich war noch zu jung, als daß ich darauf geachtet hätte, auf welche Art man ihn eingefangen. Man gab sich Mühe, ihn nach und nach zu unterrichten und zu leichten Geschäften anzulernen; wobei man aber auf seiner Hut sein mußte, ihn nicht zu erzürnen. Ich habe einmal solchen Vorfall mit angesehen. Es waren viele Brüder, wie man diese Unglücklichen im Kloster nannte, zu gemeinschaftlicher Arbeit beisammen, ohne daß die Aufseher zugegen waren. Unter

diesen Brüdern war auch der sogenannte starke Hans, dessen Verrücktheit ziemlich unschädlich war. Er sprach nie, ließ sich aber zu schwerer Arbeit wohl gebrauchen und konnte zwei Eimer mit Wasser an den kleinen Fingern aufheben. Nur zu gewissen Zeiten wurde seine Verrücktheit stärker; dann sah er starr auf einen großen Stein, rief das einzige Wort: „Frosch!" und ruhete nicht eher, als bis er den Stein von der Stelle gerückt hatte. Er war sehr groß und stark, weshalb ihm und seiner Familie der König von Preußen viel Geld geboten hatte, um ihn unter seine Garde zu nehmen. Aber es fand sich, daß sein Verstand ganz zerrüttet war, und er kam in's Tollhaus. — Knaben, die bei solchen Gelegenheiten immer ihr Spiel treiben, kamen auf den Gedanken, den Wilden und den starken Hans zusammenzuhetzen. Der Wilde mußte dem Hans beim Ohre zausen und ihn fragen, wie alt er sei. Gutmüthig that das dieser; aber Hans antwortete nicht. Nun mußte der Wilde abermals hin und ihn in das Ohr kneifen. Da nun der Gegner Schmerz fühlte, sagte er: „Frosch!" packte den Wilden mit wüthender Kraft, hob ihn in die Höhe und schmetterte ihn an den Boden. Dieser aber sprang nun wie ein wüthendes Thier mit rasender Wildheit auf den Angreifenden an, Beide packten sich, schlugen und zausten sich und waren mit Armen, Beinen und Zähnen so fest in einander verschlungen und verklammert, daß man sie nicht eher losreißen konnte, als nach Beider Entkräftung. — Nach Jahren schlich sich bei dem Wilden eine merkwürdige Krankheit ein. Er verlor seine Munterkeit, verfiel in Schwermuth, saß stets niedergeschlagen, ohne zu sprechen, sein Gesicht und ganzer Körper bekam dicke, runde Schwielen, die nach und nach abtrockneten und aussahen wie weißer Kalk. Vielleicht brachte dies die veränderte Lebensart und Speise

hervor; denn früher lebte er in freier Luft und aß Alles roh. —

Bei Todenhausen liegt ein kleines Dorf, in dem ein gewisser Dewes wohnte, der lange in den Eisen lag, aber wieder losgelassen werden mußte, weil er, wie man meinte, die Förster, welche ihn angegeben hatten, bezauberte, daß sie in Schwermuth verfielen und austrockneten. Sie mußten den Dewes um ihre Genesung bitten, der ihnen ein Papier schickte, das sie befreien würde, wenn sie seine Befreiung auswirkten. Dieses geschah, und sie wurden wirklich wieder gesund. Als er nach Hause ging, war sein Erstes, zu untersuchen, ob seine Büchse auch nicht verrostet und das Pulver auf der Pfanne nicht naß sei. Der Gewehre hatte er verschiedene in einem hohlen Baume im Walde stecken. Er fand sie noch gut und ging in den Grund, wo er den Wechsel der Hirsche kannte, und schoß sich den stärksten, ging dann nach Haus und wurde von der Frau freudig mit Thränen empfangen. Er begrüßte sie und dankte Gott, daß er nun wieder im Hause sei. „Ich dachte mir, daß es jetzt schlecht stehen werde und daß ihr ohne mich Noth und Kummer haben würdet; nun soll es aber wieder gut gehen! Mach' Feuer an, liebe Frau, und Du, Johannes, spanne den Schlitten an; wir wollen in den Wald gehen und den Hirsch holen, der im Grunde am Bache liegt; damit wir von dem Gelünge und Gehirne unser Abendbrot halten." „Gott im Himmel," schrie die Frau, „lieber Dewes, willst Du Dich und uns unglücklich machen? Du hast erfahren und gelitten, und schießest schon wieder!" „Ihr habt ja nichts zu essen; ich bringe Euch was von Gottes großer Weide!" — Einst schoß er mit Jägern nach dem Ziele und reichte viel weiter mit der Büchse, als die Anderen, welches noch mehr Bewunderung erregte, als daß er den Mittel-

punkt traf. Er forderte sie auch auf, mit ihm durch die Pflugschar zu schießen. Ihre Kugeln klatschten ab; doch seine fuhr durch und gab ein Loch. Alle hielten ihn für einen Hexenmeister; aber er sagte: „Am Laden liegt's!" — Er besuchte oft meinen Vater, den er Vetter Curd nannte, und sprach mit ihm von der Jagd. Einst brachte er mir einen jungen Fuchs mit und erzählte unter Anderm von einem glücklichen Schusse, den er gethan hatte. Auf seinem Acker von Erbsen spürte er eine Sau, die ihm die Erbsen verwühlte. „Da sie von dem Meinen fraß, so soll sie von mir wieder gefressen werden! sagte ich, und ich setzte mich des Abends an. Es war Mondschein, der nur fleckig durchleuchtete. Unten im Acker hörte ich's knätschen; ich dachte, sie wird doch auch heraufkommen. Lange mußte ich warten. Endlich kam sie; aber ich konnte sie nicht sehen. Ich hielt immer nach einem Flecke, wo sie wühlte, bis ich sie endlich sah. So wartete ich, bis ich das Schulterblatt hatte, da ließ ich's pfeifen und holte den Schlitten. Am Röcheln hörte ich's, daß sie nicht weit liegen mußte, und als ich mit dem Schlitten kam, lag sie nur drei Schritte vom Ort." — Dieser Mensch war ein Ulyß; Alles bestimmt, was er unternahm. —

Eines Tages waren unsere Eltern auf eine Verlobung ausgebeten, und damit wir Kinder auch, so wie sie, die Freude der Gesellschaft genießen sollten, hatten sie verschiedene Kinder eingeladen, mit denen wir spielen könnten. Auch hatten sie uns Mancherlei zu essen und zu trinken gegeben und es so geordnet, daß die Aeltesten das Regiment über uns Kleineren führen und für unsere Befriedigung Sorge tragen sollten. Die größeren Mädchen hatten nun den Kaffee gemacht und Alles war mit der schönsten Ordnung und Anständigkeit bereitet. Ihrer übertragenen Autorität ein würdiges Anse-

hen zu geben, saßen meine Schwester und ihre beiden Freundinnen gleichen Alters obenan hinter dem Tische, wo die eingeschenkten Tassen mit einem Stück Kuchen dabei in einen Kreis gestellt waren. Die nun wollten ihre Gesellschaft empfangen und mit Höflichkeit bewirthen. Wir Knaben spielten eben, als wir durch ein kleines abgeschicktes Mädchen eingeladen wurden, bei den Damen Kaffee zu trinken. Ueber diese freundliche Einladung verließen wir sogleich unser Spiel und liefen zu dem Tische; und da die eingeschenkten Tassen so bequem zum Trinken standen, so fielen die Knaben darüber her, verschluckten alle Tassen nach einander und verschlangen allen Kuchen. Die Damen, welche in ihrer Hoheit saßen, erschraken, daß ihre Würde nicht geachtet und so wenig sittliches Betragen vor ihren Augen geübt wurde. Die eine verwies besonders dem einen Knaben, der die mehrsten Tassen, auch die welche Anderen gehörten, hinter einander ausgetrunken hatte, mit schmälenden Worten seine Unart und nannte ihn einen groben, ungeschliffenen Jungen, und auch die Anderen fuhren fort, auf die Rohheit der Buben zu schimpfen. Die eine faßte das Wort „geschliffen“ wieder auf und sagte: „sie sind wie eckige Felssteine, die mit groben Hammern erst abgeschlagen werden müssen;“ mich hingegen, weil ich gar keine Tasse begehrte, nannten sie einen bescheidenen, billigen und mäßigen Knaben, mit dem angenehm umgehen sei. Diese Worte blieben mir im Herzen und ich dachte darüber nach, was geschliffen und ungeschliffen sei, und bekam eine Achtung vor der Würde des sittlichen Frauenzimmers, das zu Ordnung und Anständigkeit gebildet ist. —

Es war Sitte in Haina, daß jeder junge Bursch zur Blumenzeit am Sonntage eins von den Mädchen im Dorfe, wenn es zur Kirche ging, mit einem Blumenstrauße beschenkte,

welches er dann den Tag über seine Auserwählte oder sein Liebchen nannte. Ich war nun auch schon ziemlich herangewachsen und es regte sich ein dringender Wunsch in mir, mich aus dem Knaben- zu dem Ansehn des Burschenstandes zu erheben; denn ich sah die schönsten Jünglinge in der Kirche auf der Bühne stehen, ausgeziert mit einem Blumenstrauße, den sie am Hute trugen oder auf der Brust, und den ihnen ihre Liebchen wieder geschenkt hatten. Einen Blumenstrauß von einer Mädchenhand vor der Kirchthür zu erhalten, hielt ich für den ehrenvollsten Schmuck, und mein Stolz trieb mich, mir auch einen solchen zu erwerben. Ich wußte lange nicht, auf welche Art ich dazu gelangen könnte. Endlich entschloß ich mich und suchte das schönste Mädchen aus, die meine Auserwählte sein sollte! Als es Sonntag war und ich am Morgen, schön angekleidet, aus der Thür der Sonne entgegentrat: Alles still auf den Wegen und um die Häuser. Die Nachbarn, Knechte und Mägde in der Kirche; fernher tönte der Gesang der Andächtigen; kein Wagen fuhr und die Schwalben setzten sich ungestört um des Wassers Rand, die weiche Erde zum Bau ihrer Nester zu holen, und flogen wieder beladen von dannen; ein schön Geflatter, wie sie so emsig arbeiteten, ihr Nest zu bauen. Mit Zusehen hatte ich mich lange ergötzt; da stieg ich den Berg hinan zum Blumengarten, mir von der Frau Gärtnerin einen Strauß zu bitten. Am Gegitter, unterm braunen Wallnußbaume betrachtete ich erst die großen Eichen. Des Sonntags stehen sie still und höher und schauen ruhiger und mit mehr innerlicher Freude, als in der Woche, wo es sich überall im Felde regt, auf Korngefilde und hören gern das Geschwirr ihrer Laubbewohner. — Dann trat ich ein in's Thor und hörte Herrn Eichler, so hieß der kluge Gärtner, mit seinen Leuten in der Bibel beten. Ich

stand wartend still, bis sie fertig wären mit Lobgesang dem Allerhöchsten, der die Erde so reich geschmückt, und sah durch das andere Gitter des Blumengartens. Da wankten die Blumen in stiller Pracht und prangten im Glanze der bunten Farben; eine strebte es der anderen an Schönheit hervorzuthun; lachend war der ganze Garten, in stiller Herrlichkeit! Das war ein Ergötzen, ein Frohlocken! Die goldenen Käfer schwärmten und beschaueten und küßten jede Blume, und die Bienen flogen emsig aus und in die Körbe, in und aus den Feldern. Der schönste von allen Bienenstöcken, die da aufgestellt, war von Glas, wo man mit Wunder die Bienen arbeiten sah; mein Vater hatte ihn für seinen Freund gemacht. Die Sonne freuete sich der Blume, die Blume neigte sich zur Sonne mit ihrem Dufte; es war ein hoher Einklang der Natur; Alles jauchzte; ich hörte Gesang der Blumen, der Eichen und der Himmelshöhen mit der bunten Erde! — Nun kam die vernünftige Gärtnerin, schloß das Gitter auf und schnitt von jedem Beete mir eine Blume! Ich ging so reich mit meinen Blumen. Ach, wenn mich nur Jemand liebte! Ich band sie in einen Strauß, nahm ihn mit in die Kirche und suchte die Auserwählte; und da die Kirche aus war, eilte ich voraus an die Thür und wartete, bis sie käme. Sie kam, und ich trat vor sie hin, reichte ihr den Blumenstrauß und sagte: „Du sollst mein Liebchen sein.“ Sie nahm die Blumen mit Verwunderung und ging stillschweigend fort. Als sie einige Schritte entfernt war, kehrte sie wieder um und fragte: „Was hast Du gesagt?“ Ich sagte: „Du sollst mein Liebchen sein.“ Darüber fing sie herzlich und laut an zu lachen und kehrte sich um, ging fort und ließ mich stehen. — Ich dachte nach, warum mein Anliegen so eine ungünstige Wendung genommen, und es fiel mir ein, daß ich vergebens einst meinen

Schatten überlaufen wollte, und so große Schritte ich auch machte, ihn nicht einholen konnte; und indem ich mich mit den anderen Knaben verglich, die sich rühmten, älter zu sein, fand ich, daß es für mich noch nicht Zeit wäre, von einem schönen Mädchen einen Blumenstrauß zu erhalten.

II.

Erste Wanderung:

nach Cassel, Hamburg, Bremen (1765—1771).

Meine Schulzeit in Haina war geendigt und ich sollte nun zu meinem Onkel Jacob gehen, der meinem Vater das Anerbieten gemacht hatte, mich zu sich zu nehmen und mich das Malen zu lehren. Lieber hätte mich mein Vater in Cassel bei seinem Bruder Heinrich lernen lassen, der das Altarbild für die Michaeliskirche in Hamburg gemacht und sich dadurch viel Ruhm erworben hatte; aber das ging nicht, weil schon mein älterer Bruder bei ihm war. Als ich meine Reise antrat und das väterliche Haus verließ, begleiteten mich meine Eltern und meine Geschwister eine Strecke Weges bis an den Wald. Außer den vielen schönen Denksprüchen und Lehren, die meine Mutter mir von Kindheit auf gegeben hatte und die sie mir jetzt von Neuem in's Herz prägte, gab sie noch manche mit auf den Weg; unter anderen auch diese: „Wenn du in die Fremde kommst, zu anderen Leuten, schmeichle ihren Hunden und spiele mit ihren Kindern, dann werden sie Dir geneigt." — Das that ich auch auf meinen Reisen, und manche Wirthin wollte ihren Mann bewegen, keine Bezahlung von mir anzunehmen, denn ich hatte ihre Kinder so gut unterhalten. Als meine Mutter im Eichwalde von mir Abschied nahm, gab sie mir noch eine Düte voll Mandeln und Rosinen: „Die iß; sie sind gut für die Brust." Dann sprach sie noch ein herzliches frommes Gebet über mich und sagte: „Der Himmel sende

seine Engel auf einer Leiter herunter und führe Deine Wege und begleite Dich." — Meine Schwester aber, als wir Abschied nahmen und die Hände nach innigem Drucke von einander ließen, erhob ihren Arm, stand gleich einer begeisterten Priesterin da, die des Gottes Orakelsprüche verkündigt, und sprach: „Gehabe dich wohl! Suche Weisheit, so viel Du kannst; strebe nach dem Schönen, halte Dich zu Deinem guten Genius, der Dir bei der Geburt zum Schutzengel gegeben wurde; der leite Dich auf Deinen Wegen, beschütze und behüte Dich! Bist Du ihm treu, so wird er Alles für Dich zum Besten wenden. Er legt das Gute, das Nützliche um Dich her; Du brauchst es nur zu ergreifen; suche seine Winke zu erkennen; er ist für Dich besorgt und wendet Alles zu Deinem Besten! Geräthst Du auf dornige Wege und strauchelst, so wird dadurch dein Gang befördert; immer halte ihn im Auge und im Herzen. Sei nicht träge, Dir selbst zu helfen, wenn er Dich unterstützt; sonst verlierst Du ihn; er ist leicht, hat Flügel, entschwebt und verläßt Dich gar bald; denn er wird gedrängt von dem bösen Dämon, der gewaltig strebt, seinen Platz zu haben." — Mein Vater brachte mich bis Cassel, von da ich weiter mit Gelegenheit nach Hamburg gebracht werden sollte. Der Abschied von meiner Mutter war mir über alle Maßen schmerzlich; doch je näher wir Cassel kamen, desto mehr fühlte ich eine freudige Ungeduld, nach einem Orte hinzukommen, von dem ich mir so viel Herrliches und Glänzendes vorstellte. Besonders freute ich mich auf die wilden Thiere und Vögel in der Menagerie, die mir vor allem Andern das Liebste waren. Als wir nun in das Thor kamen — mein Vater im Gespräche mit einem jüdischen Handelsmann, welcher sich zu uns gesellt hatte und nach seinen Reden ein ganz verständiger Mann zu sein schien — und in die Gegend gelangten,

wo es bergan in die Stadt hinauf geht und wo man unten die Häuser und Dächer von der Menagerie erblickt und in die Höfe und Plätze hineinsieht, wo die Thiere sich aufhalten und die vielen fremden Vögel umherflattern, da kam auf einmal von unten herauf eine weiße Pfauentaube geflogen. Sie schwang sich ein paarmal im Kreise um uns herum und setzte sich dann auf meinen Kopf. Ich zitterte beinahe vor Freude über dieses wunderbare Ereigniß. Mein Vater und sein Begleiter waren auch verwundert darüber und dieser rief: „Das ist ein Glückskind; dem kommt das Glück auf den Kopf geflogen! Habt Ihr doch in Eurem Glauben den heiligen Geist als eine Taube; nun da kommt er geflogen und setzt sich dem Jungen auf den Kopf!“ Ich hätte so gern die schöne Taube in der Hand gehabt und griff danach, denn einen leichteren und schöneren Fang konnte ich ja nicht thun; aber mein Vater verbot es mir und nahm den Stock, um sie von meinem Hute abzustreifen. Sie flatterte aber nur eben in die Höhe, setzte sich auf den Stock, von da wieder auf meinen Kopf und so dreimal nach einander, bis mein Vater sie endlich wegscheuchte und wir unseren Weg weiter fortsetzten. Ich kam nun in das Haus meines Onkels, wo ich einige Zeit blieb und von da wieder mit Gelegenheit nach Hamburg gebracht werden sollte. Aber das verzögerte sich und ich wäre beinahe ganz vergessen worden; denn ich war da schon heimisch und hatte mir alle Personen gewonnen, weil ich Jedem gern diente, ehe er es verlangte. Besonders war mir die alte Haushälterin gewogen, weil sie mich zu Allem gebrauchen konnte, wo nur im Hause und in der Küche zu helfen war. Auch mußte ich Farbe reiben, Tücher grundiren, Paletten machen und Pinsel putzen; und alles dies ging mir flink von der Hand, und ich that es unverdrossen — wenn ich nur Tauben halten

konnte! Ich zimmerte einen Schlag auf dem Boden und besetzte ihn mit Tauben, die in kurzer Zeit an Zahl so heranwuchsen, daß das ganze Dach voll davon saß. Im Hofe machte ich bretterne Röhren, die unter das Brennholz gingen, das für den Winter in großen Haufen vorräthig lag, und da setzte ich Kaninchen hinein, die sich ebenfalls in kurzer Zeit vermehrten. Der Hof wimmelte von Hühnern und Enten; auch legte ich einen Behälter für Fische an. So war ich in beständiger Thätigkeit und immer bei frohem Muthe. Dabei besuchte ich oft meinen Vetter Ludwig, den Architekten, und Fritz, den Maler, Söhne meines Onkels Valentin, und Geldmacher, der Decorationen für das Theater malte. Bei ihnen zeichnete ich auch zuweilen, doch nur meine Lieblinge, wie in Haina, Eichhörnchen, Hirsche und Hasen. Keiner bekümmerte sich in diesem Fache um mich oder gab mir Anleitung zum Zeichnen; aber es erwachte ein gewaltiger Eifer bei mir, auch das zu machen, was ich bei den anderen jungen Malern sah, und ich fing auch wirklich an. Damals war ich etwas über vierzehn Jahre alt. Nun kam aber ein Brief von meinem Onkel Jacob aus Hamburg, worin er schrieb, es sei nicht recht von seinem Bruder, mich für sich zurück zu behalten, weil er nun Proben hätte, daß ich mich gut schicke und etwas für die Zukunft verspreche; er dagegen habe mich ohne Probe verlangt. Dies war nun meinem Onkel empfindlich und er sagte: „Der Junge soll morgen fort, ich will um den keinen Verdruß haben." Ich wurde also mit meinem Bruder auf die Post gepackt und nach Hamburg geschickt. Ich nahm Abschied von meinen Tauben und Kaninchen und freute mich der Reise; denn ich dachte: „Je weiter in die Welt, desto besser! je ferner von Haina, desto klüger sind die Menschen; besonders da, wo Schiffe sind, die Menschen aus allen Welt-

theilen zusammenbringen, von denen man Vieles erfahren kann, und wo der Weg offen steht nach den fernen Orten selbst." Ich kam also nach fünf Tagen in Hamburg an, meine Abreise fiel auf den 16. Mai 1766. — Mein Onkel und mein Vetter Christian empfingen mich am Schiffe auf dem Baumhause und führten mich zur Tante. Das war eine Freude! Sie nahm mich mit vieler Herzlichkeit auf, und als sie mein munteres Wesen sah und daß ich Lust zur Arbeit hatte, da sprach sie von Wunderwerken der Kunst, die nun geschaffen werden sollten; denn sie war selbst Malerin. Ich konnte kaum den Morgen erwarten, um gleich mit der Arbeit anzufangen. Mein Onkel malte mehrentheils Landschaften, Pferde, Kühe und Jagden. Das war nun eben meine Lust. Ich machte meine Farben zurecht und fing sogleich eine Landschaft an, die ich mir selbst zum Copiren ausgewählt hatte. Luft und Hintergrund waren bald fertig. Um das Wasser zu machen, nahm ich lauter Oel; denn ich glaubte, ein Oeligflüssiges sei dem Wasser am ähnlichsten. Mein Onkel bewies mir dagegen, daß das Wasser mit Farbe gemalt werden müsse, und als ich noch widersprach, machte er es mir vor. So fuhr ich täglich fort unter seiner Leitung; ich copirte von seinen kleinen Pferdestückchen, grundirte Tücher und Bretter und rieb Farben, was ich gut verstand. Dadurch hatte ich mich denn recht in Gunst gesetzt. Auch hatte ich Vögel, unter anderen einen Buchfinken im Bauer vor dem Fenster, der flog aus und ein; des Tags kam er nur selten heim, wenn er aß und trank; aber des Nachts schlief er immer im Bauer. Alles war bis jetzt gut gegangen; ich war in Lust und Freude, so auch mein Onkel und meine Tante; bis ich einmal hörte, ein Historienmaler sei weit mehr zu schätzen, als einer, der nur Pferde und Kühe und Landschaften malte. Nun bekam ich Lust, mich im Historienfache

zu üben. Mein Onkel hatte ein Bild copirt nach einem Italiener, ich glaube Trevisani: „wie der junge Tobias seinen blinden Vater wieder sehend machte.“ Zu diesem Bildchen bekam ich eine so unüberwindliche Lust, daß ich Tag und Nacht keine Ruhe hatte, bis ich anfinge es zu copiren. Ich bereitete mir das Gehörige dazu und bat meinen Onkel deshalb um Erlaubniß. Der sagte, das wäre noch zu schwer; es gehöre mehr dazu, Figuren eines Historienbildes machen zu können; ich müßte erst bei leichteren Sachen lernen; nachher könnte ich dies auch versuchen. Ich äußerte dagegen, man hätte einen großen Schritt gemacht, wenn man gleich bei den besseren Sachen anfinge, statt durch geringere allmälig auf einem langen Wege dahin zu kommen. „Nein,“ sagte er, „mache Du nur erst fertig, was ich Dir gegeben habe.“ Das war aber schon fertig und ich ging hin, es zu holen. Während ich weg gewesen war, hatte er mit der Tante gesprochen; und da ich wieder kam und ihm das Gemälde brachte, sagte er: „Fahre nur so fort, die anderen beiden Pferdestücke anzufangen.“ Ich äußerte ihm nochmals meine große Liebe zu dem Bilde von Tobias, und wie ich so sehr wünsche, es zu versuchen und glaube, es gut machen zu können. In diesem Augenblicke fuhr meine Tante auf mich zu, nannte mich einen Vorlauten, einen Naseweis, der klüger sein wolle, als alte Leute, ich solle erst lernen und thun, was mir befohlen sei; und damit hieß sie mich fortgehen auf meine Stube und meine Aufgabe arbeiten. Das sprach sie mit Zorn und mit einem Auge voll Verachtung gegen mich. Da wandte sich mir das Herz im Busen um; das Herz, das so unschuldig, so unbefangen mit Liebe und Achtung für sie schlug, wurde auf einmal so empfindlich beleidigt! Ich schwieg und ging betrübt auf meine Stube, setzte meine Pferdestücke auf die Staffelei und fing an zu malen; aber

es wollte nicht gelingen. Mein Onkel kam zuweilen und sah, was ich machte. „Es wird nicht gut, was Du machst,“ sagte er; ich versicherte ihn, daß ich das auch sähe, und nicht wisse, warum es mir so schwer werde, denn ich gäbe mir alle Mühe. Ich malte weiter, und es wurde schlecht. Ich hatte nur immer das junge Mädchen in Gedanken vor mir, das mit so vieler Freude sieht, wie der alte Tobias sein Augenlicht wieder bekommt, das frohe Gesicht des Greises, der nun die Seinigen wiedersieht, und die Alte, deren runzlige Wangen sich vor Freude wieder beleben; aber in den dunklen Stellen des Bildes sah ich immer nur die Tante mit dem bösen zornigen Blicke, der sich mir unaustilgbar eingeprägt hatte. Ich ward nicht mit mir einig, ob mein Onkel oder ich recht gehabt hätte; wenigstens konnte er mir gestatten, den Versuch zu machen. „Der Junge ist tückisch, er macht's mit Fleiß schlecht,“ sagte die Tante, als sie hörte, daß meine Arbeit nicht gut gerathen sei; und das wurde meinem Onkel auch leicht zu glauben. An mein blutendes Herz zu denken, kam Beiden nicht in den Sinn. — Von solchen Augenblicken hängt viel ab! Ein junger Mensch, dessen Geist sich eben erheben will, kann durch herben Widerspruch leicht vernichtet werden; und woher soll er die Kraft nehmen, wenn ihm nicht von einem Andern Hülfe geleistet wird. Ich war allein, war fremden Menschen unterworfen und mußte folgen in Allem, was ich auch that. Nun ward ich mißmüthig, hatte nicht mehr das offene, freie, fröhliche Wesen, welches sie doch von mir wie zuvor verlangten; und mein Onkel befahl mir sogar, freundlich und folgsam gegen die Tante zu sein, die doch mit solcher Grandezza auf mich herabsah, auch wohl drohte, sie würden mir Beide ihre Güte und Hülfe versagen und ich könnte gehen, wohin ich wollte. Dies erschreckte mich für den ersten Augenblick; dann

empörte es mich, und ich nahm das Letztere an, zu gehen. Nun ward ich mit einemmal freier im Gemüthe und dachte schon nach Cassel, machte auch gleich den anderen Tag meine Sachen zurecht, um zu reisen. Ich ging dann zu meinem Onkel Anton, der mich in meinem Entschlusse bestärkte. Bei diesem hatte ich oft die Studien besehen, welche er in Italien nach den großen Meisterwerken gemacht und wovon er mir einige zum Nachzeichnen angeboten hatte, besonders Köpfe nach Daniele da Volterra, die mir außerordentlich gefielen, und auch Figuren nach Annibale Caracci, wodurch meine Neigung zum Historienmalen immer mehr aufgemuntert war. — Auf dem Rückwege begegnete mir zufällig der Bruder meiner Tante, Herr Lilly, der ein Gemäldehändler war. Ich erzählte ihm von dem unglücklichen Vorfalle und von dem unfreundlichen Benehmen seiner Schwester gegen mich, und wie ich nun nach Cassel zurückreisen wollte. Da sagte er, daß ich lieber zu ihm kommen möchte, indem er gerade Jemand nöthig habe, der ihm, da er täglich viele Gemälde kaufe und verkaufe, dieselben ausbessere. Dieses wolle er mich lehren und mir die Woche einen Thaler Taschengeld geben; auch könne ich mir, da er sehr viele schöne Historiengemälde in Originalen besitze, die besten zum Copiren und Studiren auswählen. Zudem verstehe er sich auch auf die Kunst und wisse zu sagen, wie es sein solle. Wer war froher als ich! Ich sah den Himmel offen, in ein Haus zu kommen, worin so viele Kunstsachen waren. Den anderen Morgen sagte ich es meinem Onkel Jacob, welcher mir erwiederte, ich könne gehen. Ich dankte ihm für alles Liebe; dann eilte ich auf mein Zimmer und gab mich noch einmal recht der Freude hin über ein Bildchen, welches ich in Freistunden des Sonntags für mich gemacht und lange daran gearbeitet hatte: „ein Schäfer saß auf

einem Sandhügel, um welchen Ziegen weideten; er las in einem Buche und in der flachen Ferne sah man ein schwarzes Gewitter stehen." — Die folgende ganze Nacht hindurch hatten Ideen von Historien- und Landschaftsmalerei meinen Kopf durchkreuzt; ich hatte gar nicht geschlafen und stand sehr früh auf. Noch unschlüssig mit mir selbst und ängstlich ging ich in's Freie auf den Wall. Als ich aber auf eine Höhe kam und ich eine weite Aussicht vor mir sah, da fühlte ich meinen Geist freier. Ich schaute über die Bäume, über die Alleen, über Gärten und Häuser hinweg, bis zum Horizont, wo die Elbe herkam und mir vorbeiströmte in das große Meer. Die Sonne ging in ihrer Pracht glänzend auf und schien rosig in den Nebel, der sie umfloß. Ich ergötzte mich lange an dieser Herrlichkeit, freute mich ihrer milden Wärme und mein Herz ward mit Anbetung erfüllt für den Allmächtigen, der mit so vieler Güte die Sonne uns sendet mit ihrer allbelebenden Kraft, die alle Keime erwärmt und zu sich heranzieht, auch den schlummernden Geist erhellet und stärkend erhebt; und ich betete: so wie Er Allen die Wege zeige, werde Er sie mir auch zeigen. — Mein Weg war unwillkürlich auf die Seite des Walles hingegangen, wo in der Gegend das Haus des Vetters Lilly stand, der mich so zuvorkommend und gütig zu sich eingeladen hatte. War es diese freundliche Einladung, was mich dort hinzog, oder das Licht der aufgehenden Sonne? ich weiß es nicht; aber ohne meinen Willen war es geschehen. Und da ich so nahe war, wollte ich ihm einen guten Morgen sagen und ging hin. Nun ließ er mich nicht wieder weg und übernahm es, alles Weitere bei meinem Onkel zu besorgen. Doch ging ich selbst zu diesem zurück und dankte ihm noch einmal für alle Güte und Liebe und sagte auch meiner Tante Lebewohl. — Sobald ich zu meinem Vetter Lilly zurückkam,

sagte dieser: „Nun machen Sie sich ein Geschäft, was Ihnen am liebsten ist. Sie können sich Bilder zum Copiren aussuchen oder auch zeichnen, wie es Ihnen gefällt." Ich wünschte erst auf dem Boden die Bilder zu sehen, die da in großen Stapeln standen und seit mehren Jahren nicht umgekehrt waren, ob vielleicht einige darunter wären, welche der Reinigung und Ausbesserung bedürften, um sie dann in den Zimmern aufzustellen. Dies wurde mir mit Freuden gewährt. Ich fand da viele vortreffliche Stücke, besonders Köpfe und Portraits von großen Meistern, die eben nicht in Handel kamen, weil Zeit und Mode gerade für sie nicht günstig waren. Für mich war es ein Glück, diese Meisterwerke in Händen und so nahe vor Augen zu haben. In diesem Hause, unter so vielen Kunstschätzen, saß ich nun wie ein junger Sperling in der Saat: ich konnte wohl naschen, aber nicht mit Einsicht wählen; ich war mir selbst überlassen und mußte mir helfen, so gut ich konnte. Ich fing an, Bilder in Oel zu copiren, auch studirte ich nach Zeichenbüchern, worin die ersten Regeln der Kunst enthalten waren. Vor Allem ergötzten mich auch die schönen Kupferstiche und Originalhandzeichnungen von den großen Meistern: von Michel Angelo (sein jüngstes Gericht), von Raphael (die vaticanischen Logen) rc. Unter den vielen guten Gemälden fand ich auch ein großes von van Dyck auf Holz gemalt: „ein Familienstück, Großeltern, Vater und Mutter und ihre Kinder;" ein vortreffliches Bild! Köpfe von allen Altern; besonders waren die Kinder schön. — Ich wurde aber nicht allein mit den Sachen bekannt, die im Hause meines Vetters waren; als Gemäldehändler kannte er auch alle Liebhaber in der Stadt und ihre Sammlungen und führte mich dahin. So lernte ich viel in der Bildersammlung des Staatsraths Stengelin, die ich ein halbes Jahr lang

besuchte, um zu copiren. Wouvermann, Berghem und mehre copirte ich so, daß die Liebhaber damit sehr zufrieden waren, und es sollen sogar einige solcher Copieen als Originale verkauft sein, besonders nach Rußland. — Von Thomas Wyk sah ich hier „die Alchymisten mit ihren Geräthschaften"; aber das beste Bild, das ich von diesem Meister sah, war: „Das Innere eines Bauernhauses, wo Menschen mit Schweineschlachten beschäftigt waren." Der Dunst, welcher an dem Gebälke schwebte, machte es zum Vorzüglichsten, was ich in der Art gesehen habe. — Auch sah ich eine Zeichnung von van Luyken, wo „ein junges Mädchen am Felsen sitzt und ihr Morgengebet singt"; die Sonne schickt ihre Strahlen am Himmel hinauf; eine Lerche steigt flatternd in die Höhe und singt in fröhlichem Jubel; ein anderes Mädchen betrachtet Blumen, die zwischen dem Grase hervorsprießen.

Nun fing ich auch an, mich im Portraitmalen zu üben, und ein Bild, welches ich nach einem Manne aus Scherz gemacht hatte, wurde wegen seiner Aehnlichkeit gelobt; doch war ich mir nicht bewußt, daß ich ein Portrait ähnlich machen könnte, wenn ich es wollte; ich glaubte, es sei nur so von Ungefähr gerathen. Einst stand ich in der Hausthür, als eben ein junger Kaufmannsdiener hereintrat und fragte: „Wohnt hier ein Bildermacher?" „Ja," sagte ich, „und auch ein Bilderhändler." „Das ist mir gesagt worden; aber ich meine, ob er auch abnimmt, daß das Bild dem Gesichte ähnlich ist, welches er abnimmt?" „Sie fragen nach einem Portraitmaler?" „Ganz recht," versetzte er, „und kann ich den sprechen?" „Der bin ich selbst," erwiederte ich. „Nun denn, ich möchte mein Gesicht abgenommen haben, daß es ähnlich sei und Jedermann es erkenne." — Ich entschloß mich gleich. Der morgende Tag wurde zur

Sitzung bestimmt. Ich malte ihn und Jedermann erkannte ihn. Auch ein alter Kenner sah es, lobte es und meinte, wenn der junge Maler erst so viel bei der Arbeit gesessen hätte, daß seine rothen Backen die Farbe von einem Häringe bekämen, der einige Jahre im Rauche gehängt, dann könne etwas aus ihm werden; denn in ihm liege es. Dies ließ ich mir nicht umsonst gesagt sein. Das Portrait war fertig und der junge Mensch sehr damit zufrieden. Ich schämte mich, einen Ducaten dafür zu fordern; aber den legte er mir gleich auf den Tisch und noch zwei daneben, wenn ich ihm ein schönes Mädchen malen wolle, das seine Geliebte sei; für die wäre sein Portrait bestimmt und nun wünsche er auch das ihrige zu haben, weil er wegreise und es gern mitnehmen wolle. Ich versprach es ihm und er führte sie mir den anderen Tag zu. Ich staunte über die Schönheit des blühenden Mädchens; doch fast noch mehr über den Liebhaber, der während des Malens mit Lobeserhebungen über ihre Schönheit auf eine ausschweifende Art ausbrach, winselnd vor ihr auf den Knieen herumkroch und bat und flehete um Liebe, um nur ein wenig Gegenliebe für seine unermeßliche Liebe! Dann warf er sich taumelnd von einer Ecke zur anderen, stampfte mit den Füßen, schleuderte den Hut im Zimmer herum, schlug sich vor den Kopf und sagte: „Von der himmlischen Schönheit soll ich gehen, soll reisen, soll von ihr getrennt sein, soll das himmlische Vergnügen entbehren, sie zu sehen; die nicht anschauen können, die mir mehr ist, als alles Schätzbare auf der Erde!“ Dann fiel er wieder auf die Kniee vor ihr nieder und bat um Liebe, um beständige Liebe: „Denn Du bist mir alles und ohne Deine Liebe bin ich nichts!“ Dann fuhr er auf und kam, zu sehen, was ich machte, und schrie: „Sie wird's! sie ist's! das göttliche Gesicht!“ und fragte mich: „Aber sagen Sie

mir, haben Sie je ein solch' schönes Gesicht gesehen? nicht wahr? nein! nicht einmal in der Malerei hat man ein so schönes Gesicht, als sie wirklich ist! nie werden Sie sich so eins haben denken können." Ich Einfältiger war dem Menschen gut und wollte ihm einen Dienst erweisen und sagte: „Sie ist schön, aber es giebt Schönere, denn ihre Lippen sind so dick; Augen hab' ich glänzender gesehen, und Nasen giebt es bessere; die ihrige steht etwas in die Höhe." „Nein," sagte er, „die Lippen — das ist eben das Schöne, sie strotzen von den vielen Küssen, die darin liegen; und die bescheidenen Augen mit den langen Wimpern, wie sie Schatten um sich streuen! und wenn sie sie aufschlägt, welche glänzende Sonne, die den Himmel erheitert! und die gerade senkrechte Nase, die sich unten eben nur wenig in die Höhe biegt, um Raum für einen Kuß zu lassen! O diesen Genuß von ihren Lippen — ein Kuß, der ewige Seligkeiten gewährt!" Dann bat er um einen Kuß, den sie ihm kaltblütig und gleichgültig gewährte. — Nun stand ich auf und bat ihn, einen Augenblick mit mir in die andere Stube zu gehen, da wollte ich ihm ein sonderbares Gemälde zeigen. Er ging mit, und da wir allein waren, sagte ich ihm: „Mein lieber Freund, ich bin Ihnen gut, nehmen Sie von mir einen wohlgemeinten Rath: loben Sie die Schönheit Ihrer Geliebten nicht so sehr, sonst verlieren Sie dieselbe; lassen Sie lieber dieselbe nicht erfahren, daß sie so schön ist. Eben darum sagte ich, daß ich noch schönere Mädchen gesehen hätte, meine Unhöflichkeit war ein Opfer, das Ihnen meine Freundschaft brachte." „Mein junger Mann," erwiederte er hastig, „Sie reden in Ihrer Unschuld und verstehen die Liebe nicht; das ist eine Sache, die man nicht im Stillen bei sich behalten kann, Sie werden es einmal anders erfahren, wenn die Liebe Sie überfällt. Lassen Sie es gut

sein; indeß danke ich Ihnen für Ihre gute Gesinnung gegen mich, und fahren Sie fort, mir die Schönheit so gut zu malen, als Sie können." Ich konnte nicht begreifen, was der Mann sagte, und fuhr fort zu malen, und als das Portrait fertig war, gefiel es Allen und wurde ähnlich gefunden. Das brachte mir einen Namen und machte mir Muth, denn das Portrait des schönen Mädchens kam bei Vielen herum und machte Mehren Lust, ihr Portrait von mir zu haben. Hier wäre nun eine günstige Zeit für mich gewesen, wenn ich das Glück gehabt hätte, einen Freund, einen Mann von Einsicht zu besitzen, der mich in die feinere und gebildetere Gesellschaft eingeführt und mir die Menschen, von denen ich hätte lernen können, ausgewählt hätte. Aber so stand ich allein, ohne Führer dieser Art, und für mich war ich zu unwissend und kraftlos. Doch war ein dunkles Gefühl in mir, nach etwas Besserem zu streben. Aus einigen Malerbüchern, die mir in die Hände gekommen waren, sah ich, daß ein Maler, der etwas Tüchtiges lernen will, mehr zu wissen nöthig habe, als Malen, und daß er Umgang mit gelehrten Männern haben müsse. Ich fing nun an, die aufzusuchen und mich bei ihnen beliebt zu machen; besonders bei denen, welche Sammlungen von Naturalien aus anderen Welttheilen besaßen. So wie meine Kenntniß in den Gemälden zunahm, lernte ich auch immer besser die Natur betrachten und dieselbe in ihren mannigfaltigen Werken und Erscheinungen auffassen. Ich ging fleißig spazieren, beschaute die Gegenden, Bäume und Büsche; was ich schön Gemaltes in den Bildern sah, erkannte ich nun auch in der Natur, lernte Licht und Schatten kennen und die Effecte der Beleuchtungen von Sonne und Mond. Meine Wanderungen dehnte ich oft sehr weit aus und gewöhnlich vom Wege ab feldein über Gräben und Hecken, denn ich war leicht zu

Fuß; zeichnete Pferde, Kühe, Schafe und Ziegen auf den Weiden; drängte mich unter die Volksmenge, beobachtete da die verschiedenen Neigungen der Menschen, den Ausdruck ihrer Leidenschaften in den Gesichtern und Geberden. Mein Vetter Christian, der ungefähr in meinem Alter stand, war mein gewöhnlicher Begleiter. Obgleich von verschiedenem Charakter, denn er war hastig, blieben wir doch immer die besten Freunde. Fast jeden Sonntag holte er mich aus dem Bette, so früh kam er, und wir durchstrichen dann die schönsten Gegenden. — Oft ging ich, um die Sonne untergehen zu sehen, an einen Ort auf dem Walle nahe an der Elbe gegen Altona hin; ein andermal sah ich sie vom Grasbrook aus gegen die Stadt hin. Da scheint die Sonne, ehe sie untergeht, an die Häuser und spiegelt sich in den Fenstern mit so blitzenden Lichtern, daß man glaubt, die zauberische Erleuchtung eines Feenpalastes zu sehen. Hierbei erinnere ich mich des prachtvollsten Schauspiels der Art: wenn nämlich die Abendsonne von der Seite auf den großen königlichen Palast zu Caserta schien, ihn hellröthlich beleuchtete und auf die vielen Fenster so glänzte, als stände das ganze Gebäude in einem Zauberfeuer.

Ein fast noch größeres Schauspiel gewährte mir der Mond, wenn er in das Wasser schien. Ich ging deshalb oft auf eine Brücke am Walle, wo in einem abgelegenen Wasser beschädigte oder zerbrochene Schiffe und Fahrzeuge lagen. Der Ort selbst liegt im Schatten und das Holzwerk und die dunklen Schiffe geben ihm ein finsteres Ansehen. Dazwischen durch spiegelt sich der Mond mit seinem silberreinen Lichte und sein weißer Schein blitzt glänzender, als wo er das offene Wasser beleuchtet. Sieht man nun in die Ferne auf die Elbe, so flimmert es wie Millionen Fische, die auf dem Wasser spielen, und dort im schwarzen Grunde

wälzt der Mond die leuchtende Kugel in mancherlei abwechselnden Formen und flammt zwischen dem schwarzen Gehölz, dem Schilf und Gesträuche herum. Auf der kleinen Brücke an diesem einsamen Orte, wo ich stundenlang verweilte, um mich an dem schönen Lichte zu erfreuen, sah ich auch oft einen Maler, Namens Videband. In seinen Mantel gehüllt ging er da still umher, ohne zu sprechen, und beobachtete so wie ich die Effecte von Sonne und Mond, die er auch in kleinen Bildern nachzumalen suchte. So sah ich einst ein schönes Bildchen von ihm: „eine Mutter mit ihren Kindern im Scheine des Mondes in der Stube sitzend." Das Mondlicht schien durch das Fenster auf den Fußboden und auf einige Figuren, und so war das ganze Zimmer von diesem sanften Scheine beleuchtet. Noch ist mir die zarte Rührung wohlthuend, die dieses Bild bei mir erweckte. Niemand würdigte, was dieser stille, gefühlvolle Mann malte; er lebte kümmerlich, aber er hatte wohl ein Licht von Sonne und Mond in sich, das ihn erwärmte und ergötzte. — So wechselten bei mir die Freuden an Natur und Kunst: was ich sah, suchte ich zu begreifen und nachzuahmen.

Ich wurde in einem Hause bekannt, Winkelmann und Zimmer, die Beide in Compagnie standen und eine kleine schöne Sammlung von Bildern hatten. Der Sohn des Herrn Zimmer lernte bei meinem Onkel das Zeichnen, wurde mein Freund und brachte mich in seines Vaters Haus. Fast alle Sonntage Abends war ich da und lernte hier zum ersten Male einen freundschaftlichen Familienzirkel kennen und in ihm das feine Wohlleben. Sie hatten schöne van der Neer's; u. a. zwei kleine Bilder, „einen Sonnenaufgang" und „einen Mondschein". Nie habe ich von diesem Künstler schönere Bilder gesehen, als diese. Die wirkten sehr auf mein junges, zartes Gemüth und lehrten mich noch

inniger die Schönheiten der Sonne und des Mondes kennen, den angenehmen Zauber der klaren Nächte und das Erfreuliche der kommenden Morgensonne. Auch hatten sie ein Bild mit „Kühen und Schafen", die auf einem Berge standen oder lagen, um altes Gemäuer herum, Ruinen eines ehemaligen Prachtgebäudes, jetzt die einsame Ruhestätte der Hirten, wo sie ihr Vieh weideten; Ziegen nagten an dem Gesträuche, das über das umgefallene Gemäuer hing. Vergang und Leben sah man hier beisammen: Vergang angestrengter Menschenkräfte und einer gesunkenen Größe; Leben der hohen Menschheit, die zwar nicht im aufgeklärten Kunstsinn, aber in der Einfalt mit Kühen und Schafen und Ziegen ihre Sorge und ihren Unterhalt findet. Wilhelm Romeyn, ein Holländer, der sich lange in Rom aufgehalten und daher diesen Beinamen bekommen hatte, ward als Urheber dieses Bildes genannt. Er wählte immer dergleichen Gegenstände zu seinen Bildern, Ruinen, römische Paläste, wo im Mauergewölbe eine Familie ihre Wohnung mit Schilf und Binsen hinein gebaut hat, und da ihr Leben hinbringt in stiller Einfalt, wohl glücklicher und ruhiger als die, welche stolze Paläste aufführten. — Daneben hing ein Bild von Polidor, grau in grau, „Genien als Kinder, die einen Thurm stürmen." Die Belagerer brachten Sturmleitern, erstiegen die Mauern; die auf dem Thurme wehrten sich mit Bogen, Pfeilen und Lanzen und schleuderten große Steine herunter. Auf den Leitern war Gedränge! Einige strebten hinauf, Andere stürzten herunter, hingen in den Sprossen. Alle Arten von Stellungen sah man hier bei dem gewaltsamen Ringen und den erschöpften Kräften. Ein schönes Gegenstück zu dem ruhigen genügsamen Schäferleben! Man mochte da wohl sagen: „es giebt keine Männer, Gott hat nur Kinder!" — Außerdem hatten sie noch mehr schätzbare Bilder;

auch zwei von Peter Quast: „Schwelger und Spieler, Diebe und Betrüger." — Solche Bilder nun und mehre copirte ich. Man lieh mir Alles, wozu ich nur Lust hatte. Waren die Bilder besehen, so gingen wir auf die Stube meines Freundes, wo ich manches Nützliche von seinem Lehrer lernte, besonders wenn ein alter Comptoirdiener dazu kam, der sich mit ihm herumdisputirte. Dieses Haus war für die Bildung meines Geistes von unendlichem Nutzen. — Auch bei einem anderen Liebhaber der Kunst, der selbst in Miniatur und Pastell malte, Herrn Schwalbe, ging ich ein und aus. Er erzählte mir viel von den italienischen Malern und machte mich dadurch aufmerksam auf ihre Werke. Dann führte mir mein guter Genius einen Mann zu, dem ich für die Erweiterung meiner Kenntnisse sehr viel verdanke. Er hieß Book. Wenn er als Kaufmann seine Geschäfte in der lebenden Welt beendigt hatte, brachte er die Zeit seiner Muße still und eingezogen in seinem Hause zu, nur mit Büchern, Bildern und Kupferstichen beschäftigt. Er war unverheirathet; ein paar Haushunde, zwei Hausjungfern und zwei Schildkröten waren seine Gesellschafter. Die Schildkröten lebten den Sommer über in seinem kleinen Garten; den Winter hatte er sie bei sich in der Stube. Als ich nach vielen Jahren wieder nach Hamburg kam, fand ich diese Thiere noch lebend bei einem Freunde. Schon das Aeußere des Mannes zeigte den Sonderling. Er trug einen schlichten Ueberrock und einen großen runden Hut; aber so einfach und unbedeutend er erschien und allen falschen Glanz und Schein in der Welt floh, so reich und schätzbar war sein innerer Gehalt; übrigens hatte er etwas Aehnlichkeit mit Rembrandt. Er führte mich in sein Haus, das einsam und abgelegen am Walle stand, mit einem kleinen Garten und einem Gartenhäuschen. Wie erstaunte ich, als ich hin-

eintrat! Diele und Treppe hingen voller Gemälde; vom Keller hinauf bis zum Boden, alle Stuben und Kammern waren mit Gemälden behangen und mit Büchern besetzt. In der Stube, wo er sich gewöhnlich aufhielt, hingen vorzüglich solche Bilder und Zeichnungen, die nicht durch Kunstwerth, wohl aber durch ihren geistigen Inhalt Aufmerksamkeit erregten. Es war ein lebender Geist an den Wänden, seltene Naturerscheinungen, launige Einfälle, Satyren, ernste und komische Scenen aus dem Leben und Treiben der Menschen; Alles zeigte den Sinn des Bewohners, wie ein Gesicht die innere Seele. Um Raum für die Bücher zu schaffen, hatte er große Tonnenreife aufgehängt, wie Kronleuchter unter den Decken, die waren alle voll Bücher gestellt, und ihm war es leicht, jedes Buch zu holen, sowie auch die Seite aufzuschlagen, wovon eben die Rede war. Bei ihm sah ich auch zuerst das Buch der moralischen Bilder von Cats*), woraus ich späterhin manches Nützliche gelernt habe. Als er bemerkte, wie sehr ich mich freute über alle die lieben Sachen, lud er mich ein, jeden Abend und des Sonntags schon am Mittage zu ihm zu kommen und mit ihm fürlieb zu nehmen. Als ich einmal meine Verwunderung äußerte über alle diese Vorräthe und Schätze, und wie viel er daran gewandt hätte, sagte er: „Das eben nicht; ich habe mir das Alles so bei Gelegenheit angeschafft. In Auctionen und bei Trödlern findet man oft viel Schönes und Seltenes für wenig Geld. So hatte ich gestern im Sinn, die beiden großen Bilder auf Leinwand: „Die Hochzeit der Psyche",

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Jac. Cats, den die Holländer ihren Ovid nennen, starb 1660. Die beste Ausgabe seiner Werke: Alle de werken (door Rhynvis Feith). Amst. 1790 — 1800. 19 Bde. mit Kupfern.

von Giulio Romano nach dem Frescogemälde Raphael's in der Farnesina in Oel gemalt und von Raphael retouchirt, in der Auction zu kaufen. Der Preis, den ich dafür festgesetzt hatte, war für das Stück ein Ducaten; sie wurden aber höher getrieben und nun ließ ich sie fahren. Ich wollte mir einen Schirm davon machen im Garten, um die Hühner damit einzuhegen, und so hätten sie mir zu zwei Dingen gedient: die Hühner konnten nicht überfliegen und ich hatte im Spazierengehen immer die schönen Sachen von Raphael vor Augen." — Die Bilder waren wirklich von G. Romano und kamen aus der Sammlung der Königin von Schweden, wurden aber auch nur wenig über einen Ducaten verkauft, weil sie wegen ihrer Größe nicht leicht Einer gebrauchen konnte. — „Uebrigens," fuhr er fort, „kaufe ich immer nur das, was mir besonders gefällt, nie ein Bild um des Meisters willen, auch nicht wegen der Kunst, sondern wegen des Inhalts und Geistes, oder wegen einer schönen Figur. Darum habe ich mir das kleine Bild von Raphael in seiner ersten Manier gekauft: „Der heilige Georg zu Pferde, wie er den Drachen erlegt." Mir gefällt sein schönes Gesicht und die weibliche heilige Figur, zu deren Füßen das Ungeheuer stirbt; mich erfreuet der reine jungfräuliche Reiz und die jugendliche Schönheit in diesen herrlichen Gesichtern." Auf dies Bild legte er denn auch einen hohen Werth und bewahrte es in einem Schranke mit verschlossenen Thüren. Gerade vor der Treppe, wenn man in sein Haus trat, hing ein Bild, welches seiner Meinung nach von Holbein war und den „Wilhelm Tell vorstellte, wie er eben die Armbrust anlegt, um zu schießen." Sah man auf sein zielendes Auge und auf den angelegten Bogen, so ging die Spitze einem gerade in's Auge: es war so natürlich, daß man sich fürchtete, geschossen zu werden. —

Die große Sammlung von Kupferstichen enthielt viele der vorzüglichsten Blätter; und weil er sie mir mit seinen Bemerkungen vorlegte, so wurden sie für mich sehr belehrend. Vor Allem aber gaben mir die vielen Bücher mit Kupferstichen, meist historischen Inhalts, über die alten Zeiten, das Mittelalter und die neuesten Begebenheiten viele Belehrung, sowie die Reisebeschreibungen und die naturgeschichtlichen Werke von Indien, über die Religionsgebräuche und Sitten der verschiedenen Völker. Bücher konnte ich nicht viel lesen; aber hier bekam ich durch die Bilder und durch die Erklärungen derselben eine anschauliche Uebersicht von der ganzen Welt und von den merkwürdigsten Begebenheiten, die sich darauf zugetragen hatten!

Einige Zeit nachher wurde mir auch das Glück zu Theil, einem trefflichen Manne, dem Doctor Bolt, bekannt und von ihm in die größeren feineren Gesellschaften gezogen zu werden, die sich öfter in seinem Hause versammelten. Das war wohlthätig für mein ganzes Leben, als Jüngling mit Menschen von höherer geistiger Bildung, wie Kirchhof, dem Rathsherrn, und Klopstock in einer Gesellschaft zu sein. Das erhob mein ganzes Wesen und bewahrte mich, mit der niedrigen Classe von Menschen umzugehen. Bolt hatte auch eine Sammlung Bilder; unter diesen gefiel mir vorzüglich „eine Landschaft" von Both; im Vordergrunde war die Porta Leone zu Rom; dadurch sah man im Hintergrunde die Pyramide des Cajus Cestius. Die Abendsonne schien in den Dunst, der davor schwebte, und sie stand wie eine Silhouette in einer Glorie; die steinerne Masse erschien hinter dem feurigen Nebel wie eine leichte Wolke. — Dann bemerkte ich noch als ausgezeichnete Bilder: „die Flucht nach Aegypten" von van der Velde; „die Räuber" von Schellinks (Bauern werden ausgeplündert und ein Mädchen

läßt im Laufe den Korb mit Hühnern fallen, so daß diese davonfliegen).

Gemälde-Auctionen versäumte ich nie. Gewöhnlich wurden die Bilder einige Tage vorher zum Besehen ausgestellt; da war es denn sehr belehrend, die verschiedenen Urtheile von Kunstkennern und Kunstfreunden zu hören, die da zusammenkamen. Ich bemerkte oft unter diesen einen Mann, der seinem Sohne die Schönheiten, sowie die Fehler der Gemälde auseinandersetzte. Es war, wie ich nachher erfuhr, der Herr Syndicus Schuback. Er lud mich mit zuvorkommender Güte ein, ihn zu besuchen und seine Gemäldesammlung zu besehen. Unter vielen schönen Studien bemerkte ich vorzüglich „eine Schlacht" von Berghem, wo ein Türke auf einen Mohren zusprengt und dieser mit einem Beile nach ihm hauet. Was aber Schuback's Sammlung als einzig in ihrer Art auszeichnete, waren die Gemälde von van der Neer, ein wahrer Schatz, der ein ganzes Zimmer allein ausfüllte. Da sah man alles Schöne beisammen, was die Natur an Pracht der auf- und untergehenden Sonne zeigt, mit ihren Effecten auf oder hinter den beleuchteten Gegenständen, und so auch den Mond mit seinem sanften Silberschein, mit all' dem Zauber und dem magischen Licht, welches er verbreitet und immer wechselt. Bald sah man ihn am Horizont nur eben halb hervorschauen, bald ganz heraufgestiegen; auf einem anderen Bilde hinter Wolken. — Des Besitzers Lieblingsbild aber war: „das Innere eines Waldes im Mondenschein." Diese stille Ruhe mit dem sanften blassen Scheine, der zwischen den dunklen Bäumen durchfiel und sparsam nur einige Stellen beleuchtete, machte eine überaus angenehme Wirkung. An der Wahl solcher Bilder erkennt man des Sammlers Gemüth. So sah ich eines Tages in einem anderen Hause ein Bild von Johann Both: „ein

innerer Wald", wo die Sonne am Horizonte eben unterging und ihre Strahlen leicht über das Gras wegschickte an die Stämme der Bäume, unter den Bäuchen der Kühe durch, die da weideten. Der ganze Wald stand in Schatten und nur ein Flitterlichtchen war wie ein vergoldeter Strich längs der Erde und hin und wieder in den Bäumen; das Andere lag Alles in dämmernder Ruhe. Wer gerade zu solcher Zeit einen Wald in der Natur gesehen hat, wenn Alles still geworden, die Vögel zur Ruhe gegangen sind, die Hirsche im Dickicht lauern, bis die Sonne ihr Licht verbirgt, dann heraustreten und äsen zwischen der Heerde Kühe, der wird dem Maler danken, daß er das so schnell Vorübergehende schön und wahr im Bilde festgehalten hat.

Auch Herr Timmermann besaß eine Sammlung von vorzüglich schönen Bildern: „eine Abnahme Christi vom Kreuz", von Albrecht Dürer. Die Trauer der Personen, welche den Leichnam hielten, und die rothgeweinten Augen der Frauen waren bewunderungswürdig; dann eine „Artemisia mit dem Giftbecher," ich glaube von Albano oder einem anderen Zeitgenossen des Guido Reni (Bause hat es in Kupfer gestochen); „Engel die den Abraham besuchen"; „Landschaften" von Pynacker; „Radieschen, eben an einem Brunnen gewaschen"; „die Musen und Minerva" von Rottenhammer. — Bei Herrn Timmermann sah ich auch zuerst Landschaften von Everdingen. Er machte mich dabei aufmerksam auf das große Ganze und den regen Geist, der darin herrscht, auf die Gewalt des Wassersturzes, wie es schwer vom hohen Felsen zur Tiefe schießt, auf den Glanz des Lichts, der sich auf der Oberfläche spiegelt und in hellen Strahlen das durchsichtige Wasser durchdringt, das wenig Zeit zu schäumen hat und in einem Guſſe zum Abgrund hinunterstürzt. Timmermann's

Tochter malte selbst Altarbilder und Portraits. Besonders war ihr das von Klopstock gelungen, worin man das weiche Gemüth dieses Dichters erkannte. Um sich noch weiter auszubilden, reiste sie sogar nach Cassel zu meinem Onkel.

Indem ich mit Dankgefühl mich meiner Jugendzeit in Hamburg erinnere, muß ich noch des Vergnügens erwähnen, wenn ich auf dem Jungfernstiege zwischen der schönen Welt umherwandelte, die da spazieren ging. Da sah ich Menschen aller Art, müßige und andere, die von schweren Gedanken sich zerstreuen wollten; wieder andere, um ihre Schönheit sehen zu lassen und mit ihren neumodigen Kleidern zu prangen. An den Bäumen der Allee saßen die italienischen Kupferstichhändler mit ihren Kunstsachen. Da ergötzte ich mich an den Waldthieren des Ridinger und an den Kupferstichen von Heinrich Roos, wo genügsame Menschen ihr Wesen treiben, mit wenigen Hausthieren, die da an Ruinen ehemaliger Prachtgebäude friedlich weiden, und wo die kletternde Ziege ausruhet, während ihre Jungen auf dem Gesimse herumspringen; — daneben Schlachten von Rugendas, „wie Prinz Eugen die Türken schlägt"; hier „die Weltkugel"; dort: „die vier Jahreszeiten als Nymphen vorgestellt"; „Leda mit dem Schwan"; „die ganze Leidensgeschichte Christi"; „Luna und Endymion" u. s. w.

Hamburg war von jeher ein Ort, wo beständiger Verkehr und Wechsel von Gemälden getrieben ward und viele Liebhaber der Kunst sich fanden; doch hatte es deren früherhin noch mehre gegeben. Zu der Zeit, als die Reformirten aus Brabant auswanderten, brachten sie herrliche Schätze von Gemälden der größten niederländischen Meister dorthin. Die Familien, welche Kunstsinn und Kenntniß der Malerei besaßen, starben allmälig aus und die Gemälde blieben da; aber mit den ehemaligen Besitzern war auch die Liebe zu

den Gemälden großentheils abgestorben. Die Veränderungen in den Familien machten, daß die Bilder hin und wieder wie unnützes Geräth auf den Boden gestellt, wohl gar an Trödler verkauft wurden. So sagte mir ein alter Gemäldehändler, daß er in seiner Jugend die schönsten Bilder von Rembrandt, Rubens und van Dyck bei den Trödlern gekauft habe. Familienportraits von den besten Malern waren damals nach Hamburg gekommen, von da aber durch Bilderhändler in andere Städte und Länder geschickt. So kam ein großer Theil der schönsten Gemälde in die braunschweigische und casselsche Gallerie. Noch vor zehn Jahren weinte ein junger Reisender aus einer der angesehensten Familien Brabants Freudenthränen vor einem Bilde von van Dyck, das seine Urgroßeltern vorstellte. Sein Großvater war noch als Kind auf diesem Bilde; es hing in der casselschen Gallerie. Einst kaufte Jemand ein Bild in der Auction, „ein Dianenbad" von Lievens. Als er es aus dem Rahmen nehmen wollte, fand sich's, daß dieser von geschlagenem und stark vergoldetem Silber war, was Keiner vermuthete, weil er jedem vergoldeten, hölzernen Rahmen ähnlich sah, wenn man die getriebene Arbeit nicht genau betrachtete. Die Liebhaberei für Gemälde muß damals fast allgemein gewesen sein; das zeigten die vielen Bilder, geringe und gute, die man überall zu Hamburg fand; man sah sie in den Zimmern und auf den Dielen. — Und doch sonderbar, daß sich kein Künstler in Hamburg mit Anstand ernähren und erhalten konnte, selbst Denner nicht; wohl eine Zeit lang, aber war die vorüber, dann mußten sie ihren Verdienst anderwärts suchen. Man sollte denken, eine so reiche Stadt könnte hinlänglich einen Mann wie Denner mit Arbeit versorgen, da er Portraits und auch idealische Staffeleigemälde machte, Blumen und Früchte und in seiner

Art, alte Köpfe zu malen, einzig war, die auch auswärts gesucht wurden. Er starb in Mecklenburg im Hause einer Freundin, wo er den Abend zu viel Pfannkuchen gegessen hatte. So erzählte sie mir von ihrem Hausfreunde. —

Ich hatte ein unwiderstehliches Verlangen nach Holland, dem Lande, wo so viele große Maler gelebt hatten und wo zum Theil noch ihre bewundernswürdigen Werke zu sehen waren. Ich wünschte nur so viel Geld zu haben, daß ich den Schiffer bezahlen könnte, dort würde ich mir dann schon weiter helfen, wenn ich auch für's Erste nur Theetische malte; denn die, dachte ich, brauchten die Holländer am meisten. Ich hatte mir zur Reise schon drei Ducaten gespart. Da kam ein armer, ehrwürdiger Mann in unser Haus und bat meinen Vetter, ihm etwas Geld zu leihen, weil er in großer Noth sei. Mein Vetter aber begegnete ihm hart und verwies ihm seine Nachlässigkeit und wie er sich durch eigene Schuld von seinem Wohlstande herunter gebracht habe. Der Alte ging und weinte. Das rührte mich; ich eilte ihm nach, ohne daß es Jemand aus dem Hause bemerkte, und als ich ihn eingeholt hatte, sagte ich: „Mir thut es leid, daß man Ihnen so begegnete, kann Ihnen diese Kleinigkeit helfen, so nehmen Sie;" — und ich gab ihm meine drei Ducaten. Er nahm sie mit Dank und gab mir die herzlichsten Wünsche. — Don Quixote verlor mit nicht größerem Vergnügen einen Theil seiner Zähne und ein Stück seines Kinnbackens, als ich meine drei Ducaten; denn ich dachte: je mehr man aufopfert, je vollkommener ist man als Mensch, indem man die Pflicht erfüllt, dem Nothleidenden und Bedürftigen mit Hülfe beizuspringen; je mehr man verliert und leidet, je höher steigt man, so wie der edle Ritter zu Sancho sagt, wenn er sich beklagt, daß er so viel Prügel in dem Stande der Ritterschaft aushalten

müsse: „Darin besteht der Held, mein lieber Sancho, — Du verstehst das nicht, weil Du auf dem Miste geboren bist; ich aber, in dem edlen Ritterstande entsprossen, weiß, daß je mehr man gedroschen wird und je mehr man Rippen verliert durch Prügel und Flegel, desto besser!“ Das dachte ich, wenn mir Jemand sagte, daß ich thöricht gehandelt hätte, meine drei Ducaten so wegzugeben. — Ich sah aber nachher ein, wie unvorsichtig es gewesen sein würde, mit drei Ducaten in ein fremdes Land zu reisen, wo man nicht weiß, was einem begegnen kann, und wo man keinen Bekannten, keinen Freund und kein Geld hat. Ich hielt es nun für besser, erst mehr zu verdienen und dann hinzureisen. Ich malte daher fleißig und hatte mir so viel erspart, daß ich nach Bremen mich einschiffen konnte, in der Hoffnung, dort erst mehr zu verdienen und sodann weiter zu reisen. Ich nahm den Weg von Blankenese über die Elbe; eine äußerst angenehme Fahrt, da der Fluß sich häufig schlängelt und seine Ufer so schön mit Gebüschen bewachsen sind. Auch ist Blankenese ein malerischer Ort, ein Sandberg, wo Häuser über einander stehen, den Berg hinauf und jedes sein Gärtchen mit Bäumen hat. Die Natur ist hier launig gewesen und die Menschen auch. Die ganze Reise über war ich froh und guten Muthes. Ich glaubte, in Bremen würden nicht viele Maler sein und meine Arbeiten etwas gelten. Aber wie sank mir aller Muth, als ich eben in das Stadtthor gefahren war und mir über einem Eisenhändlerladen ein Schild in die Augen schien, worauf allerlei Eisengeräth, Messer, Beile, Scheeren, Hämmer, Zangen so natürlich gemalt waren, daß man sie anfangs für wirkliche Eisenwaaren ansah. Nun hielt ich mich für verloren; denn ich dachte: wo Aushängeschilder so meisterhaft gemalt werden, was müssen da die rechten Künstler leisten! Aber wie es

denn geht: „wenn alle Sperlinge das Korn kennten, dann würde nicht geerntet;“ es ging keiner von diesen talentvollen Malern über das Gewöhnliche hinaus; keiner malte Portraits oder Bilder. —

Als ich im Wirthshause von meinem Zimmer in den Saal trat, wo die Gäste Wein tranken, redete mich Einer an, der meinen Namen hörte, und sagte, er kenne meinen Onkel in Cassel und viele von unserer Familie, er freue sich, mich kennen zu lernen, und noch mehr, wenn ich hier bleiben und malen wolle. Da ich erwiederte, das sei eben mein Wille, hier Portraits zu malen, sagte er gleich: „Sie sollen mich malen.“ Es war ein malerischer Kopf mit starken Zügen; also leicht zu treffen. Als sein Portrait fertig war, führte er mich zum Rathsherrn Dunze, einem Liebhaber der Kunst, der auch selbst etwas malte und eine schöne Bildersammlung besaß. Dieser fand das Portrait ähnlich und wunderte sich, daß ich das schon könnte, da ich noch so jung sei. Dann fragte er mich, ob ich mich wohl unterstände, eine schöne junge Dame zu malen, was bekanntlich schwerer sei, als das Portrait eines Mannes. „Ich habe nach van Dyck, Rubens und Rembrandt das Portraitmalen studirt und mich auch nach der Natur geübt,“ sagte ich. — „So kommen Sie heute Nachmittag zum Rathsherrn Bundsack,“ sagte er; „da werden Sie dessen Frau sehen, die sehr schön ist.“ — Ich ging um die bestimmte Zeit hin und als ich in das Zimmer trat, wo ich sie mit einer Gesellschaft beim Kaffeetrinken fand, erstaunte ich über die Frau, die in der Blüthe ihrer höchsten Schönheit war. Ueber mein Staunen, das sich sehr sichtlich äußerte, fingen die meisten an zu lachen; sie selbst lächelte und empfing mich mit einer gutmüthigen und holden Miene. Einer sagte: „Der reißt die

Augen auf und besieht als Maler, dessen Blick ganz anders ist, als der unsere"; dann wandte er sich gegen mich: „Nach Ihrem scharfen Betrachten der Dame scheint es, als sähen Sie etwas Besonderes." „Ja," versetzte ich, „sie ist so schön, wie ich nie Eine sah, und doch kommt es mir vor, als hätte ich sie von Kindheit auf gekannt und sie schon tausendmal gesehen." Dies gefiel Allen, und sie sagte: „Ich sehe Sie zum ersten Mal und auch mir kommt es vor, als wäre ich lange mit Ihnen bekannt." — Nun nahm Herr Senator Duntze das Wort und bat sie, aus Gefälligkeit gegen mich sich von mir malen zu lassen. Sie willigte ein und es wurde beschlossen, am folgenden Tage das Portrait anzufangen. — Ich hatte recht überdacht, wie ich es machen wollte, um das schöne, helle, runde Gesicht so zu malen, daß wenig Schatten hineinkäme; denn ich hatte gehört, daß man den Schatten bei Frauengesichtern gern auf die volle Seite nehme und von der halben Seite das Licht kommen lasse. Sie kam und setzte sich; aber unglücklicher Weise gerade nicht so, wie ich es wünschte; das Gesicht war so gewandt, daß auf der halben Seite der Schatten war. Ich glaubte, es sei gegen den Wohlanstand, einer Dame zu sagen, daß sie sich nicht recht gesetzt habe, malte also nach meinem Sinn den Schatten auf die rechte Seite, wo keiner war, und setzte die Seite in's Licht, wo sie den Schatten hatte. Eine Weile nachher trat ihr Mann herein und sagte: „Das Portrait wird ähnlich und Sie sollen auch mich malen." Bald darauf kam auch der Senator Duntze mit einigen seiner Collegen aus dem Rathe. Auch diese fanden es ähnlich; Duntze, als Kenner, wollte nun das Portrait genau mit dem Originale vergleichen und bat die Dame, die schon aufgestanden war, sich zu setzen. Sie that es und er setzte sich nun vor die Staffelei, wo ich gesessen hatte. Als er eben

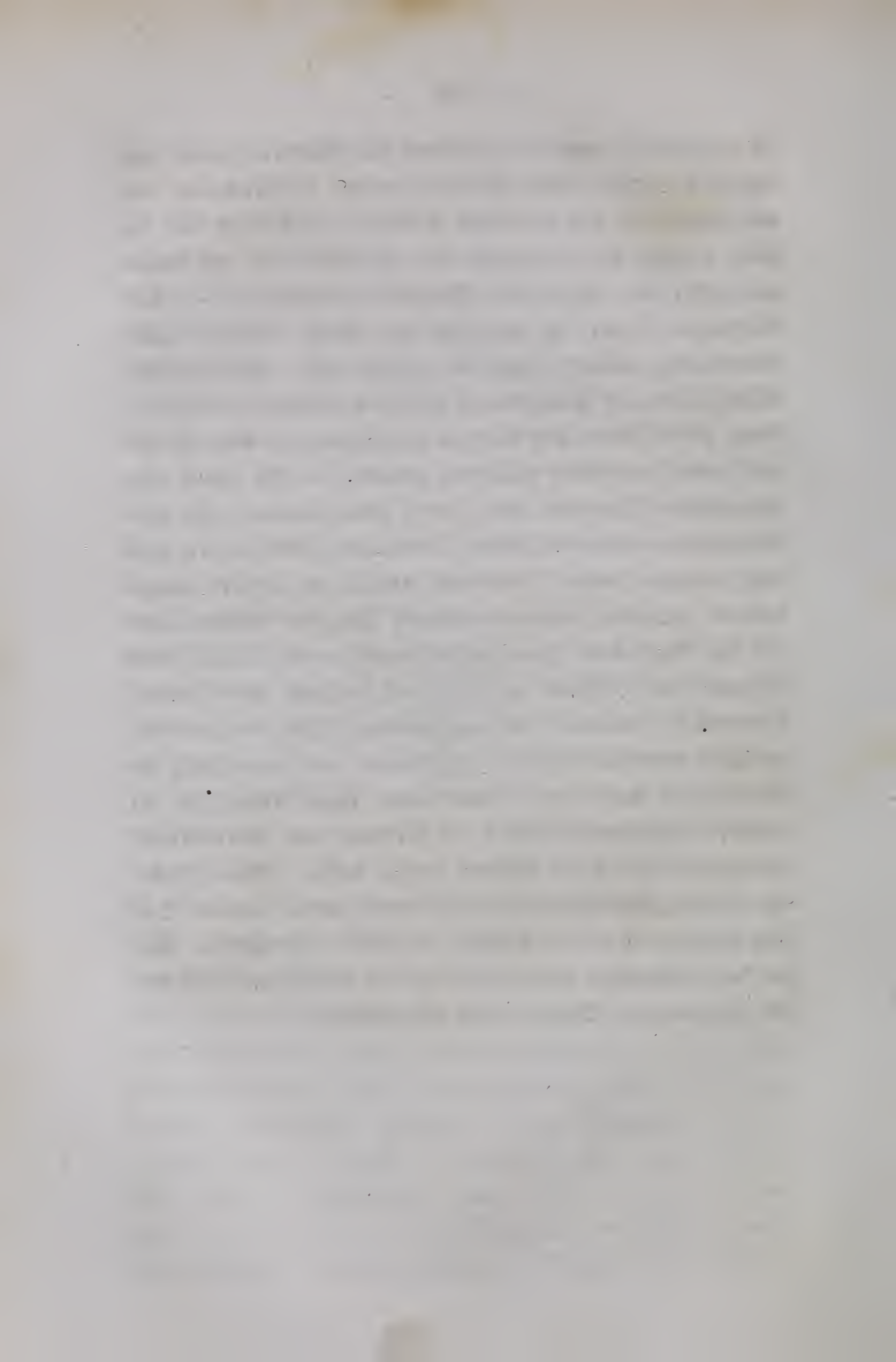
anfangen wollte, bat er die Dame, sich links zu wenden und sich wieder ebenso zu setzen, wie sie beim Portraitiren gesessen habe. Er hielt es für Scherz, als die Dame versicherte, daß sie so und nicht anders gesessen. „Aber der Schatten ist ja auf der anderen Seite.“ Nun erklärte ich ihm, warum ich das so gemacht hätte; van Dyck, sagte ich, habe in seinen schönen Frauengesichtern den Schatten immer auf die volle Seite gelegt. „Dann müssen Sie viele Uebung haben,“ bemerkte er; „dem sei nun, wie ihm wolle, genug, das Portrait ist ähnlich.“ Alle brachen nun in Lobeserhebungen aus über die Aehnlichkeit, und Einer sagte: „Ich wünsche, daß Sie auch das Portrait meiner Frau malen.“ „Und das Ihrige dazu,“ sagte Madame Bundsack. Er versprach's; und wer war glücklicher als ich! Ich erkannte, daß ich den Fuß auf den Weg meines Glückes gesetzt hatte, und freute mich über die Güte und Nachsicht, welche diese vortrefflichen Menschen für mich hatten; überall sah ich ihre Gewogenheit und ihren guten Willen, mir Muth zu machen und zu meinem Fortkommen behülflich zu sein. Herr Senator Duntze besonders erzeigte mir viele Höflichkeit. Ich war oft bei ihm und besah in seiner Gesellschaft die Originalzeichnungen, deren er eine schöne Sammlung hatte, vorzüglich von Rembrandt, wovon ich auch einige radirte. Diese von mir radirten Blätter sind selten; denn ich spielte mit den Platten, nachdem einige Abdrücke davon gemacht waren. Einige radirte ich auch nach eigener Erfindung in Rembrandtscher Manier, so daß Kenner daran irre wurden, — wie denn auch mehre dieser Blätter späterhin für Rembrandtsche Originale ausgegeben wurden. — Herr Senator Duntze hatte viele Kenntniß und Liebe zur Kunst; und während ich sein Portrait malte, nahmen wir die besten Köpfe als Muster zu Hülfe, die er zum Anschauen seitwärts hinstellte. Es

wurde lange daran studirt und ich habe davon vielen Nutzen gehabt. —

Mein Schutzengel machte mich hier abermals mit einem Manne bekannt, dessen Umgang, Freundschaft und belehrender Rath mein Glück war und auf mein ganzes Leben Einfluß hatte. Dies war der Hauptmann Wilmans, nachher Commandant der Stadt, ein Mann von vortrefflichstem Charakter, ein Freund der Kunst, der auch selbst recht artig zeichnete. Nachdem er mich schon öfter im Wirthshause besucht und meine Arbeiten besehen hatte, sagte er zu mir: „Mein lieber, junger Mann, sehen Sie mich als ihren wahren und aufrichtigen Freund an und befolgen Sie einen Rath von mir. Das Geschäft und die schöne Kunst, die Sie treiben, erfordert eine andere Art zu leben, als Sie jetzt führen. Sie leben hier im Wirthshause zu geräuschvoll, werden zu oft in Ihrer Arbeit gestört und können die übrigen Stunden nicht so anwenden, wie Sie müßten, um auch solche Wissenschaften zu erlernen, die Ihnen nützlich sind. Auch können Sie in einem anderen Logis wohlfeiler und zugleich anständiger leben; ich will Ihnen eins suchen; oder kommen Sie zu mir. So wie Sie es jetzt treiben, gingen Sie vielleicht zu Grunde und das wäre Sünde." — Ich kannte schon den vortrefflichen Mann und zog zu ihm in sein Haus. Hier war ich nun wie bei meinem Vater, bei meinem Bruder, bei meinem Freunde, und er behandelte mich wie sein Kind. Erst lehrte er mich Ordnung und gehörige Eintheilung meiner Zeit, zur Arbeit, zum Lernen und zum Vergnügen. Er weckte mich früh Morgens, kam mit der Uhr in der Hand und sagte: „Es ist sechs!" Dann blieb er eine Zeitlang bei mir. Ich arbeitete den Vormittag; Nachmittags führte er mich spazieren oder suchte mir sonst Unterhaltung und Vergnügungen zu verschaffen, die für mich

angenehm und nützlich zugleich sein könnten; nahm mich oft mit in Gesellschaft und ermunterte mich immer zum Hohen und Edlen. Dabei machte er mich auch auf mein Aeußeres aufmerksam. „Ein Künstler, wie Sie," sagte er einmal, „hat es nur mit der feineren, gebildeteren Menschenclasse zu thun; man muß selbst etwas auf sich halten, so halten Andere auch etwas auf uns. Sie müssen sich nach der Mode, schön und geschmackvoll kleiden; Sie verdienen Geld genug; wir wollen zum Kaufmann gehen, da können Sie sich eine Farbe auswählen nach Ihrem Gefallen; das Tuch muß vom besten sein; welche Farbe wollen Sie?" — „Grün, wie der Wald im Mai!" — „Die Farbe schickt sich nicht in die Gesellschaft," war seine Antwort; „Roth mit Gold trägt der Papst, wählen Sie dies!" — Ich sagte, das wäre mir schon darum die liebste Farbe, weil er als Militair darin gekleidet sei. Den anderen Tag ward Alles zur Ausführung gebracht; Schneider und Schuster und Hutmacher wurden bestellt, und noch dieselbe Woche am Sonnabend sollte Alles fertig sein. Am Sonntag Morgen mußte ich mich in seiner Gegenwart ankleiden und er zeigte mir die nöthigen Handgriffe. Dabei hielt er mir eine lange Predigt über den Anzug und wie man an Zeit gewinne, wenn man sich früh gewöhne, Alles mit gehöriger Ordnung zu machen. Nun war ich nach seiner Art angekleidet. „Sie müssen auch mit Anstand gehen lernen, fuhr er fort; nicht mit den Armen und Beinen schlenkern, nicht mit dem ganzen Körper arbeiten, wenn Sie über die Straße gehen. Man kann auch schön gehen und kommt so weiter und ermüdet weniger." Der Tanzmeister wurde beschieden und ich mußte bei ihm gehen und tanzen lernen. Auch suchte er den Ehrgeiz immer mehr bei mir rege zu machen, sprach viel von der Wichtigkeit und Würde eines Portraitmalers und welche Ehre und Achtung ihm gebühre.

„Durch den," sagte er, „erhalten die späteren Zeiten das Ebenbild großer, edler Männer, welche die Nachwelt ehrt und bewundert und an deren Bildern sie sich stärkt und erhebt; er stellt die Tugenden und die Laster vor die Augen und lehrt die Natur der Menschen erkennen." — Des Sonntags mußte ich mit ihm zur Kirche gehen: „Die Gottesfurcht allein," sagte er, „giebt dem Menschen die Glückseligkeit und Ruhe, die er zu seinem Geschäfte bedarf." — Kurz, dieser Mann war mir wie ein Engel von Gott gesandt und seine Liebe bleibt mir ewig theuer! — Ich malte nun fortwährend Portraits, auch einige Familienbilder, und verdiente mir ziemlich viel Geld, was mein lieber Wilmans mich sammeln lehrte. Unterdeß war ich mit mehren Leuten bekannt geworden, die mir viel von England erzählten und wie die Kunst dort so vorzüglich bezahlt werde. Da bekam ich große Lust, England zu sehen, und beschloß, über Holland hinzureisen, wenn ich die vorzüglichsten Bilder dort in Augenschein genommen hätte. Ich machte mich nun fertig zur Abreise nach Amsterdam, kannte auch schon Mehre, die da wohnten, und wollte Einem ein Portrait von seiner Mutter mitbringen, die ich in Bremen gemalt hatte. Einen Koffer mit Kleidungsstücken führte ich bei mir, meine anderen Sachen übergab ich einem Schiffer, der, wie er versicherte, früher dort ankommen würde, als ich; es waren mehre Kisten mit Zeichnungen, Bildern und Kupferstichen. —



III.

Aufenthalt in Holland.

(1772—1773.)

Unaussprechlich schmerzhaft war für mich der Abschied von meinem lieben Freunde Wilmans. Erst nach und nach erweckten mich die Gegenstände der Natur aus meinem tiefen Seelenschmerze, besonders als ich die großen Eichen und Lindenbäume in Ostfriesland sah. Auf einigen hatte man in den starken breiten Aesten drei Stockwerke mit Dielen angelegt, um Gesellschaften darauf zu halten.

Die Reise nach Holland durch Ostfriesland ist überhaupt im Ganzen genommen unterhaltend. Man fährt zuweilen über große flache, öde Stellen, wo nichts als Heide ist; ja zuweilen sieht man weder Hügel noch Berge, nicht einmal in der Ferne; keinen Baum, kein Gebüsch. Man ist auf einer Erdfläche wie auf dem offenen Meere, wo der Horizont einen Zirkel macht: man glaubt auf der Mitte eines Erdtellers zu stehen, an dessen Rand sich rundum der Himmel anschließt. Wer da lauge verweilen muß, dem mag es nicht gefallen; mir aber machte es Freude, weil es mir neu war. Die Heideblüthen sind gar liebliche Blümchen, und die vielen Bienen, welche ihren Honig hier sammeln, beleben die Gegend mit Gesumse. Auch siehet man oft ganze Reihen Bienenkörbe in dieser Einsamkeit, zuweilen auch Hirten, die Heerden von Heidschnucken hüten, eine Art kleiner Schafe, die sich von der Heide hier nähren. Da das Futter kärglich ist, so müssen die armen Thierchen immer eilen, den Ort zu

wechseln; und weil, was sie abbeißen, nur kurz und wenig ist, so laufen sie fast immer mit den Knieen gebogen, mit dem Kopf am Boden. Doch trifft man auch einzelne Birken an, die der Sturmwind zerzaust hat wie abgepeitschte Ruthen. Dann erfreuen auch einzelne Eichen, die allein und stark hinstehen und dem Sturmwinde trotzen; oder auch zwei, die wie Gebrüder oder Freunde mit Gelassenheit, ihrer Stärke sich bewußt, frei und groß dem kommenden Sturme sich entgegenstellen, mächtig wie Fingal auf der Heide seinen Feinden begegnete, die in ihrer Wuth wie nichtiger Nebel bei ihm vorbei zerflossen.

Wie gewöhnlich zeigte der Postillon seinen Reisenden den Wunderbaum, wie man ihn nannte, mit der Bemerkung, daß Keiner wisse, was es für ein Baum sei. Es war eine Buche, an deren Stamme Katzenkraut durch alle Aeste bis zum Gipfel hinaufgewuchert war und den ganzen Baum bis auf wenige Zweige so überzogen hatte, daß man nur an diesen den Baum erkennen konnte. In Ostfriesland giebt es sogar einzelne Stellen von üppiger Vegetation; Bäume von schönem Wuchs und herrlicher Größe; Männer wie Riesen; selbst das Vieh ist groß; besonders die Schweine mit den langen Hängeohren. So erfreut über manche ländliche Gegend, kam ich zu Lemmer an, wo ich den Abend zu Schiffe ging und über den Zuyder-See fuhr. Ich ward seekrank und glaubte zu sterben; dennoch kroch ich auf das Verdeck, um die Wogen zu sehen, weil es heftig stürmte. Die Wellen rauschten am Schiffe in die Höhe und der Staub davon wehte darüber hin. Den Kopf aufgestützt — ich konnte ihn kaum aufrecht halten — schaute ich so über das Meer hin, worin der Mond sich spiegelte; beobachtete wie die Wellen liefen, sah wie sie sich in ihrer Form veränderten und eben so mannigfaltig wechselten in dem Wasser

wie das blitzende Mondlicht. Indem schlug eine große Welle auf das Verdeck und mir kam Seewasser in den Mund. Dies erweckte mich aus meiner Seekrankheit. So elend ich war, wollte ich doch am folgenden Morgen früh wenigstens mit dem Kopfe auf dem Verdecke sein, um die Pracht der Sonne auf dem Meere aufgehen zu sehen. Gegen Morgen legte sich der Sturm und ich sah nun die sehnlich gewünschte Sonne hinter dem Meere heraufsteigen; sie erschien vom Horizonte bis an unser Schiff wie eine Feuersäule. — Dann kamen wir der Küste immer näher und sahen endlich die reiche Stadt Amsterdam mit ihren hohen Häusern aus den Wellen hervorgehen. Im Hafen war ein Gewimmel von Schiffen aller Art; die vielen Masten sahen von Weitem aus wie ein Wald im Winter. — Ich stieg aus; noch schien die Erde unter meinen Schritten zu wanken. Kaum hatte ich mich im Wirthshause umgekleidet, so ging ich, die Stadt zu besehen, wo man überall Fleiß und Wohlhabenheit, Ordnung und Emsigkeit der Bewohner wahrnahm, welche diese wässerige, morastige Gegend durch Mühe und Kunst zu einem angenehmen Wohnorte umwandelten. Erst gab ich meine Adreßbriefe ab; dann besah ich die Gemälde in dem Stadthause, der Anatomie u. s. w.; darauf besuchte ich die Gemäldehändler, die Sammlungen der Kunstliebhaber, die Naturaliencabinette. Bei diesem Herumgehen arbeitete ich doch jeden Tag so viel, daß ich meinen Unterhalt verdiente, auch wohl noch mehr. Meine Kisten kamen erst nach vierzehn Tagen an, und als ich sie öffnete, waren mehre Sachen durch das Seewasser verdorben, denn das Schiff, wie ich nun erst erfuhr, war bei der Einfahrt in den Texel leck geworden, und ich mußte sogar noch zu meinem Theil die Kosten der Havarei und der Ausbesserung des Schiffes mitbezahlen. Dies verlängerte Ausbleiben meiner Sachen

veranlaßte mich, über meine Reise nach England anders zu denken, als vorher. Auch hatte ich während der Zeit viele Bekanntschaften gemacht und malte Portraits und Familienbilder im Kleinen, sowie andere Bilder von eigener Erfindung und verschiedene zu meiner Uebung. Bei diesem längeren Aufenthalte versäumte ich keine Gelegenheit, wo Gemälde zu sehen waren.

Bei einem portugiesischen Juden, einem alten blind gewordenen Manne, sah ich eine Sammlung Seestücke, alle von der Hand des van der Velde. Als ich zu ihm geführt wurde und in sein Wohnzimmer trat, stand der alte blinde Mann auf, kam mir entgegen und gab mir die Hand; kaum bemerkte ich, daß er blind war. Er sagte zu mir: „Da Sie ein Liebhaber von Gemälden sind, so sollen Sie etwas Seltenes sehen, was Sie nirgends finden. Unser Haus ist ein altes Handelshaus, das viele Schiffe bauen ließ und viele in allen Welttheilen herumschickte. Unsere Geschäfte gingen glücklich und es war eine solche Emsigkeit, daß, wenn ein Schiff vorn ausgeladen wurde, man es hinten schon wieder mit Gütern zu einer neuen Fahrt befrachtete. Dies brachte bei uns Liebe für den Schiffbau hervor; mein Großvater und seine Brüder machten selbst mit eigener Hand Modelle zu Schiffen, woran auch nicht das Geringste fehlte. Auch ich habe dergleichen kleine Schiffe gezimmert.“ (Er zeigte mir eins von den Modellen, die er selbst gemacht hatte.) „Diese unsere Liebe für Schiffe veranlaßte die Bekanntschaft unserer Familie mit dem vortrefflichen Seemaler van der Velde. Er war ein Freund unseres Hauses und hatte freie Casse, mit dem Beding, daß wir für alle Bilder, die er fertigte, den Vorkauf hätten. Auf diese Art bekamen wir die besten Stücke von diesem so großen Meister, der in der Kunst, stille Seen zu malen, einzig ist. Als er starb, kauften

wir alle seine Handzeichnungen, so daß wir auch diesen Schatz allein besitzen." — Nun traten wir in das Zimmer, wo die Gemälde hingen, lauter Seestücke von van der Velde. Der alte blinde Mann führte mich von einem Bilde zum anderen und drückte mit dem Finger auf die schönsten Stellen, so genau sie bezeichnend, als sähe er sie. „Hier," sagte er, „sehen Sie, wie der König von England geflüchtet, an der französischen Küste bei stillem Wetter ankommt. Sehen Sie den schönen Abend, wie windstill! wie die Segel und Taue schlaff herunterhängen. Jenes Schiff dort in der Entfernung thut Freudenschüsse und der Rauch kommt dick aus der Kanone. Die andere Kanone ist schon abgefeuert; der Rauch weht schon davon, fliegt eben vor dem anderen Schiffe vorbei und bedeckt dies so, daß man es wie durch einen Flor sieht. Und hier auf diesem weit größeren Bilde sehen Sie, wie der König wieder nach England zurückfährt. Der Ort seiner Abfahrt ist Schevelingen; auf den Hügeln rings umher stehen die vielen Neugierigen, welche ihn wollen abfahren sehen. Van der Velde ging selbst in dem Gefolge mit nach England. Dies dritte Bild stellt vor, wie der König auf der Themse ankommt. Viele englische Schiffe segeln ihm entgegen, ein Gewimmel von Schiffen und Fahrzeugen, die alle durch die aufgesteckten Flaggen ihre Freude bezeigen. — Hier ist ein anderes schönes Bild, ein Hafen, wo Schiffe dicht gedrängt neben einander liegen; eins wirft Schatten auf's andere; zwischen die dunklen Schiffe hinein scheint die Sonne, beleuchtet einige und reflectirt andere; und bei einigen giebt selbst der Glanz der Sonne im Wasser einen Schein auf die Schattenseite und macht eine Klarheit in dem Dunkeln, daß sich das Auge an der Betrachtung erfreuet." — Auf einem anderen Bilde war ein flaches Ufer von Sand und Kies, wo die anrollenden Wogen

dünn herauflief en, und man sah durch das Wasser den sandigen Boden. Dem blinden Greise waren die Bilder und ihre Vorstellungen so gegenwärtig, als sähe er sie noch mit seinen Augen; denn er hatte sie von Kindheit immer mit vieler Liebe betrachtet und seitdem war kein Bild von seiner Stelle gerückt. Es machte dem guten Alten großes Vergnügen, daß ich so viele Freude hatte an diesen ausgezeichneten Kunstschätzen.

In einer anderen Sammlung sah ich vortreffliche Seestücke von Backhuysen, der nur stürmische Seen malte, wo die Wellen hoch und wild übereinander schlagen. In dieser Art hat er aber seines Gleichen nicht. Die Wellen sind vortrefflich gezeichnet, man sieht den Gang und die Ursache; und die Klarheit des Wassers hat er so nachgeahmt, daß man glauben möchte, es sei wirkliches Wasser und man könne etwas zum Versinken hineinwerfen. Durch einige Wellen sieht man die Sonne scheinen und den Tag. Ebenso geschickt sind auch die Schiffe gemalt und nicht das Geringste ist dabei vergessen, was zu einem Schiffe gehört. Auch verstand er wie die Schiffe gehen und liegen müssen, je nachdem der Wind weht. Seine Bilder machten mir Lust, die Wellen bei Sturmwind in der Natur zu sehen, und ich ging deshalb oft, wenn der Wind stark wehete, zu Schiff, fuhr nach Zaardam und sah, wie geschickt die Schiffer ihr Fahrzeug zu regieren wissen. Bei dem heftigsten Winde fuhren sie oft mit vollen Segeln zwischen den Pfählen, wo das Schiff kaum durchkommen konnte, und ohne einen zu berühren, pfeilschnell vorbei. Kam man dann in das hohe Wasser, da tobten die Wellen gewaltig gegen das Schiff; das aber durchschnitt sie oder hob sich darüber hinweg. Eine solche Fahrt machte man für weniges Geld und hatte dabei großes Vergnügen. In Zaardam genoß man gewöhnlich

Thee, wozu statt des Zwiebacks eine Art kleiner Schollen gereicht wurden, die, an der Luft getrocknet, zum Genuß beim Thee in lange Streifen geschnitten wurden.

Auch machte ich eine Reise durch Holland, um die verschiedenen Städte zu sehen und vorzüglich die Bilder im Haag. Hier bewunderte ich den berühmten „Ochsen" von Potter; man kann nichts Natürlicheres sehen. —

Sehr oft besuchte ich den Herrn von Gool, der eine außerordentlich schöne Sammlung von Original-Handzeichnungen besaß und selbst Landschaften zeichnete. So hatte er verschiedene Gegenden auf seiner Reise nach Wien aufgenommen, die ich auch bei ihm sah, und zugleich die große herrliche Sammlung der Ridinger'schen Handzeichnungen, welche er in Augsburg gekauft hatte. Sie waren leicht mit der Feder, mit schwarzer Kreide und Tusch und bunten Wasserfarben gezeichnet. — Mit Vergnügen denke ich an die lehrreichen Abendunterhaltungen, wenn er Gesellschaft von Kunstfreunden bei sich hatte und seine schönen Bilder um die Tafel herumgab, wo die Zeichnungen eines Ostade, Potter, Vischer und anderer Meister von Hand zu Hand gingen und im Gespräche beurtheilt wurden. — Hier sah ich auch die berühmte grüne „Papageienfeder" von Albrecht Dürer.

In der Familie der trefflichen Blumenmalerin Rachel Ruysch, die durch ihre Kunst ihr Geschlecht geehrt hat, sah ich auch sehr schöne Blumenstücke, welche man zu ihrem Andenken aufbewahrte. Darunter waren Blumen, die sie als siebenjähriges Mädchen, und ein Stück, welches sie in ihrem siebzigsten Jahre gemalt hatte. Beide Arbeiten waren sich gleich und zeigten die kindliche Seele der liebenswürdigen Künstlerin.

Bei Herrn Ploos von Amstel, welcher die Kunst erfand, Originalzeichnungen so täuschend nachzuahmen, daß

sie kaum von dem Originale zu unterscheiden waren, sah ich ein seltenes Bild von Adrian Brouwer; es stellte ihn in seinem Gefängniß vor. Die Geschichte ist bekannt. Die Spanier fanden ihn, wie er im Freien zeichnete, sie hielten ihn für einen Spion und setzten ihn in ein Gefängniß, woraus Rubens ihn wieder befreite. Hier in dem Bilde saß er eben an der Staffelei und malte. Rubens besucht ihn und sitzt neben ihm mit einem Hündchen auf dem Schooß; van Dyck und Diepenbeek stehen hinter ihm, Brouwer spricht mit Zorn über seine Gefangensetzung und Rubens lächelt mit einer ruhigen Miene. An der Thür steht ein Italiener und musicirt und ein Kerl singt dazu, ihm die Zeit im Gefängniß zu vertreiben. —

Da ich eben des Herrn Ploos von Amstel erwähnte, erinnere ich mich meiner Bekanntschaft mit dem berühmten Kobell aus Rotterdam, verwandt mit dem aus Mannheim. Schon in seinen Knabenjahren erwarb er großes Lob; denn da schon malte er große Seestücke für die Admiralität in London und die Liebhaber wetteiferten, etwas von ihm zu haben; aber sein übermüthiger, feuriger Geist war nicht durch Bildung gezähmt. Er hatte so eben Zeichnungen mit Wasserfarben gefertigt, „wie Orlow die türkische Flotte verbrennt." — Er hatte das russische Schiff, welches mit in Brand gerieth, vorn hingelegt, wo es sich ganz im Dunkeln befand, weil das türkische schon in Flammen stand und dicht dahinter lag. Der Glanz der wüthenden Flammen war trefflich ausgedrückt und das Licht breitete sich von da auf die übrigen Schiffe, die in der Ferne lagen, und der Mond beleuchtete von der einen Seite die Schiffe. Das bläuliche schwache Licht mit dem rothen Scheine des Feuers machte eine angenehme Wirkung und spielte auf dem Wasser in mancherlei Farben. Diese Zeichnungen sollten an die

Kaiserin von Rußland geschickt werden; aber schade! sie sind nicht hingekommen. Ein Mißverständniß zwischen ihm und dem Herrn Ploos von Amstel war daran Schuld. Er hatte diesen um sein Urtheil gebeten; als aber derselbe an den Wellen etwas tadelte und, um ihn zu bedeuten, wie die Wellen schärfer gezeichnet sein müßten, mit einer Feder in eine Welle zeichnete, brachte ihn dieser einzige Strich in so ungestümen Zorn, daß er sie alle zerriß. — Auch sah ich „die zwölf Monate" von ihm in kleinen Zeichnungen mit Farben, die überaus schön waren; lauter Wassergegenden oder ganze Seestücke. Der Monat, wo die Stürme wehen, war ein aufbrausender wilder Seesturm, wo Schiffe in Gefahr mit Wind und Wellen kämpfen; der Heumonat war allerliebst und man freute sich der grünen Wiesen, mit Wasser durchschnitten, worauf Schiffe fuhren. Vorn war ein Schiff mit Heu beladen, es hatte ein rothes Segel und das Sonnenlicht fiel gerade auf das Schiff und spiegelte sich im Wasser. Das Gemisch von Grün und Roth, das schwarz glänzende Schiff und das Wasser machte einen wahren Zauber für das Auge: in Allem sah man den erfinderischen und dichterischen Geist. Einst fand ich ihn um Mittag noch im Bett schlafen. Er lag zusammen gekrochen wie ein Bär, sein Kopf, wo die Füße liegen sollten, und die Decke war aufgerollt, beide Laken in einen Ballen zusammengetreten. Ich weckte ihn und sagte: „Ist das recht, um die Mittagszeit noch im Bett zu liegen?" Er sah mich mit Verwunderung an: „Glaubt Ihr denn, daß ich nach der Uhr zu Bette gehe und danach aufstehe? Von der Sorte bin ich nicht; ich nutze meine Zeit; in der Nacht kommt Einem oft das Beste; ich habe mein Licht erst ausgethan, als es Tag wurde." Schade, daß er so früh starb; ein hitziges Fieber raffte ihn in der Phantasie weg. —

Der Portraitmaler Quinkhard war vor Kurzem gestorben. Ich sah in der Auction seine Sammlung von Originalbildern alter Meister, darunter das schönste von Metzu: „ein Herr im Kriegskleide spielte einer Dame auf der Laute vor.“ Das verliebte Gesicht und der feurige Blick, womit er die Dame ansah, war außerordentlich; ebenso das Wohlwollen, mit dem sie zuhörte — wie hingeschmolzen! Auch ein großes Bild von Hondekoeter, mit vielem Federvieh; ein Pfau stand in der Mitte und breitete seinen Schweif aus; — ein anderes großes Bild, wo ein weißer Wolf todt lag; man konnte die einzelnen Haare zählen; — eine Skizze von van Dyck, „ein nacktes Kind“, war seinen ausgeführten Bildern vorzuziehen.

Von Kierings sah ich bei einem Liebhaber ein anmuthiges Bildchen. Vorn stand ein reichbelaubter Baum, der wohl gezeichnet und leicht gemalt war, äußerst elegant von Form; die buschigen Zweige schienen zu schweben, die Ferne war eine wässerige Waldpartie. — Von diesem Meister fand ich in meinen späteren Jahren ein größeres Bild mit einem Baume, den ich unter die bestgezeichneten Bäume zähle, die ich je gesehen; seine Form war reichbuschig und bei aller genauen Ausführung doch leicht und schwebend. Das Brett war mit Kreidegrund überzogen, worauf sich sehr reinlich malen läßt; die Farben stehen und erhalten ihren Glanz. Nur leider war das Brett eingeschrumpft, der Kreidegrund hatte sich auf einer Stelle gehoben und war geborsten. So sah ich auch ein Bild von Breughel mit selbigem Schaden.

Von dieser Art vortrefflicher und ausgesuchter Bilder fand ich auch viele bei Herrn Lubeling. Da war ein A. v. d. Velde „eine Weide von Kühen, Pferden und Schafen.“ Das Haarige und Wollige der Thiere war mit

dem sanften Pinsel, der diesem Meister eigen ist, vortrefflich dargestellt. Auch der Wiederschein im Spiegel des Wassers war wie hingezaubert. Ein Bild von Wouwermann in seiner ersten Manier: „Bauern zu Pferde, die ein Wettrennen halten," wo der Preis darin besteht, einen Hecht, der an einem querausgespannten Seile hängt, im Unterdurchjagen herunter zu reißen. Weil dieser aber glatt ist und schwer zu fassen, so giebt's dabei viel zu lachen, indem Mancher vom Pferde herunterfällt. Wouwermann's erste Manier besteht darin, daß er mit dicken, körperlichen Farben malte und diese wie einen Teig in einander verschmolz, oder, scharf hingesetzt, stehen ließ. Dieses giebt seinen Bildern ein markiges Ansehen und sie scheinen wie bossirt. Die zweite Manier ist mit einem fließenden Pinsel und mit leichten durchsichtigen Farben wie getuscht, und scheint dabei Alles in einander geflossen zu sein. In dieser zweiten Manier war ein Bild: „Gefecht zwischen Bauern und Reitern im Korn." Viele waren versteckt im Getreide und schossen daraus, während die Reiter hineinsetzten. Der Rauch im Korn machte einen guten Effect. — Als Herr Lubeling sah, daß ich die Meister der Bilder, wie auch deren Manieren ziemlich genau kannte, zeigte er mir ein Bild, auf welchem ein dunkler, ganz mit Eisen beharnischter Ritter auf einem weißen Pferde saß und stark von der Sonne beleuchtet war. „Ich glaube nicht," sagte er, „daß Sie errathen, von wem dies Bild gemalt ist." Ich antwortete: „Das stark zusammengehaltene Licht, die großen Schatten mit der Klarheit und die fast fingerdick aufgetragenen Farben zeigen, daß es kein Anderer gemacht hat, als Rembrandt." „Dafür," sagte er, „hält es auch ein Jeder; aber es ist von Wouwermann, ein gar seltenes Bild! Schon die Größe ist ungewöhnlich, da seine Figuren sonst kaum die Länge eines Fingers haben und diese hier

wohl einen Fuß hoch sind, und dazu ist das Ganze in Rembrandt'scher Manier gearbeitet. Nun sah ich, daß Wouwermann wohl ein Bild machen konnte, das von Rembrandt zu sein schien; aber Rembrandt konnte kein Pferd malen wie Wouwermann. Dies war ein Meisterstück von vortrefflicher Zeichnung und das schönste Pferd, welches ich von ihm gesehen habe. Es scheint, daß er es ganz fertig nach der Natur gemalt hat; und weil ihm daran gelegen sein mochte, alle Tinten, wie auch schwache und starke Schatten, genau zu haben, daß er Farbe auf Farbe setzte, wodurch er gerade der Rembrandt'schen Manier so ähnlich wurde.

Oft ging ich auch auf das Stadthaus, die Portraitgemälde von van der Helst zu beschauen. Das eine stellt einen „Friedensschluß zwischen den Spaniern und Holländern" vor. Männer von Rang, als Bürgermeister und Rathsherren, Generäle, Admiräle und Officiere sitzen da um eine Tafel. Der Bürgermeister hat ein großes zierlich gearbeitetes, silbernes Friedenshorn in der Hand und scheint dem spanischen Gesandten zuzutrinken, während Beide sich die Hand geben. Die Figuren sind so vortrefflich gemalt, daß sie lebende Menschen zu sein scheinen; es fehlte nur die Sprache; man wünscht, sie möchten sich umdrehen, um sie von allen Seiten betrachten zu können. Jede Person hat ihre eigene Gesichtsfarbe und der Ausdruck ist nach ihrem Charakter; man erkennt die verschiedenen Gemüthsarten schon in den Blicken ihrer Augen. Dem spanischen Gesandten sieht man es an, daß er viel Fastenspeise genossen hat; aber dem holländischen, daß er sich von gutem Fleisch nährte und oft sein Gläschen trank.

Auf dem amsterdamer Rathhause ist fast in jeder Stube ein Bild, welches anzeigt, was hier verhandelt wird,

z. B. wo dem Volke Recht gesprochen wird, ist die Gerechtigkeit gemalt; wo über Bankerott gehandelt wird, eine Kiste, wo die Ratten in den unordentlichen Büchern wühlen u. s. w. Solche Bilder sind gleichsam Bücher, die im Titelblatte sogleich zeigen, wes Inhalts sie sind. — Es war da auch ein großes Bild von Rembrandt „eine Bürgermeisterwache", mit vielen Figuren. Ein ganz vorzügliches Bild von Rembrandt befand sich auf der Anatomie. Es stellt „Doctoren vor, die einen Leichnam seciren." Was Petrarca von der Laura sagte, daß der Schöpfer durch sie zeigen wollte, was er vermöchte, das, könnte man von Rembrandt sagen, zeigte dieser in diesem Bilde. Die Köpfe scheinen zu leben und wirklich erhaben und rund da zu stehen. Man sieht die Aufmerksamkeit, mit der sie dem zuhören, der da redet; und Einer schauet verwundert auf die Stelle, wo der Andere secirt und erklärt; man entdeckt auf den Gesichtern die innerste Seele. Nur ein Kopf sieht aus dem Bilde heraus den Anschauenden an; es scheint, als hätte dies Rembrandt aus Spott auf van Dyck so gemacht, der mehr auf malerische Portraits sah; während Rembrandt malte, wie sie wirklich sind. — Als ich in die Judenstraße zu Amsterdam kam, begegneten mir die bärtigen Köpfe von Rembrandt; ich sah noch dieselbe Kleidung mit hangenden Röcken und Schärpen um den Leib, auch Tuch um den Kopf gewickelt. Hier ging ich oft spazieren, in dieser Judenstraße, wo Rembrandt seine Modelle holte; mit den schimmeligen Bärten und der in Kummer genährten, kränklichen Farbe. Ein Anderes ist es, einen Bart zu sehen von einem Bassa in Damascus, das ist ein glänzendes Schwarz! — In dem „rothen Fuchs" zu Amsterdam kamen Bürger in ihren Schlafröcken und Pantoffeln zusammen und tranken Bier, rauchten Taback und spielten Karten und Dame. Das Zimmer

war so voll Rauch, daß man die Lichter kaum sehen konnte. Es ist, als hätte hier Rembrandt den Nebel seiner Hintergründe studirt, der sich magisch vor dem Lichte bald dunkel, dann heller vor dem Dunkeln herumwälzt.

Von dem Vorsteher eines Männer- und Frauenhospitals ward ich einst in das Gebäude selbst geführt. Auch hier sah ich vortreffliche Bilder, besonders eins von van der Helst; der Kopf schien zu leben und die Lippe war zum Anfassen natürlich. Jeder Vorsteher mußte sich für das Haus malen lassen und so ließ sich der jetzige Vorsteher von mir malen.

Keine Nation hat im Ganzen so viele treue Portraits ihrer Vorfahren aufzuweisen, wie die Holländer in allen, auch den geringeren Ständen, ausgenommen die wenigen italienischen Bildnisse aus der hohen Classe, als „Papst Leo X." von Raphael, „Papst Farnese" von Tizian und einige Venetianer von Bellini und Moroni. — Die Deutschen haben eine kleine Zahl der ausgezeichneten Männer aus den Zeiten des Luther. Da suchte man doch noch die Ebenbilder der vorzüglich geschätzten Menschen für künftige Zeiten zu erhalten.

Die Holländer haben aber nicht bloß Portraits, sie haben auch Gegenstände behandelt, worin ihnen keine andere Nation gleichkommt: Backhuysen stürmisches Meer, van der Velde stille Seen, Schalken Nachtstücke mit Beleuchtung, Snyders wilde Thiere, Hondekoeter Federvieh, besonders Enten, Weenir todtes Wild.

Kein Land kann man auch, ohne selbst dagewesen zu sein, so gut durch Bilder kennen lernen, wie Holland. Seine Künstler haben Alles gemalt, wie es da ist, die Erde mit ihren Kräutern und was darauf reift, von dem geringsten Insecte an bis zu den vollkommneren Geschöpfen; die Luft

haben sie mit allen ihren Veränderungen, so zu sagen, portraitirt, sogar den Dunst, welcher sich aus den sumpfigen Niederungen der flachen Gegend entwickelt; das Wasser in allen Bewegungen und Veränderungen, sowie auch das, was darin lebt. Kein Volk kann sich rühmen, Maler gehabt zu haben, welche die Fische, Vögel, Insecten, vierfüßigen Thiere von der Maus bis zum Löwen und Elephanten, so wie alle Stände, das Benehmen und die Trachten der Menschen jener Zeit vom Geringsten bis zum Größten, Bettler, Admiräle, Regenten, Narren und Gelehrte, so treu dargestellt haben!

Eines Tages sah ich ein kleines Bild, das nichts weiter enthielt, als „eine Maus, die an dem Kerne einer Wallnuß nagte.“ Die Maus war in Gefahr, von den Klauen einer Katze ergriffen zu werden, die eben auf sie zusprang. — Man bewundert den Fleiß, das mühselige Bestreben, Alles genau zu machen, wie es ist: den Schnabel eines Vogels, seinen Charakter, und was ihn Eigenthümliches von anderen unterscheidet; die waldige Wüstenei mit allem ihren Wilde ꝛc. Dazu gehört viel Ausdauer; die haben die Holländer gehabt und man nennt sie mühsame Maler. Dennoch überstieg mancher Italiener sie an Genauigkeit, Geduld und Fleiß; man denke an das Auge des da Vinci!

Wie unterrichtend ist doch die Malerei für Welt- und Menschenkenntniß! „Die Malerei ist das stumme Buch für die, welche nicht lesen noch schreiben können,“ sagt Leonardo da Vinci. Mir kam schon jetzt und noch mehr späterhin im gewöhnlichen Leben nicht leicht etwas vor, das ich nicht schon in der Malerei gesehen hätte; denn so wie sich Andere aus Büchern belehren, so lernte ich durch Anschauen der Bilder, vorzüglich von holländischen Meistern, die Eigenthümlichkeit der Länder und der Völker. So sah ich die hohen schroffen Gebirgsgegenden von Tirol mit ihren

tiefen, sich weit in die Ferne hinschlängelnden Thälern, in den Bildern von Paul Brill. Niemand gab vor ihm ein so ähnliches Abbild. Da thürmen sich Felsen auf Felsen, die mit ihren Spitzen über die Wolken ragen, und Wasserfälle stürzen herab und eilen als wilde Waldströme in's Thal zum großen Flusse, der sich hinschlängelnd in der Ferne in glänzende Seen verliert. Das vollkommenste Bild dieser Art von ihm war eine gebirgige Schweizerlandschaft; ich sah sie in einem Gartenhause vor Hamburg, wo sie eine hohe und breite Wand einnahm. Hier hatte Brill alle seine Kunst ausgelassen. Auch waren Bäume und Gebüsche angebracht, die sonst seinen Landschaften fehlen. Ebenso bewies er in diesem Bilde, wie vortrefflich er Figuren zeichnen konnte. Diese waren über anderthalb Schuh hoch und so wohl ausgeführt, als wären sie von den großen Zeichnern, welche zuweilen, wie man sagt, die Figuren in seine Landschaften malten, z. B. von Caracci. Aus Mangel an eigener Geschicklichkeit muß es also nicht geschehen sein. Die Hauptfigur dieses Bildes war „Wilhelm Tell, wie er den Apfel vom Haupte seines Sohnes schießt, in Gegenwart des Landvogts Geßler und einer großen Volksversammlung.“ Er gab hier ein getreues Bild von der Schweiz und den Trachten ihrer Bewohner und zugleich einen Beweis seiner Meisterschaft in Landschaften und Figuren.

Man kann sich auch durch Kupferstiche belehren; aber durch Bilder sieht man besser. Die Landschaften von Vinkenboom ließen mich die schönen Stellen des Waldes auffinden und durch die anmuthigen, schattigen Partieen auf die fröhlichen Lichtstellen sehen; so brachte er das Vorhergesehene in mir wieder in Erinnerung und zu besserer Kenntniß. Mit Freude sah ich immer die Wahl der Bäume und die lieblichsten Waldgegenden, die treu nachgeahmt und fleißig

ausgearbeitet waren. Selten vergaß er auch einen Blutfinken in einen Baum zu setzen. Wie man sagt, wollte er seinen Namen damit bezeichnen. Auf Bildern von Everdingen sah ich „die norwegischen Gebirge mit Tannen bewachsen"; und noch genauer in den Handzeichnungen mit Farben, so wie er sie in Norwegen selbst nach der Natur aufgenommen hatte. Von Huchtenburg sah ich „die Belagerung von Belgrad", Prinz Eugen mit seinen Officieren machte einen Angriff auf die Türken, die in Verwirrung waren und geschlagen wurden. Von van der Meulen den „Feldzug des Königs von Frankreich"; der König selbst und seine Officiere mit ihren schönen Pferden und mit Gold reich besetzten Kleidern waren Portraits; von Thomas Wyk die mittelländischen Seehäfen mit orientalischen Kaufleuten u. s. w.

Kann man doch selbst aus Bildern den gegenseitigen Verkehr unter den Nationen kennen lernen! Thomas Wyk ging zu Schiffe mit einem Levantefahrer und malte die dortigen Seehäfen, wie auch die spanischen und italienischen. Ich habe vortreffliche Bilder von ihm gesehen. Gemeiniglich sind seine Vordergründe Hallen mit Säulen, verfallene Ruinen, Portale u. dergl., wo Kaufleute aller Nationen mit einander handeln, Türken, Italiener, Spanier, Holländer u. s. w. Die verschiedenen Gesichter und Kleidungen hat er deutlich charakterisirt, besonders hat er sich Mühe gegeben bei den Türken. Sie sind mehrentheils die Hauptfiguren, mit ihren Sclaven, welche die schweren Schiffsballen wälzen. Ich sah ein paar Bilder von ihm, auf denen die Köpfe, als wären sie von Rembrandt, kräftig mit feurigem Colorit ausgeführt und mit markigem Pinsel hingestellt waren, woraus man sah, daß er gründliche Kenntniß von der Sache hatte und sich auf Licht, Schatten und Perspective verstand. — Auch Lingelbach malte oft levantische Seehäfen; so z. B.

einen Hafen, wo die Galeerensclaven und andere Sclaven von der Arbeit ausruhen, sitzen, essen und einander erzählen. Man fühlte sich ganz in die Türkei versetzt. Herr Bürgermeister Gabe in Hamburg hatte zwei große Bilder von ihm, deren Figuren über zwei Fuß hoch waren. Da sah man sorgfältig ausgeführte Türken in ihrer Tracht, mit ihren Gewehren, Säbeln und Dolchen. Dies waren die schönsten Bilder, welche ich von ihm gesehen habe. Eigentlich war Lingelbach ein Deutscher aus Frankfurt am Main; aber er hat immer in der holländischen Manier gemalt. Seine meisten Vorstellungen sind italienische Gemüsemärkte, wie die des Momper. — So bereitete mir auch viele Freude die merkwürdige Sammlung von Handzeichnungen eines Malers aus der guten Zeit der Kunst, der nach Indien gereist war und dort die seltensten Vögel und Fische mit den schönsten Wasserfarben abgebildet hatte. Die Fische besonders können wir hier nicht so zu sehen bekommen, wenn sie auch in Natur hergebracht würden; sie verlieren nämlich die schönen Farben, so wie sie aus dem Wasser kommen. Unter diesen Fischen waren mehre so sonderbar von Zeichnung und schillernder Farbe, als hätte die Natur mit diesem Reichthume gespielt. Einige vom schönsten Blau mit Goldstreifen durchzogen, auch silberne mit blauen Streifen, auch solche mit Purpurroth, Gold und Silber; andere grün; kurz von allen Farben. Es war eine Pracht wie unter den Vögeln und Blumen und Metallen und Edelsteinen!

Man schätzt die holländischen Maler und ihre Werke, weil sie die Natur so treu nachahmten, und tadelt zugleich, daß sie ihre Kunst oft an geringe Sachen verschwendeten. Wer jedoch nur diese treue Nachahmung der Natur und den Fleiß rühmt, mit welchem sie ihre Bilder ausführten, und wem dies nur das Einzige ist, das ihn anzieht, der hat ihre

Werke nur oberflächlich betrachtet und den Geist und die Seelenwirkung unbeachtet gelassen. Was kann charakteristischer sein, als ein Bild von Johann Steen! Das war ein Mann, der die Menschen bis auf den Grund ihrer Seele kannte und die verschiedenen Charaktere und Nationen deutlich von einander unterschied. Bei ihm bedarf es keiner Auslegung; Alles spricht sich von selbst aus. — So sah ich „eine Bauernhochzeit" von ihm, wo der Schmaus eben vorbei war; die Tische waren leer, die Bänke und Stühle wurden weggeräumt und Braut und Bräutigam in das Schlafzimmer gebracht. Das Lebendige, der Scherz und das Muthwillige war auf jedem Gesichte zu sehen und von dem schalkhaften Munde der Umstehenden glaubte man witzige Worte zu hören, womit sie die Braut in Verlegenheit brachten, die sich sträubte, oder nur so that, dem Bräutigam zu folgen, der schon voran einige Stufen der Treppe hinaufgegangen war und die Thür der Schlafkammer öffnete, mit der anderen Hand der Braut winkte. Die ganze Gesellschaft sprach ihr herzhaft zu; Einige hatten sie umfaßt und wollten sie mit Gewalt hinaufschieben; Einige zogen, Andere drängten nach; sie war von vielen Armen umschlungen, davon sie sich nicht entreißen konnte; sie stemmte den Fuß gegen die Treppe und strengte alle Kraft an, um nicht in die Kammer zu kommen: — und doch sah man in ihren verliebten Augen die Sehnsucht und das Verlangen nach ihrem Bräutigam, an dessen Augen ihr Blick gefesselt war. — Ein ähnliches Bild sah ich von van Steen, wo die „Braut nach vollbrachtem Hochzeitsschmaus von den Gästen in die Kammer geführt" wird. Sie sträubte sich, verschämt, mit niedergeschlagenem Auge, und in die Arme ihrer Führer gesunken, lag sie da wie einer Ohnmacht nahe. Und so sah ich mehre Bilder von diesem Meister, die alle zeigen, daß er ein scharfer Beobachter

und Kenner der Menschen war, der ihr Getreibe von der lustigen Seite nahm und daher gern Lachen erregende Gegenstände darstellte.

Viele holländische Künstler beschäftigten sich auch damit, Sittenbilder zu malen. Einen feurigen Geist in der Erfindung und Ausarbeitung kann man ihnen nicht absprechen; man darf sie keiner Nation nachsetzen; nein, man kann sogar keinen Italiener an feurigem Geiste dem Rubens gleichstellen, und wenn von schneller Arbeit die Rede ist, keinen dem Franz Hals. Seine Portraits scheinen mit drei Strichen gemacht zu sein und doch glaubt man lebende Personen vor sich zu haben. Lanfranco und Luca Fa-presto würden sich wohl haben beeilen müssen, wenn sie mit ihm um die Wette gearbeitet hätten. Luca Giordano malte freilich in einer Nacht ein Altarbild; aber es war auch danach! Als van Dyck aus Italien wieder nach seinem Vaterlande kam, hörte er von dem schnellen Arbeiten des Franz Hals. Er besuchte ihn in Harlem und gab sich für einen Cavalier aus, der sein Portrait geschwinde zu haben wünsche, weil er gleich weiter reise. Franz Hals fing auf Begehren sogleich an; und nachdem er kurze Zeit gearbeitet hatte, stand er auf und sagte: „Mein Herr, Sie sind fertig.“ Der Cavalier sah das Bild mit Verwunderung. „Ich glaubte nicht,“ sprach er, „daß Ihr so schnell malen könntet; nun habe ich noch einige Zeit übrig, und da ich sonst auch etwas gemalt habe, will ich versuchen, Euer Portrait zu machen.“ Der Cavalier nahm Leinwand und Palette, und nach kurzer Zeit sagte er: „Mein Herr, Sie sind fertig.“ Franz Hals sah das Portrait, umarmte den Fremden und rief: „Ihr seid van Dyck oder der Teufel.“

Man muß auch den Geschmack der Holländer bewundern, wie sie aus einer armseligen, sterilen Gegend ein Bild

haben schaffen können, das Anmuth und Seele hat. Oft ist der Ort nichts Anderes, als ein flaches Sandufer und ein Strich See und Himmel; aber da haben sie eine Abwechselung von Licht und Schatten und Farben hineingebracht, daß es reizend ist. Sie wußten auszuschmücken mit Schatten der Wolken, die über das Wasser laufen und es hie und da schwärzen oder einen Sonnenstrahl durchschießen lassen, der einen Fleck der See beleuchtet und auf den gelben Sand fällt; und um die Ferne auf dem Wasser recht weit scheinen zu lassen, setzten sie auf die verschiedenen Flächen Schiffe, einige nahe, andere in den Mittelgrund und wieder andere hinten; einige in Schatten, andere in's Licht, wo ihre weißen Segel in der Beleuchtung glänzten; gaben auch den Segeln verschiedene Farben, graue, rothe, gelbe: so wurden aus diesen einfachen Gegenden angenehme Bilder. Auch legten sie wohl, wo das Bild nur ein flaches Ufer und eine flache stille See darstellte, einen alten zerbrochenen Krebs- oder Fischkorb hin, den die Wellen an den Strand getrieben hatten, richteten eine Pilotenstange auf mit einem Korbe, zum Zeichen des Orts. — Und was haben sie für angenehme Wassergegenden mit Gebüsch, Bäumen und Dörfern dargestellt! Wer sieht nicht gern ein ruhiges Oertchen, wo sich Enten in einem stillstehenden Wasser baden und in seinem Spiegel doppelt erscheinen! Man denke an Poelenburg, den lieblichen Idyllendichter, an Vertangen, an Cuylenburg. Solche vortreffliche Maler hatten die Holländer!

Es liegt nicht im Klima; wie Einige meinen, die warme Sonne schaffe nur den feurigen Geist; nein, es liegt am Geiste der Zeit. Damals war Alles geistig belebt in Holland. Ihre Helden schlugen mit wenig Volk zahlreiche Feinde; ihre Admiräle waren die Beherrscher der Meere.

Ich sah in Berlin einen todten Admiral in seiner Rüstung abgebildet und er hatte solchen Ausdruck, daß man sich noch im Tode vor ihm fürchtete. Bei allen diesen kriegerischen Zeiten war der Geist in so hoher Kraft, daß Werke der Kunst geliefert wurden, die in Erstaunen setzen, ja, die Kunst war so ausgebreitet, daß Söhne von Tagelöhnern große Künstler wurden; und das rege Aufstreben des Geistes war so gewaltig, daß zu allen Ständen große Männer aus der geringeren Volksmasse aufwachten, Helden und Künstler und Kaufleute und Staatsmänner. Was für große Unternehmungen haben sie damals ausgeführt und was für weise Gesetze! Jener Sultan, der viel von den großen Thaten der Holländer gehört hatte, verlangte, man solle ihm eine Landkarte bringen und ihm zeigen, wo dieses Volk wohne, welches so viele wunderswürdige Thaten verrichte. Man brachte ihm die Karte von Europa. „Also diese ganze Fläche bewohnt das Volk?" fragte er. „Nein," antwortete man ihm, „dieses Ländchen hier ist es." „Wie!" rief er aus, „ein Pünktchen, welches ich mit dem Finger bedecke; und hier wohnen die Gebieter von Europa und allen Meeren!" — Allein wie es denn geht, der menschliche Geist blühet nur eine Weile in Ländern und zeigt sich groß; dann sinkt er wieder und schläft ein wie eine Cicade, die des Morgens eben aus der Erde geboren, sich schnell in die Höhe schwingt und auf dem Gipfel der Bäume singt! Mit Stolz nennen die Holländer die Namen ihrer Helden und mit eben der Achtung die ihrer Künstler. Ihre Bilder sind mit einer Ruhe der Seele gemacht und mit einer Fröhlichkeit des Geistes, daß sie den Anschauer ermuntern; und doch wurden die meisten in Zeiten des Krieges und Druckes geschaffen. Daraus läßt sich ersehen, wie viel Liebe sie zur Kunst hatten; nur Liebe zur Kunst und Ruhe der Seele kann so etwas

Vollendetes hervorbringen. Die Kunst liegt im Menschen, und es kommt allein darauf an, daß sie geweckt wird. Adrian Brouwer war der Sohn eines Torfträgers; van der Werf, der später seiner Kunst wegen zum Ritter erhoben wurde, eines Schneiders Sohn; der Spritzenmeister van der Heyden, was hat der für schöne Bilder geliefert! — Daß die Holländer so gut malten, ist ein Wunder; daß aber die Italiener nicht besser malten, ist auch ein Wunder und gereicht ihnen zum Vorwurf; denn sie hatten Alles, was dazu gehört; die Holländer aber nichts. Die griechischen Kunstwerke hätten die Italiener schon früher auf bessere Wege bringen müssen; denn wo sie hinsahen, hatten sie diese vortrefflichen Modelle vor Augen. Wie lange hat nicht der Sturz von der schönen Gruppe „Menelaus, wie er den Leichnam des Patroklus aus dem Gefechte trägt", der sogenannte „Pasquino", wie man erzählt, als Block einem Schuster vor seiner Thür gedient, das Sohlenleder darauf zu klopfen, ehe man erkannte, daß es etwas Besseres werth sei. Und was für Vorzüge hatten die Italiener, daß ihre Werke zur Religion gehörten! Freilich wurden die herrlichen Anlagen, welche ihnen die Natur gegeben hatte, und wodurch sie, wenn sie durch Erziehung gebildet worden wären, der Menschengesellschaft noch ehrenvollere Werke hätten hervorbringen können, durch ignorante Pfaffen nur zu oft zurückgehalten, durch Kasteien, Knieen und Rosenkranzbeten unterdrückt, damit sie den geistlichen Herren nicht über den Kopf wüchsen. Aber ihre Bilder wurden doch in Tempeln und Kirchen aufgestellt, dem ganzen Volke zur Schau, das davor niederknieete und als ein Heiligthum sie anbetete! Welche Erhebung für den Künstler! Sie wurden gebeten um ihre Werke und gut bezahlt und man verschaffte ihnen alle Gelegenheit zur Arbeit. Was hatten hingegen

die armen Holländer, wonach sie sich hätten bilden können? Und wie wenig Aufmunterung, wenn so ein unbemittelter Mensch — es waren häufig Leute ohne Rang und Vermögen — ein Bild fertig hatte, und es nun herumtragen mußte, ehe er einen Liebhaber fand, der ihm ein Weniges dafür gab. — Oft denke ich mit Verwunderung daran, wie und wo sie ihre Bilder gemalt haben, da sie gewiß nur kleine Zimmer mit niedrigen Fenstern bewohnten, wo sie ihr Modell kaum gehörig beleuchten konnten und schwerlich Raum und Licht genug hatten, um in der gehörigen Entfernung vom Modell zu arbeiten. Und doch haben sie Schatten und Licht so gut verstanden, und auch den Effect! In Rembrandt's Hintergründen ist eine Luftperspective, die in das Unendliche geht. Viele holländische Maler gingen wohl darum nach Rom, um da die Historienmalerei zu studiren; aber das Glück war ihnen nicht günstig, sie in den Zirkel gebildeter Menschen zu führen. Sie blieben fremd in diesem Lande, und da ihnen die Unterstützung ihres Geistes zum Schönen und Erhabenen fehlte, so waren sie in diesem Felde, wo Fülle des Großen ist, doch verwaiset, denn die lebendige Stimme und Hülfe muß dazu kommen. Sie blieben in den Wirthshäusern, ihr herumschweifender Blick wurde nur von der Natur des Landes angezogen, und das Nationelle, das sie täglich sahen, reizte sie, selbiges zu malen; so wurden sie Landschafts-, Thier- und Bauermaler. Aehnlich ging es auch verschiedenen meiner Freunde. Sie kamen nach Rom, die Historienmalerei zu studiren, wählten aber die Landschaftsmalerei; ich selbst schwankte oft, was ich ergreifen sollte. So wurden Wilhelm Romeyn, Both, Berghem ergriffen, Schäferhütten, an große Ruinen gebaut, zu malen; so entstand durch Potter, de Laar, dü Jardin, Mom-

per und Slingelandt eine Art Bilder, welche man Genre nannte, Bilder aus dem gemeinen Leben.

Man wirft den Holländern vor, daß sie in der Wahl und Darstellung der Gegenstände oft gegen die feinen Sitten gesündigt haben; man muß dies aber den damaligen Zeiten zuschreiben, wo Alles derb und kräftig ausgedrückt wurde und man die Sachen schlechthin mit ihrem rechten Namen benannte; dagegen jetzt die Sitten so verfeinert sind, daß man oft aus einem langen Gespräche kaum herausfinden kann, was es eigentlich sagen will. Ich habe Briefe aus jener Zeit von Fürsten, Kaisern und Königen gelesen, die im nämlichen Styl als die holländischen Bilder waren und wo mit eben der kräftigen Deutlichkeit gesprochen wurde, wie die Holländer malten. — Die Italiener haben ja Sachen gemalt, vor denen das menschliche Gemüth zurückschaudert! Und solche Bilder sind in ihren Kirchen aufgehängt! In der Peterskirche in Rom haben sie ein Bild von Poussin sogar in Mosaik gesetzt, damit es unvergänglich wäre, ein Bild, wo Menschen ausgereckt sind, die man mit Stäben auf den Bauch schlägt und ihnen die Gedärme heraushaspelt!! —

Wie unterhaltend ist dagegen eine holländische Bildersammlung schon der vielen erfreulichen Gegenstände wegen, die aus der Natur, aus dem geschäftigen Leben der Menschen und ihrem Treiben herausgehoben sind. Leider aber fühlen sich holländische Sammler gewöhnlich nur von solchen Bildern angezogen, deren Meister eine vorzügliche Geschicklichkeit im Pinsel zeigen; während manches Bild, das ein empfängliches Gemüth wohl anspricht und den aus der Natur genommenen Gegenstand noch so wahr nachbildet, übersehen und wohlfeil verkauft wird. Das macht die Mode. So sah ich einst eine Landschaft vom alten Hackert; es war „das Innere eines Dorfes mit Bäumen und Gärten“. Die Liebhaber

bewunderten es wegen seiner Natürlichkeit; man glaubte wirklich darin umhergehen zu können; die Bäume, als könnte man sie abhauen und ihre Borke abschälen; und der alte Gartenzaun, als ließe sich Planke vor Planke herausziehen; und die Sonne, wie sie über das kurze moosige Gras hinstreifte! Und doch, weil das Bild von keinem der berühmten Meister war, die man gern in sein Cabinet nimmt, wurde es wohlfeil verkauft; dahingegen ein Blumenstück von van Huysum mit einem Vogelnest, wo die Haare mit Schatten und Licht gemalt waren, mit Tausenden bezahlt wurde, weil so eins zu einem Cabinet gehörte. — Nur ein Mal kam mir ein Kunstfreund auf einer Gemäldeauction zu Amsterdam vor, der, nachdem die Bilder schon zu einem hohen Preise hinaufgetrieben waren, noch immer mehr bot, indem er sagte: „Wer kann das so wohlfeil fahren lassen, es ist so geistig gemalt! Wenn man Liebhaberei haben will, muß man Mensch sein. De Beester hebben keene Liefhaberei."

Zu einem guten holländischen Cabinet gehört: ein Kopf von Rembrandt; eine ausgeführte Skizze von Rubens; ein Bild von Gerhard Douw; vom alten Mieris; Franz Mieris; zwei von Wouwermann, eins von seiner ersten Manier und eins von seiner letzten; von Berghem; A. Kuyp; Ostade; Teniers; Brouwer; Metzu und Terburg; das Innere einer Kirche von P. Neef; ein Stillleben mit Früchten von de Heem; Blumen von Huysum; Ochsen von Potter; ein Viehstück von Adrian van der Velde; eine stille See von Wilhelm v. d. Velde; eine stürmische See von Backhuysen; ein Bild von Slingelandt; eins von Schalken; ein Portrait von van Dyck; ein Kopf von Lievens; ein Breughel; Hondekoeter; van der Werf; Poelenburg; Elzheimer; Rottenhammer; Snyders; Both; Lai-

resse ꝛc. ꝛc. — Sieht man ein solches Cabinet, von einem Holländer gesammelt, der ein echter Kenner ist, so geräth man in Erstaunen; man kann sich nichts Angenehmeres vorstellen und man muß die Kunst bewundern, welche diese Menschen besessen haben, die Natur so treu nachzuahmen. Der echte holländische Kenner nimmt nichts, als was vortrefflich ist; und dabei müssen die Bilder so sein, als wenn sie eben von der Staffelei des Malers kämen. Ein Bild, das verwaschen ist, nimmt er gar nicht, und ein ausgebessertes Bild sieht er als verdorben an, das keinen Werth mehr hat: es soll so sein, daß es nur mit dem Dunste der Zeit bedeckt ist („De Dost ligt der noch up"). Ein solches Bild zu sehen von einem großen Meister, welches das Glück gehabt hat, immer gut verwahrt worden zu sein, das ist eine Freude; denn die Harmonie, welche die Zeit vollendet, nachdem der wissenschaftliche Künstler sie seinem Bilde in den letzten Pinselstrichen gegeben hatte, und das Ganze mit ihrem Hauche zusammenschmelzt, das ist ein Zauber, der entzückt! Leicht ist dieser wegzuwischen; denn wenn ein Unkundiger mit Seife und Lauge oder Spiritus darauf kommt, so geht nicht allein das Zarte weg, sondern auch alle Lasurfarbe, und es bleibt nichts übrig, als das Skelet und ein verdorbenes Bild, das einen betrübt. Bald wird die Zeit kommen, wo man kein so wohl erhaltenes Bild mehr sieht, weil so viele Ungeschickte sich damit abgeben, sie zu vernichten — ein Gegenstand, über den man nicht genug eifern kann, da er uns Deutschen selbst das wenige Gute vertilgt, was man uns noch gelassen hat! —

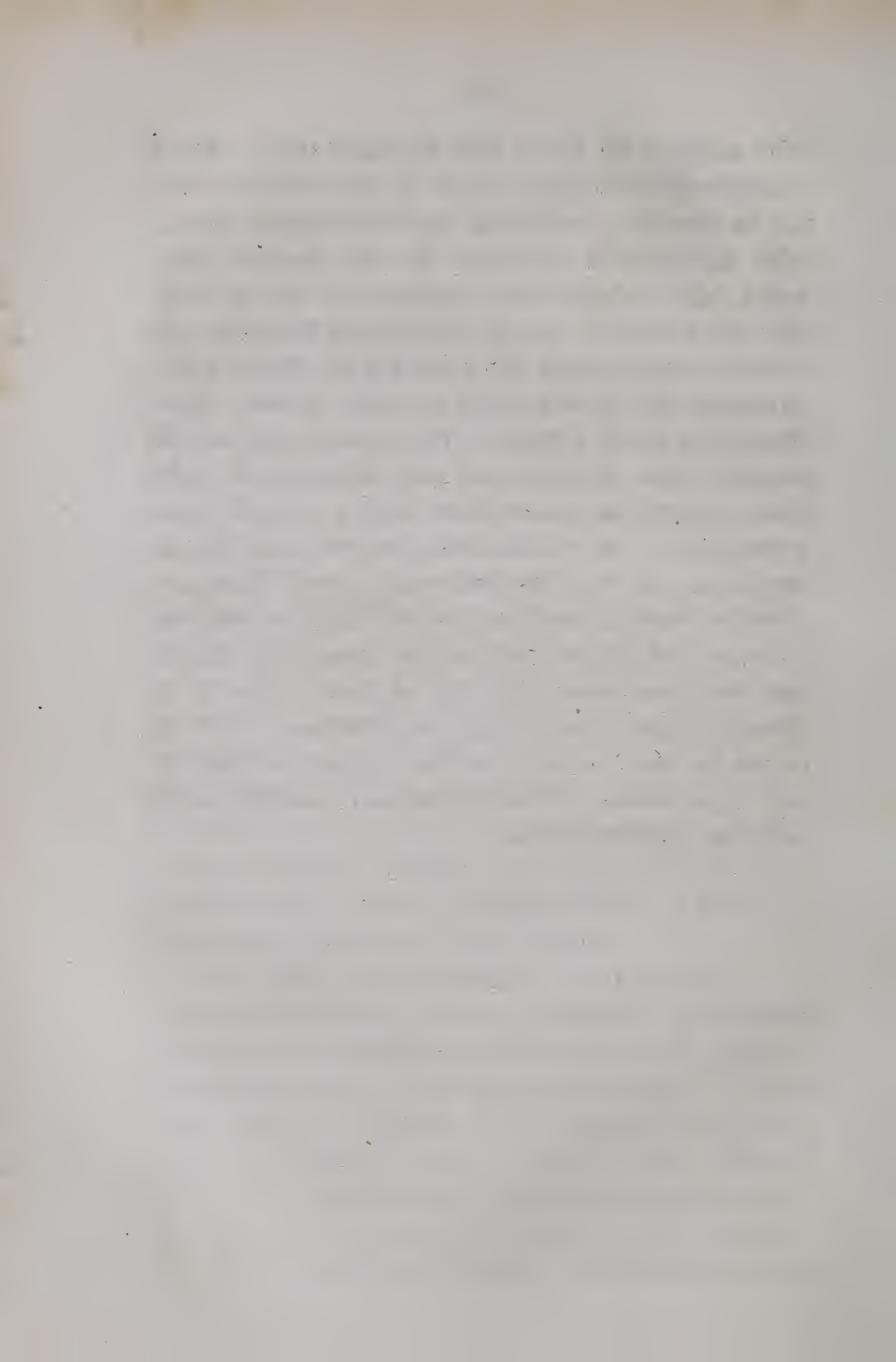
Auch versäumte ich nicht, Naturaliencabinette und Sammlungen von fremden lebendigen Thieren zu sehen, die aus allen Welttheilen nach Amsterdam kamen: unter Anderem auch das sogenannte indische wilde Boßschwein mit den großen

krummen Zähnen. In Amsterdam, im „blauen Jan" hielt sich ein Mann auf, der mit ausländischen Thieren handelte, so daß da ein beständiger Wechsel war. Er führte mich einst in ein Zimmer, wo er mir ganz kleine Affen zeigte. Es war sein Staatszimmer; ich freute mich nicht wenig, als ich da einige Portraits fand, — „den Prinzen von Oranien und dessen Familie" — von meinem Onkel Valentin gemalt. Als der Mann meinen Namen auf den Bildern sah, wurde er mir noch mehr gewogen, und nun bekam ich jedesmal, wenn ich ihn besuchte, Alles zu sehen, was er hatte; er führte mich bis auf den Boden, der voll von Papageien und anderen Vögeln war.

Ich hatte auch Freundschaft mit Herrn Schep, der die Sammlung von Vögeln und Schmetterlingen herausgab. Aus Liebhaberei hatte ich das Werk der Vögel übernommen und es sind einige der ersten Blätter von mir; aber es wurde mir zu weitläufig, und nachher hat es ein Anderer fortsetzen wollen; seine Arbeiten sind aber nicht von sonderlichem Werth. — Auch besuchte ich einen Mann, der aus Amerika kam und eine große Anzahl Schlangen mitbrachte, worunter sonderbare Gestalten und manche von außerordentlich schöner Farbe waren; er hatte große Fässer voll Schlangen, alle wie die Häringe auf einander gepackt.

Die Natur und ihre Geschöpfe kennen zu lernen, war mir neben der Malerei immer das Liebste. So wechselte meine Arbeit mit verschiedenen Gegenständen ab; doch das Portraitmalen war meine Hauptbeschäftigung. — Eines Tages kam ein Kaufmann aus Edinburg zu mir, der sein Portrait in Miniature von mir haben wollte. Während ich ihn malte, äußerte ich mein Verlangen, England zu sehen. Er rieth mir zu, munterte mich sogar auf und versprach mir, daß ich eine Menge Portraits in seiner Familie malen

sollte, wenn ich mit ihm in seine Vaterstadt reisete. Als ich aber Bedenklichkeit äußerte, ob ich so viel verdienen würde, wie ich gebrauchte, gelobte er mir eine namhafte Summe, wenn ich ein Jahr lang bloß für ihn Portraits malen wollte. Ich entschloß mich sogleich, mit ihm zu reisen. Bald aber erwachte in mir ein wehmüthiges Verlangen, nach so vielen Jahren meinen Vater und alle die Meinigen wiederzusehen, ehe ich mich weiter von ihnen trennte. Meine Mutter war bereits gestorben. Der Schmerz hatte mich fast vernichtet! Sie, die mich unter allen Menschen am meisten liebte! Ich war es meinem Vater schuldig, ihn noch einmal wiederzusehen. Ich entdeckte meinem Freunde meine Herzensempfindung und die Sehnsucht nach meinem Vaterlande. „Solchen Regungen muß man folgen," sagte er; doch setzte er hinzu, daß er alle zwei bis drei Monate mit Waaren nach Amsterdam komme, und daß ich dann, wenn ich die Meinigen besucht hätte, bei der ersten Rückfahrt — die erste sei ihm die liebste — mit ihm nach England zu seiner Familie reisen möchte, er werde mich dort anmelden und ich solle schon Freunde finden.



IV.

Reise nach Cassel, Hannover, Berlin

in den Jahren 1773—1779.

Ich reiste also nach Cassel. Auf dem Wege freute ich mich über die Natur und die schönen Gegenden, die sich mir nun in der Wirklichkeit zeigten und die ich in den Städten nur in Bildern zu sehen gewohnt war. Als ich das erste rieselnde Bächlein wieder bergunter fließen sah, das klare, lebendige Wasser, dann die Hügel und die hohen Berge, die Waldungen und Gebirge in der Ferne und in der Nähe, — und ich durch den dichten Wald fuhr, wo mich der frische, erquickende Holzgeruch anwehete und ich die Waldluft wieder einathmete: da wurden die Freuden der Kindheit und der Jugend wieder lebhaft rege. So kam ich nach Cassel, fand meinen Bruder, meinen Onkel und alle Verwandte im besten Wohlsein; und eilte nun nach Haina zu meinem Vater. Die Freude des Wiedersehens war unendlich. „So wie Du bist," sagte mein Vater, „glaubte ich, würdest Du werden; ich war dessen gewiß." Auch mein Vetter Just hatte eine große Freude, mich so herangewachsen zu sehen; denn er hatte mich als Kind gewartet und getragen und ich war immer sein Liebling gewesen. Viele meiner Schulcameraden kamen gelaufen, den Wilhelm zu sehen, und in fröhlichen Wechselgesprächen erinnerten wir Einer den Andern, wie wir als Knaben im Walde Erdbeeren gepflückt, Eichhörnchen gejagt und Fische und Vögel gefangen hatten! —

Nach längerem Verweilen im väterlichen Hause und

bei den Meinigen, wollte ich meinen Bruder bereden, mit mir nach Holland zu reisen; aber er versuchte, mich bei sich in Cassel zu behalten. Er hatte viele Bestellungen von Portraits und meinte, es sei besser, diese erst gemeinschaftlich zu vollenden; dann könnten wir noch immer thun, was das Beste schiene. Er hatte Umgang mit sehr artigen und angenehmen Menschen und sehr viele gute Freunde, unter Anderen auch den Intendanten über die Gemälde, welche in den Zimmern des Landgrafen hingen, dem sogenannten Cabinet, einer auserlesenen Sammlung von holländischen Künstlern; mehrentheils kleine Bilder, aber lauter ausgesuchte Meisterstücke. Landgraf Wilhelm VIII., ein großer Kenner, hatte sie als Gouverneur in Holland gekauft. Damals konnte man in Holland noch leicht Bilder erwerben und erhielt sie häufig von der Wand, wo der Maler sie selbst hingehängt hatte, ohne die geringste Beschädigung. Hier war ein kleines Bild von Rubens: „Pan und Syrinx" vorstellend, wozu Breughel den Hintergrund gemalt hatte. Das Schilf mit den Blumen und das Rohr war bewundernswürdig schön. Auch ein kleines Bild von Rembrandt: „wie die drei Marien zum Grabe Christi kommen und ein Engel auf dem abgewälzten Steine sitzt." Das weiße Gewand und die Klarheit des himmlischen Lichtes, das den Engel umfloß, war wie hingezaubert und ein wunderbarer Effect in dem Bilde. Ferner ein Bild von Slingelandt: „eine Mutter sitzt und nähet, neben ihr steht eine Wiege, wo das darinliegende Kind eben erwacht und die Mutter ansiehet." Ein Bild von Wouwermann, „eine Plünderung": es brennt eine Stadt und die Kirche; die Pfaffen werden hinausgetrieben und gemißhandelt; ein Soldat hat einen Pfaffen bei den Ohren und führt ihn zu dem wachhabenden Officier; eine Frau liegt über dem Leichname ihres

Gatten und ein Soldat schlägt sie über den Rücken; kurz, man erblickt alle Gräuel der Plünderung! Dies Bild ist von Wouwermann's erster Manier und das vollkommenste, was ich von ihm gesehen. Man erstaunt, was dieser Meister vermochte! Die Gesichter sind nicht viel größer als eine große Erbse; doch, betrachtete man sie durch ein Vergrößerungsglas, so glaubte man einen Kopf von Rubens zu sehen: so war es mit Feuer und Geist gearbeitet. Aus diesem Cabinet und aus der Gallerie copirte ich verschiedene Bilder; den ganz vortrefflichen Kopf von Rembrandt mit einem Helme, und Köpfe nach van Dyck. Auch malte ich für den Landgrafen Thiere aus der Menagerie, worunter einige seltene und schöne waren, ein Elephant, Löwe, ein Leopard und eine Leopardin; diese bekam in selbiger Zeit zwei Junge; sie hatte schon einigemal geworfen, was selten in Europa ist. —

Die Gallerie war außerdem noch angefüllt mit vortrefflichen Meisterwerken; von Rubens: „Mars und Victoria;" „David;" von Rembrandt: „Jacob segnet seine Söhne;" „Goliath wird gefangen;" „Frauenportrait mit einem Kragen;" „zwei Landschaften;" von Giordano: „ein Familienstück;" „ein Satyr;" „Jupiter als Kind, von der Ziege gesäugt;" von Schalken: „ein Nachtstück;" ein Wouwermann; von Potter: Bilder in Lebensgröße: „die pissende Kuh;" „die verkehrte Welt;" „eine Mühle;" „spielende Kinder;" ein A. Kuyp; von Hemskerk: „die Taufe Christi;" von Rosa da Tivoli: „Familienportraits;" von Melchior Roos: „die Menagerie;" ein Lairesse; von D. Teniers: „Schützengesellschaft von Antwerpen" (400 Figuren). Auch viele italienische Bilder waren da. Von Andrea del Sarto; von Raphael: „Maria mit dem Kinde;" von L. da Vinci: „la Carita;" „eine heilige Fa-

milie;" Caracci: „Magdalena;" von Guido Reni: „Aeneas und Dido;" „Maria;" von Tizian: „ein Mann in Lebensgröße;" „zwei Frauenportraits;" von Palma: „Venus und Amor;" „Perseus und Andromeda;" ein Bassano u. s. w.

Lady Morgan sagt in ihrem Leben des Salvatore Rosa, im Palazzo Pitti zu Florenz sei ein Gemälde von Holbein, dessen eigene Familie vorstellend. Hier waltet eine Unrichtigkeit ob; denn dieses Gemälde ist von Giorgione da Castelfranco. „Ein Mann sitzt am Clavier und scheint eben einige Accorde gegriffen zu haben; er wendet sich fragend um nach einem anderen, der hinter seinem Stuhle steht und ihm auf die Schulter klopft, mit dem Ausdrucke, als ob es das Rechte sei. Eine weibliche Figur steht neben ihm." — Allein hier in Cassel, in der kurfürstlichen Gallerie existirt jenes Gemälde von Holbein: „die Familie dieses Künstlers." Er selbst ist darauf und seine Frau, welche das jüngste Kind auf dem Arme trägt. Zwei andere sitzen an einem Tische und speisen. Es ist ein Kniestück von ungefähr acht Fuß Höhe und vier Fuß Breite. —

Es war am 2. September 1773, als ich mit meinem Bruder in Cassel anfing zusammen zu arbeiten. Um eben die Zeit wurde Ludwig Strack confirmirt und von seinen Eltern nach Cassel zu meinem Bruder, dem Gallerieinspector Joh. Heinrich, gethan, um von ihm und mir das Malen zu lernen. Wir nahmen ihn ganz zu uns und liebten ihn, wie unseren Bruder Jacob, der auch bei meinem Bruder war. Der junge Strack war ein munteres, artiges Bübchen; seine lebhaften Augen mit dem scharfen Blicke, der dieser Familie eigen ist, in dem runden, rothen Apfelgesichte, hatten viel Anziehendes. Seine Munterkeit und seine schnelle Bewegung bei Geschäften waren zu bewundern. Reiten

war seine größte Lust, das er denn auch sehr gut konnte, so wie sein Vater, dem es gleich war, ob er verkehrt, rückwärts oder vorwärts mit dem Gesichte im Galopp auf dem Pferde saß; ob er darauf stand oder saß, oder lag, oder unter dem Bauche hing! Seine Agilität war bewundernswürdig und er hielt sich immer flüchtige Stuten. Diese Liebhaberei hatte Ludwig vom Vater geerbt. Es geschah auch wohl, daß er für seine Vettern Pferde von dem Vermieter holen und wieder hinbringen mußte. Dann jagte er sie erst recht durch die Straßen, daß sie abgemattet ankamen. So lebhaft er in diesen Stücken war, so stand und stutzte er, sobald er ein Bild vor sich sah oder von der Malerei sprechen hörte; und der Gedanke, wie man dies oder jenes mache, daß es natürlich erscheine, nahm ihn so ein, daß, wenn ihm etwas geheißen wurde, z. B. „Reiche mir die Flasche her,“ er dann fragte: „Nimmt man braunen Ocker und Beinschwarz zusammen, um den Schatten klar heraus zu bringen?“ — „Hol die Flasche Wasser!“ — „Oder macht man es auf eine andere Art? Potter hat etwas Schuttgelb darunter gemengt!“ — „Hol' das Wasser!“ „Oder wie hat er es wohl gemacht?“ rc.

Oft hatten wir auch das Vergnügen, von Fremden besucht zu werden, die nach Cassel kamen, die schönen Werke und Kunstsachen zu sehen, welche die Fürsten nach und nach gebaut und gesammelt hatten. So lernte ich Kersting und Camper kennen; auch aus Hannover kam einmal Herr Winkelmann zu uns, mit verschiedenen Frauen aus seiner Familie. Diese außerordentlich artigen Menschen hatten eine so große Freude an der Natur und Kunst und sprachen über Alles mit so viel Liebe und Gefühl, daß wir gern ihrer freundlichen Einladung folgten, sie in ihrer Heimath zu besuchen. Ich reiste auch hin, das war den 23. October 1774;

wurde von Herrn Winkelmann mit der innigsten Freundschaft empfangen und mußte in seinem Hause logiren. Er war der älteste von drei Brüdern, ein großer Freund der Musik und Malerei und hatte schöne Abgüsse von antiken Statuen; in der ganzen Familie war Geschmack und Liebe für Literatur. Der Dichter Jacobi, Bruder der sehr gebildeten Frau des Herrn Winkelmann, kam auch hin, so oft er seinen Freund Gleim in Halberstadt besuchte. Abwechselnd in ihren Häusern versammelten sich viele Menschen von Geschmack und Kenntniß; alles Neue und Schöne wurde gelesen, besonders aber auch die alten Dichter. Hier kam mir der Homer (von Damm) zum ersten Male in die Hände. Als ich diese göttlichen Gesänge vernahm, wurde ich wie bezaubert, ich hörte eine Geschichte von einem Dichter gesungen. Die Personen in der Ilias und Odyssee und die olympischen Götter und Göttinnen schwebten lebendig vor meinen Augen; ich fing noch den nämlichen Tag an, einige Begebenheiten nach dem Homer zu zeichnen, seitdem las ich ihn täglich und er ist mir nicht wieder aus den Händen gekommen; in kurzer Zeit wußte ich ihn auswendig. In Pyrmont machte ich Gleim's Bekanntschaft. Er hatte seine größte Freude daran, wenn ich ihm den Homer vorsagte, der mir wie ein Vaterunser geläufig war; besonders wenn ich in meiner erhitzten Phantasie oft noch zusetzte. Alle Nachmittage mußte ich ihm gegenübersitzen und ihm Gesang auf Gesang vortragen. — Meine Beschäftigung im Portraitmalen verschaffte mir außerdem immer mehr Bekanntschaften mit den Vornehmsten und Schönsten in der Stadt. Man weiß ja, daß da, wo Schönheiten sind, gern die zarten Seelen sich versammeln, und da den Malern das Glück zu Theil wird, daß die Schönsten am meisten gemalt werden, so hatte ich täglich ausgezeichnete Gesellschaft um mich; denn eine schöne

Dame brachte gewöhnlich noch eine oder mehre zur Gesellschaft mit. Auch kamen wohl Herren, sie wieder abzuholen, und so war mein Zimmer oft voll von ausgesuchten Menschen, welche die Künste liebten, und ich freute mich über die feine Art der Unterhaltung und über die auserlesenen Gespräche. Hier entdeckte sich mir eine Welt, die ich bis jetzt noch nicht gekannt hatte. Oft lasen auch die Herren oder Damen aus Dichtern etwas vor, um den Sitzenden die Zeit angenehm zu machen. Da lernte ich nun immer mehr, wie die Dichter die Natur beschauen und belauschen und sie dann mit Worten dem Leser in's Gemüth bringen. Bis jetzt wußte ich nur, wie die Maler die Natur ansehen und in ihren Bildern wiedergeben; in der Malerei nur hatte ich die zarten und die starken Leidenschaften der Menschen abgebildet gesehen; nun lernte ich aber auch, wie der Dichter in seiner Kunst in das innerste Herz des Menschen eingeht, da die Gefühle aufspürt und durch Worte sie darstellt. Meinem Aufenthalte in der Stadt Hannover, die von jeher keiner anderen an Geistescultur nachstand, verdanke ich es, daß ich Geschmack für die Dichtkunst gewann. Gemäldesammlungen waren auch verschiedene in Hannover, z. B. die des Herrn von Grote; eine schöne Sammlung, die Herr Greenwood kaufte für 8500 Thaler. Er suchte hundert Stück aus, darunter ein Bild von Rembrandt, das ihm, wie er sagte, den ganzen Kauf bezahlen mußte. Es stellte „die heiligen drei Könige vor, wie sie das Christkind beschenken," und ist eins der schönsten Meisterstücke, welche ich von diesem Künstler gesehen habe. Die morgenländischen Könige erscheinen mit ihrem ganzen Gefolge in dem Lieblingscostüme Rembrandt's. — Eben dieser Herr Greenwood kam noch einige Male nach Deutschland, um aus dieser Gegend die Kunstschätze wegzuführen, die ihm willig für seine blanken

Guineen dargereicht wurden. Ich war mit ihm in Hildesheim, wo er für ein Bild von Rubens, das im Dome hing, hundert Louisd'or bot; es wurde ihm geweigert; einige Jahre später nach meiner Zurückkunft habe ich es jedoch vergebens gesucht. Herr Wübels aus Amsterdam, gereizt durch diese guten Ankäufe des Herrn Greenwood, machte auch Reisen durch diese Gegend und führte noch den Rest schöner Bilder für seine Ducaten weg. —

Auch in Hehlen, auf dem Gute des Grafen Schulenburg, waren viele ansehnliche Gemälde, die er als Gouverneur in Venedig gesammelt hatte. Die Venetianer hatten ihm auch Geschenke gemacht mit Bildern ihrer vorzüglichsten Meister. Diese Sammlung kaufte ebenfalls jener englische Gemäldehändler, wenn mir recht ist, für 18,000 Thaler. Darunter war ein Tizian, der ihm die ganze Ankaufssumme wieder einbringen sollte. Er konnte nicht genug den Werth und das Lob aussprechen über die vielen vortrefflichen italienischen Gemälde, die er hier gekauft hatte.

Nachdem ich viele Portraits in Hannover gefertigt und mir damit etwas verdient hatte, reiste ich nach Cassel zurück zu meinem Bruder, der unter der Zeit Inspector der Gemäldegallerie geworden war. Um ihm eine Freude zu machen, brachte ich ihm einige Bilder von alten Meistern mit, besonders Jagdstücke, z. B. ein großes Bild von Snyders in Lebensgröße: „Schwäne und Enten, die durch Hunde aus dem Schilfe gejagt werden.“ Es war so natürlich und täuschend, daß, als es an der Wand hing, oft fremde Hunde, die hereinkamen, an die Wand sprangen und bellten. Auch eins von Fyt: „todte Rebhühner, Wachteln und andere Vögel“; und zwei große Bilder von G. Lairesse: „das prächtige Mahl, welches Cleopatra mit der Perle dem Antonius gab“; und ein anderes: „wie Cäsar Octavian zur

Cleopatra kommt und sie todt findet, um sie her ihre weinenden Zofen". — Mein Bruder, ein so eifriger Liebhaber von Gemälden, dem ich sogleich bei meiner Ankunft von diesen Bildern erzählte, und daß sie bald nachkommen würden, wurde von solcher Ungeduld ergriffen, daß er sogleich mit Hammer, Zange und Brecheisen den Kisten auf der Straße entgegenlief. Als er aber vollends die Bilder sah, war kein glücklicherer Mensch wie er!

Ich lebte nun wieder einige Zeit in der Gallerie, wo mein Bruder wohnte, und arbeitete mit ihm. Meine Reise nach England und Frankreich hatte ich aufgegeben und ich wünschte mir, für einen Hof wie Gotha, Weimar u. s. w. wirken zu können. Besonders war meine Absicht mit den dortigen Dichtern zu leben; und ich nahm mir vor, alles Dichterische aufzufassen, wo ich es fände; zu zeichnen, was für's Auge anschaulich wäre; und aufzuschreiben, was für den Dichter wäre, der mit Worten malt. Eines Nachmittags, als ich im Augarten spazieren ging, begegnete mir die Frau Landgräfin Philippine mit dem Prinzen von Würtemberg, der eben auf seiner Reise nach Rußland war, wo er nachher Feldmarschall wurde. Die Frau Landgräfin winkte mir und fragte, ob ich den Prinzen, ihren Neffen, malen wollte? Diese Ehre kam mir unerwartet und meine Freude darüber war desto lebhafter. Am folgenden Morgen malte ich den Prinzen und nachher auch ihr eigenes Portrait. Ich hatte das Glück, daß Beide ähnlich gefunden wurden; und ich mußte mehre Copieen von ihrem Portrait machen, welche sie an verschiedene Höfe schicken wollte. Dann äußerte sie den Wunsch, auch das Portrait ihrer Schwester in einem Familienbilde zu haben, nämlich zugleich mit dem Prinzen Ferdinand von Preußen, deren Gemahle, und mit deren drei Kindern. In diesem Auftrage kam sie meinem Wunsche zu-

vor, Berlin zu sehen. Mit einem Empfehlungsschreiben reiste ich dahin ab. Dies geschah den 13. Juni 1777. —

Meinen Weg nahm ich über Gotha, wo ich verschiedene alte gute Bilder sah, aus der Zeit des Lucas Kranach; dann über Weimar und Leipzig nach Dresden. — Hier sah ich nun zum ersten Male gute italienische Bilder, die mich in Verwunderung setzten, besonders die von Correggio. Mit Recht wird die sogenannte „Nacht“ (die Geburt Christi) für das schönste Bild in der Welt gehalten; auch hat ihm dies kein anderer Maler streitig gemacht; wenn er es nicht selbst gethan hat, mit seiner eigenen Arbeit, dem „heiligen Georg“. Daß in der Geburt Christi das Licht vom Christkinde allein ausgeht, welches das Licht in die Welt brachte, ist ein schöner Gedanke; und da das Licht in der Mitte zusammengehalten ist, so macht es ein vollkommenes, harmonisches Ganzes. — Aber in dem Bilde vom heiligen Georg sind wohl einzelne Theile vorzuziehen, z. B. der Arm, der mein Erstaunen so erregte, wie nie ein anderes Kunstwerk gethan hat. Auch das kleinere Bild von Correggio, „die heilige Magdalena“, wie sie, umgekehrt von ihrem Lebenswandel, in einer Grotte auf der Erde liegt und mit Wohlgefallen in einem Buche liest! Ein Sonnenlicht fällt vom Himmel zwischen dem Haupthaar auf ihre Stirn und das weiße Buch wirft einen klaren Wiederschein in ihr Gesicht. Durch das Lesen erhält ihr Geist ein Licht, das die inneren Himmelsfreuden weckt, die in jedem Menschen liegen. —

Einige Wochen hielt ich mich in Dresden auf und besuchte täglich die Gallerie. Dann reiste ich nach Berlin, übergab meinen Empfehlungsbrief, und eröffnete meinen Antrag an Ihre Hoheit die Prinzessin Ferdinand. Diese hatte die Gnade, mich schon am folgenden Tage ihr Bildniß

für ihre geliebte Schwester malen zu lassen. Sie führte mir ihre Kinder zu, die Prinzessin Louise, die Prinzen Heinrich und Louis; auch stellte sie mich ihrem Gemahle, dem Prinzen Ferdinand, vor. Nachdem ich Alle gesehen hatte, entwarf ich meine Composition und das Bild wurde angefangen. Ich wohnte bei ihr im Schlosse zu Friedrichsfelde, ging aber oft in die Stadt, wo ich mehre Portraits aufnahm, unter anderen das vom Minister Finkenstein, welches ich dreizehnmal für seine Freunde copiren mußte. Einmal auch malte ich ihn in ganzer Figur in Lebensgröße in seiner Ordenskleidung als Johanniterritter. So häuften sich die Arbeiten immer mehr, und ich hatte sogar das Glück, Ihre Majestät die Königin zu malen, welche gleichfalls gegen mich äußerte, daß sie ihr Portrait gerade von mir zu haben wünsche, weil sie gehört habe, daß ich so schnell male, denn das lange Sitzen würde ihr unangenehm. Es schien mir übrigens, als spräche sie gern über die Kunst, und ich sann vorher darauf, wie ich sie während des Sitzens unterhalten wollte, damit sie nicht Langeweile hätte. Zur bestimmten Zeit wurde das Nebenzimmer, wo ich sie malen sollte, mit Hülfe der Bedienten gehörig eingerichtet und die Fenster mit Tüchern behängt, damit das Licht recht vortheilhaft auf das Original falle. Als nun die Staffelei und das Tuch in Ordnung gebracht und der Stuhl zurecht gestellt war, trat die Königin herein und setzte sich gerade so, wie ich es wünschte. Ich fing sogleich beim Arbeiten eine Erzählung an über die Malerei, wobei sie mit Gefallen zuhörte, und wenn ich es nöthig fand, daß sie den Mund bewegte, that ich eine Frage, worauf sie etwas erwiedern mußte. So waren rasch drei Viertelstunden vergangen und ich stand auf und dankte für die gehabte Geduld. Die Königin glaubte, daß sie sich anders setzen müsse, und war sehr verwundert, als ich

erwiederte, daß ich schon fertig sei. Mehre Damen des Hofes kamen nun herbei und jauchzten über die große Aehnlichkeit des Bildes; ein alter Bediente trat auch herein, und als er es sah, fing er an zu weinen und sagte: „Unsere gute Preußenmutter, wie sie leibt und lebt!" — Ich mußte noch einige Copieen davon machen. Das Original schickte die Königin an die Mutter des Kronprinzen. Als diese denselben Abend Assemblée bei sich hatte, stand zufällig eine Dame mit dem Rücken gegen die Wand gekehrt, wo das Bild kurz vorher etwas niedrig aufgehängt war; indem sie sich nun eben umdrehte, glaubte sie die Königin selbst zu sehen und wollte sich entschuldigen, daß sie nicht auf die Seite getreten sei. Diese Täuschung der Dame machte großes Aufsehen in der Assemblée. Vielleicht that sie auch nur so, um der Prinzessin über das Geschenk der Königin ein angenehmes Compliment zu machen. Genug, mir brachte es großen Vortheil; denn es sprach sich in der Stadt herum, und ich bekam so viel Bestellungen, daß ich oft drei Portraits in einem Tage machte. Ich gewann nun auch immer mehr Fertigkeit, in weniger Zeit die Hauptzüge und das Charakteristische eines Gesichtes aufzufassen, so daß ich oftmals den Kopf, den ich portraitiren sollte, nicht einmal mit Kreide vorzeichnete, sondern gleich mit Pinsel und Farben anfing. Die vielen Bestellungen veranlaßten mich, meinen jüngsten Bruder Jacob zu mir kommen zu lassen. Er sollte mir helfen, zugleich aber die Welt kennen lernen, wozu es mir in meiner Jugend an Gelegenheit gefehlt hatte. Ich hielt ihm verschiedene Lehrer, vorzüglich zum Unterricht in der Geometrie und Perspective, die einem Maler zu wissen sehr nöthig sind; und um ihn im Portraitmalen vorwärts zu bringen, suchte ich ihm Menschen auf mit Charakterköpfen und bezahlte sie, daß sie ihm den ganzen Tag säßen und er recht danach stu-

diren könnte. Einige Köpfe zeichnete ich auch mit ihm zugleich, um ihn durch die Vergleichung der Arbeit auf das Nothwendige und Fehlende aufmerksam zu machen. — So führte ich in Berlin ein sehr angenehmes Leben. Täglich hatte ich die schönste Gesellschaft bei mir versammelt, und durch diese wurden Empfindungen in meiner Seele geweckt, welche genährt zu werden verlangten; und ich fand, daß die Phantasie Stoff zu Geisteswirkungen geben könne, die von dem bloß mechanischen Wirken ganz verschieden sind. —

Der Minister Herzberg gab mir häufig Merkmale seines Wohlwollens; ich fuhr öfter mit ihm Sonntags auf sein schön eingerichtetes Landgut, wo sich Gelehrte und Männer von Verdiensten um ihn versammelten. Wir gingen mit einander spazieren und er schien mit besonderem Wohlgefallen zu bemerken, wenn wir über die Schönheiten der Natur sprachen, daß ich Alles mit Aufmerksamkeit betrachtete, vorher schon betrachtet hatte und frei und unbefangen die Empfindungen meines Gemüths äußerte. Die vielen Beweise seiner Gewogenheit hätten mich stolz machen können; aber sie demüthigten mich; und wenn er mich wegen meines Portraitmalens lobte und ehrte, so glaubte ich nur, daß er eine Anlage in mir finde und daß er mich zu ermuntern suche, diese so auszubilden, daß ich dereinst Werke hervorzubringen vermöchte, die mich seines Beifalls würdig machten. Ja, ich fühlte oft den Wunsch in mir, mich mit Eicheln und Wasser zu begnügen, um seine Güte zu vergelten und ihm zu beweisen, daß er sich nicht geirrt habe in mir. Ich wollte Größeres leisten, nur konnte ich von dem gewöhnlichen Portraitmalen nicht abgehen, weil ich nicht Mittel besaß, Bilder zu schaffen, worauf ich viel Zeit hätte verwenden müssen und wofür ich dann doch nicht einmal eine sichere Einnahme erwarten konnte. Am Ende wurden mir auch solche moderne

Portraits mit den gepuderten Haaren und den geschminkten Wangen, wo man nie die Natur malen kann, weil die Originale selbst nicht wahr sind, zuwider. —

Erwähnen muß ich wenigstens noch, daß sich auch König Friedrich Wilhelm, der Vater des großen Friedrich, von den Regierungsgeschäften abmüßigte und malte. Ich selbst sah hier sehr schöne Bilder von ihm, besonders ein paar alte Köpfe nach Abraham Bloemaert. —

Um die nämliche Zeit erhielt ich einen Brief aus Cassel, worin mir angetragen wurde, als Pensionair der Akademie auf drei Jahre zum Studiren nach Italien zu reisen. Der Landgraf hatte es bei seiner Akademie so eingerichtet, daß er alle drei Jahre einen der Zöglinge nach Italien schickte, der sich dort in der Kunst vervollkommnen sollte. Da ich nun der Erste war, der bei der Stiftung der Akademie dort gearbeitet hatte, so wurde ich gewählt und im Namen aller Mitglieder gefragt, ob ich es annehmen wollte. Dies kam mir zur gelegenen Zeit; alle meine Freunde wünschten mir Glück zu einer Reise in das Land, wo der menschliche Geist in großen Werken der Kunst so schön geblüht. Doch kostete es einigen Kampf, die erfreulichen Verhältnisse in Berlin aufzugeben. Meinen Bruder konnte ich für jetzt nicht mitnehmen; ich mußte erst sehen, ob in Italien Alles gut ginge; dann sollte er nachkommen. Ich schickte ihn nach Dresden, dort in der Gallerie zu studiren. Dann ließ ich einige ärmere Maler zu mir kommen und gab ihnen, was ich nur irgend entbehren konnte. Mein schönes englisches Pferd, welches ich für meinen Bruder zu seinem Vergnügen und seiner Gesundheit wegen angeschafft hatte, schenkte ich einem Freunde und trat nun meine Rückreise an nach Cassel, wo ich den jungen Forster wiederfand, den ich in Berlin kennen lernte und der jetzt in Cassel angestellt war. Ich besuchte noch

einmal meinen Vater und meine Geschwister; sodann ward ich durch meinen Onkel dem Herrn Landgrafen vorgestellt, der mir selbst meine Reiseroute vorschrieb. Ich sollte gerade nach Rom gehen und dort studiren und erst auf der Rückreise die anderen Städte von Italien sehen. Auch ließ er mir durch seinen Minister Empfehlungsbriefe mitgeben und äußerte zugleich gegen meinen Onkel, daß ich demnächst dessen Nachfolger bei der Akademie werden sollte. Nun nahm ich noch Abschied von der Frau Landgräfin und alle meine Angelegenheiten waren somit geordnet. Ich wollte den Freuden der Welt entsagen und dort nur mit Menschen umgehen, von denen ich etwas lernen könnte. —

Meine Abreise von Cassel geschah 1779 den 15. October am jährlichen großen Bettage. Der Polizeiknecht wollte meinen Koffer nicht wegbringen lassen, weil an diesem Tage Niemand etwas über die Straße tragen durfte. —



V.

Erste Reise nach Italien.

1779 — 1781.

1. Süddeutschland und Oberitalien.

Alle die Meinigen und meine Freunde begleiteten mich vor die Stadt bis auf den Forst; auch waren mehre Jagdliebhaber mitgegangen, die zugleich dem Lerchenfang beiwohnen wollten. In dieser Gegend hatten wir oft Vergnügen der Jagd gehabt; mit dem Falken und Habicht Hasen und Feldhühner gebeizt. Pforr hat eine solche Jagd gemalt, wie wir einen Hasen verfolgten, der von Windhunden gejagt und gerade vor uns vom Falken gestoßen wurde. Er malte das ganze Bild; ich aber malte meinen schönen Engländer hinein, den ich in Berlin hatte. Bis dahin war ich im Geleite der Meinigen und so vieler Freunde zu Fuß gegangen; der Kutscher kam nachgefahren. Wir mußten uns zur Trennung entschließen. Indem stieg ein Gewitter auf; es fing an zu donnern. Meine Schwester legte das als Vorbedeutung eines Unglücks aus und ihr Schmerz ward noch stärker; mein Bruder aber deutete es zum Glücke. Der Abschied von den Meinigen war traurig. Besonders weinte meine jüngere Schwester bitterlich; sie konnte meine Hand nicht von sich lassen, es war, als hätte sie noch ein Geheimniß auf ihrem Herzen, das sie mir vertrauen wollte und doch aus Verschämtheit, so schien es, zurückhielt. Es war vermuthlich ihre Liebe zu Pforr, dem geschätzten Pferdemaler,

der auch nachher, als er sein sicheres Auskommen hatte, mein Schwager wurde. Die arme Schwester hat aber nicht lange das Glück gehabt, den vortrefflichen Mann zu besitzen. Er starb früh und hinterließ sie als Wittwe mit zwei Knaben. Ehre und Liebe erwiesen ihm Alle, die ihn kannten, auch nach seinem Tode. — Mein Reisegefährte war Herr Waagen aus Göttingen, der in Cassel die Architektur und Malerei studirt hatte, sich nun aber in Rom der Malerei ganz widmen wollte. — Je weiter wir fuhren, desto mehr kehrte ich zu mir selber zurück und desto höher stieg der Gedanke, das schöne Italien zu sehen, das Land, wo die Kraft und der herrliche Geist unter den Menschen wohnte, vor Allem die schöne Roma, die Stadt der Welt!

In Hildburghausen besuchte ich meine Tante, Valentin's Wittwe. Sie hatte zwei Söhne, von denen der ältere Ludwig Philipp, nachdem er sich neun Jahre in Italien aufgehalten hatte, als Architekt nach Petersburg ging, auch das Opernhaus in Moskau baute; der jüngere, Friedrich, der Hofmaler des Fürsten von Waldeck in Arolsen wurde. Früher hatte er Frankreich und Italien besucht. In Neapel malte er die Königin, und diese sandte ihn selbst nach Wien, um ihrer Frau Mutter, der Kaiserin, ihr Bildniß zu überbringen. — Hier waren noch verschiedene Gemälde von meines verstorbenen Onkels Hand, besonders Perspectiven im Gartenhause. — Je näher wir gegen Nürnberg kamen, desto lebhafter wurden wir durch die Trachten der dasigen Landleute, besonders durch die züchtigen Jungfrauen, welche Kopf, Hals und Busen so sittsam verhüllt trugen, noch mehr durch die Gestalten selbst an Albrecht Dürer und seine Werke erinnert. So glaubten wir in einem ländlichen Wirthshause, wo wir zu Mittag aßen, die lebenden Modelle zu einem seiner Heiligen-Bilder zu sehen; die Tochter als

Jungfrau Maria, ihren schönen Bruder als des Christus Lieblingsschüler, den sanften Johannes, und die Mutter als heilige Elisabeth. Wir blieben mit Vergnügen in diesem Hause, wo uns von den vortrefflichen gutmüthigen Menschen Alles mit zuvorkommender Liebe und Gefälligkeit gereicht ward. Als wir Abschied nahmen, wollten sie uns nicht weglassen: wir hielten einander die Hände fest umschlungen; aber die ungeduldigen Rosse und des Fuhrmanns Peitschengeknalle drängten zum Abschiede. Auch der Kutscher war munter wie seine Pferde, denn reichlich war ihm eingeschenkt worden und Hafer vollauf hatte der Jüngling für die Pferde in die Krippe gefüllt. Sogar in dem Wagen fanden wir zur Seite unserer Sitze Alles vollgepackt. Unsere Herzen und Augen flossen über von Dank; wir konnten kaum sitzen vor dem vielem Gepäcke von Brot und Semmeln und Aepfeln, welche die züchtige Jungfrau mit niedlichen Händen eingewickelt und die sinnige Mutter und der besonnene Jüngling zurecht gelegt hatte. Flüchtig ging es mit Gerassel durch das Dorf über die unebenen Wege und wir hatten Mühe, im Fahren Alles zu ordnen, um sitzen zu können. Schon fern vom Dorfe hinaus, hörten wir ein lautes Rufen hinter uns her, unser Fuhrmann mußte halten. Da sahen wir den Jüngling hinter uns herlaufen; er hielt ein Buch in die Höhe, und als er uns nahe kam, sagte er, er sei uns nachgegangen und habe das Buch aus dem Wagen fallen sehen; es war der H o m e r.

Wir kamen nun bald zu der berühmten alten deutschen Künstlerstadt. Ihre Mauern, von Felsstein aufgeführt, geben ihr ein ehrwürdiges Ansehen; allein man sieht bald, daß sie ihren vorigen Glanz und Ruhm verloren hat. Der Geist und die Emsigkeit der früheren Zeit, wo die vielen großen Künstler hier lebten, war gestorben; so sehr indeß ihre

künstlichen Werke heruntergesunken waren zu Spielen der Kinder: so ausgebreitet in ferne Länder bleiben ihre Erfindungen! Es ist fast kein Kind in der cultivirten Welt, das nicht mit einem nürnberger Spielwerk tändelte und sich darüber freute; wie viel fehlt einer Stadt, worin kein nürnberger Laden ist!

Hier in Nürnberg ist der große Albrecht Dürer geboren, ein vorzüglicher Mensch, wie die Natur nur selten einen zur Zierde der Menschheit aufstellt. Ich hoffte hier noch Vieles von seinen Kunstwerken zu finden. In einer Kirche wurde mir ein Bild gezeigt und für seine Arbeit ausgegeben; aber es schien mir seines Geistes, seiner Kenntniß und seiner Kunstgeschicklichkeit nicht würdig.

Bei einem Kunstliebhaber sah ich ein kleines Bild von Sandrart, „ein nackter Knabe"; auf den ersten Blick hätte ich es beinahe für einen Rubens gehalten. Es war mir lieb, auch von diesem Nürnberger etwas zu sehen. Dann besuchten wir Herrn Preißler, der durch die Einrichtung seiner Pressen und Kunstinstrumente alle Arten von Zeichnungen der verschiedenen Künstler in ihrer eigenthümlichen Behandlung sehr geschickt in Kupfer nachzubilden wußte. Dieser führte uns zu der Familie Praun, wo wir die berühmte Sammlung von Originalzeichnungen sahen. Besonders schienen mir die von Michel Angelo sehr natürlich; denn wer konnte so zeichnen wie er! Vermuthlich waren auch manche Arbeiten von seinen Schülern darunter; einige mit schwarzer Kreide so ausgeführt, daß man alle und jede Form der Muskeln deutlich und bestimmt sehen konnte. Kaum kann man in Miniatur diese Genauigkeit erreichen. — Auch die von Primaticcio waren vortrefflich. Der machte seine Zeichnungen zugleich zu einem Kunstwerke; denn sie sind ausgeführt und fertig wie Bilder, während andere Künst-

ler nur zeichnen, um Form und Gestalt zu lernen, oder ihre Ideen hinwerfen, um sie nachher als Skizzen zu Gemälden zu gebrauchen. Für den König von Frankreich soll er schöne Zeichnungen verfertigt haben, dessen Lieblingsmaler er wurde, als Leonardo da Vinci starb. Wie glücklich sind Könige, die solche Menschen um sich haben können! Wie glücklich machte es den Kaiser Maximilian, den A. Dürer im Kirchgäßchen zu besuchen! und wie glücklich sind die, welche Werke des Geistes von so ausgezeichneten Künstlern im Besitz haben können!

Da wir Alles besehen hatten, was diese Familie an Kunstschätzen besaß, wurde uns das Portrait des „Michael Wohlgemuth“ von A. Dürer gezeigt. Hier hatte der Schüler seinen Meister dargestellt mit einer Wahrheit, als hätte man wirklich den Wohlgemuth vor sich; das heißt Ebenbild! Ohne das Original gekannt zu haben, sah man treu, ohne irgend etwas Fremdes den Mann, von dem es abgenommen war. Hier waren keine malerischen Kunstgriffe, sondern die reine Natur, so wie ein Portrait sein soll, und das konnte nur Dürer, der so richtig, so scharf und rein die Maßen und Formen sah. Der schrieb das Gesicht mit seinen Formen und Farben dahin wie er es vor sich hatte; er kannte den Bau des Kopfes und dessen Muskeln, die Knochen, die Knorpeln, die angespannte Haut darüber, und die fleischigen Theile, die straffen und die, welche häutig hängen; um die Schläfe glaubte man den Puls unter der Haut schlagen zu sehen. Ein Mann von klarer Erkenntniß und von durchdringendem Geiste: das war Dürer. Was ihm fehlt in seinen Portraits, der malerische Effect, das Runde, wo sich der Umriß verschmolzen in den Grund verliert, das ist eben sein Verdienst! Dank, lieber Wohlgemuth, daß du deinen Schüler so treu lehrtest, und Dank

dir Schüler, daß du deinen Meister uns so treu maltest, als sähen wir nach dreihundert Jahren ihn noch vor uns!

Vom nürnberger Zeughause versprach ich mir viel, weil hier unzählige Künstler in Metall gearbeitet, Vieles erfunden und schon erfundene Sachen vervollkommnet haben. Bei dem Anschauen der Waffen fiel mir der Gedanke eines deutschen Dichters ein: „Eisen zieht den Muth des Jünglings an.“ Ein Schießprügel wurde mir gezeigt, wo ein eisernes Feuerrohr in Holz gefaßt war, das, nachdem es abgebrannt worden, als Keule zum Schlagen diente. Eine solche Keule hatte fünf Röhre. Dieses war vielleicht der Gebrauch, ehe man die Feuerröhre zu Flinten einrichtete und dann eine Lunte anbrachte, die mittelst eines Hakens zur Pulverpfanne geführt wurde; bis man die Schlösser erfand, welche durch Abziehen von selbst weiter schlugen. Um die Waffe noch gefährlicher zu machen, bediente man sich der Stechschlösser. Auch an den alten Feuergewehren kann man den Fleiß und Kunstsinn der Deutschen bewundern! Eben da ich dieses schreibe, habe ich aus den Zeiten Kaiser Rudolph's II. einen Schaft in Händen, der zum Erstaunen künstlich gearbeitet und mit Arabesken von Elfenbein eingelegt ist. Die Verschlingungen der Arabesken sind so künstlich und fein, daß man sie kaum so mit Griffel und Schreibfeder ziehen könnte, und die Figuren sind so gut gezeichnet, daß man sie für Arbeiten des A. Dürer halten sollte. Allerhand Thiere sind angebracht: Löwen, Hasen, Wölfe und Vögel; alle vortrefflich gezeichnet. An der Rückseite des Backenkolbens sitzt Leda mit dem Schwane, ähnlich der Abbildung an den bronzenen Thüren der Peterskirche, welche von der Rotunda dahin versetzt wurden. Jene Antike wird indessen durch dieses Werk an Zierlichkeit übertroffen, welches nur die anhaltende Geduld des deutschen Kunstfleißes zu Stande zu bringen vermochte,

der in dem Schaffen selbst seinen Lohn findet. Man erwäge nur, wie viel Mühe und Zeit es kostete, den Leimtopf so oft zu wärmen, als nöthig war, um jedes einzelne Stückchen zu befestigen. Ungeachtet diese Büchse so viel gebraucht worden war, daß da, wo der Daumen angreift, die Stelle abgeschliffen ist: so zeigt sich doch Alles noch gänzlich unversehrt. Das ist deutsche Tüchtigkeit im Arbeiten!

In Augsburg war mein größtes Verlangen, die Wohnung des Ridinger zu sehen, dem wir viel zu danken haben, weil er uns durch seine Zeichnungen die wilden Thiere so bekannt machte. Er hat uns in diesem Stücke einen großen Schritt weiter gebracht. Nicht allein lehrt er uns alle Waldbewohner und jagdbaren Thiere kennen, sondern er bringt uns auch ihre besonderen Eigenheiten und momentanen Bewegungen vor Augen. Dazu gehört ein scharfer Beobachter, der die blitzschnellen Bewegungen sieht und festhält und dann mit seiner geschickten und fertigen Hand aus seiner Phantasie wieder herzugeben im Stande ist. Er belauschte die Thiere in allen ihren Bewegungen und Stellungen, im Stehen und Staunen, im Lauschen, im Horchen, im Schrecken, in der Furcht, Angst, im Gehen und Laufen, im Zorn, in der Herzhaftigkeit und in der Wuth. Von dieser Seite muß man sein Verdienst würdigen. Zu bedauern ist, daß ihm das Studium der Anatomie fehlte; wer treue anatomische Zeichnungen, so wie Camper sie verlangt, von ihm begehrt, der klopft nicht vor die rechte Thür; er giebt uns etwas Geistigeres und Besseres; denn die Menschen, die alles in solcher Eile fassen, behalten und wiedergeben können, sind äußerst selten. — Ich freute mich, in das Arbeitszimmer zu kommen, wo dieser schaffende Geist so viel Schönes hervorgebracht hat, und es wurden mir noch verschiedene Handzeichnungen von ihm vorgelegt, die

den Geist hatten, der ihn beseelte. Alles ist Leben und Bewegung; leicht, ohne Mühe ist es hingeworfen. Er war auch unerschöpflich an mannigfaltig schönen Hintergründen, in welchen man nie eine Wiederholung bemerkt und die immer anzeigen, wo sich die Thiere aufhalten und wovon sie sich nähren. Noch ein Grund, warum ich gern in dieses Haus ging, war, daß mein Onkel ein Jugendfreund und ein Bettgenoß von ihm gewesen war. — Als der Herr Banquier Gool aus Amsterdam nach Augsburg kam, kaufte er dem Ridinger alle seine Handzeichnungen ab, die ich auch bei ihm in Holland gesehen, wie ich vorher erwähnt habe.

Um die münchener Gallerie kennen zu lernen, reisten wir gerade nach Schleisheim, wo sie aufgestellt war. Der Weg dahin hatte viel Schönes, besonders in der Gegend, wo die vielen Hirsche gehegt wurden. Es ergötzten mich diese leichten Geschöpfe, so in Rudeln umhergehend; die stolzen Hirsche, mit den großen Geweihen, den Zug führend. Mir war, als hätte ich die Gegend schon im Traume gesehen. Wir kamen des Abends spät im Dunkeln an und sprachen noch mit dem Inspector, dem ich sagte, wie ich vor Begierde brenne, die Gemälde zu sehen und den ich um die Güte bat, uns so früh als möglich die Gallerie zu öffnen. Er blieb den Abend bei uns und unterhielt uns von den Schätzen derselben. Mein Eifer wurde dadurch verstärkt; ich brachte die Nacht schlaflos zu und konnte den Morgen kaum erwarten. Sobald es tagte, machte ich mich fertig, das nun zu sehen, was ich seit so vielen Jahren gewünscht hatte. Der Gallerieinspector kam, mich hinzuführen. Das erste Bild, als er die Thür aufmachte, waren „hungrige Wölfe, die ein schönes Pferd überfallen haben und es nun verzehren“. Es ist mit einer so außerordentlichen Wahrheit von de Vos gemalt, als sähe man die Thiere natürlich vor sich. Die

Wölfe hatten die widrige graue Farbe von altem verschimmelten Holze, das im Walde liegt; dagegen glänzte das schöne braune Pferd. Wer kein Bild von diesem geschickten Thiermaler gesehen hat, kann sich kaum vorstellen, daß es möglich ist, die Natur so treu nachzuahmen. — Ich sah einmal von ihm zwei Reiher, die ein Fuchs im Schilf beschleicht. Die waren so, daß sie mir auffallender in die Augen leuchteten, als die Natur selbst. — Von der großen Anzahl Gemälde in dieser Gallerie will ich nur ein paar nennen. Einige schöne Portraits von van Dyck waren in einer Reihe einen Saal entlang aufgehangen, das zweite immer besser als das erstere; ich glaubte oft, nun könne kein schöneres mehr kommen; aber das letzte überstieg alle und zeigte mir das Höchste, wohin die Vollkommenheit reichen kann. Nun aber kam ein Portrait von Rubens, das an lebendigem Geiste die anderen vernichtete. Hier sah man den Unterschied! Beide, van Dyck und Rubens, groß, und doch Einer über den Anderen! Rubens' feuriger, glühender Geist war aber wie die leuchtende Sonne, die Alles erhellt und belebt. Mit warmem Blute schien der gemalte Mensch dazustehen. — Die zwei Bilder: „Herkules bei der Omphale" und der „rasende Herkules", welche man für Arbeiten des Dominichino ausgiebt, sind von Vaccaro, einem neapolitanischen Meister, der ein Schüler des Dominichino war. Hier sah ich auch einige Bilder von Teniers, die ich für Arbeiten des P. Veronese gehalten hätte; aber er hat zwischen die historischen Figuren, die man zuversichtlich für Veronese's Arbeit halten möchte, in seiner Manier einen holländischen Bauer hingestellt, um zu überzeugen, daß das Gemälde von ihm sei: es ist, als hätte er seinen Namen dahin geschrieben. Späterhin sah ich mehre Bilder der Art, ungefähr eine Hand groß, in der

neapolitanischen Gallerie, die man für fremde Arbeit hielt: „die zwölf Apostel und Christus“, angeblich von Rubens oder van Dyck. Man kann hieraus schließen, daß die holländischen Maler, die sich lange in Italien aufhielten, da es ihnen eben so leicht war, die Natur treu in Form und Farbe nachzuahmen, als die Manieren anderer Künstler und ihre Werke in Gestalt und Farbe aufzufassen, manches Bild gefertigt haben, das man für ein italienisches Bild ausgegeben hat. Auch sah ich ein Paar Apostel von A. Dürer, Figuren in Lebensgröße, in einer breiten und großen Manier in Oel gemalt. Hierin erkannte man den großen Meister mehr, als in seinen kleinen, in Kupfer gestochenen Sachen. Es ist zu beklagen, daß dieser Mann, der so seltene Gaben und so große Kunst besaß, sie nicht anwenden konnte; indem er meist nur kleine Sachen malte und Kupferstiche fertigen mußte, weil sie ihm mehr eintrugen, als wenn er große Werke unternommen hätte, die Zeit und Kosten erforderten. In großen Bildern hätte er seine Kenntnisse anbringen können, die er, ohne die Beihülfe der Antiken, aus der Natur entnommen hatte. Jede Arbeit dieses Mannes zeugt von seinem starken Geiste. Er stellte das Kleine wie das Große mit einer Wahrheit und Geschicklichkeit dar, die zu bewundern ist. Ein äußerst anmuthiges Bildchen von Dürer bewunderte ich später zu Neapel bei den Gebrüdern Teres. Es war ihnen von ihrem Schwager, dem Abbate Mazzola in Wien, der die bekannte Schmetterlingssammlung hatte, zum Geschenk gemacht: „Ein schönes junges Mädchen wand einen Vergißmeinnicht-Kranz vor einem offenen Fenster, in welchem eine weiße Katze mit einem aufgerollten langen Papierstreifen spielte, der um den mittelsten Fensterpfosten geschlängelt war.“ Auf dem Bilde stand die Inschrift: „Ich binde mit Vergißmeinnicht.“ Der „grünen Papageien-

feder" in Wasserfarben, von Dürer, habe ich schon erwähnt. Ich sah sie in der Sammlung des Herrn Gool in Amsterdam. Sie war zum Erstaunen natürlich; man glaubte, es läge da eine wirkliche Feder mit allen den schönen grünen und spiegelnden Farben zum Wegblasen auf dem Papiere. Diese Feder ist sehr bekannt; man weiß, daß der Kaiser Maximilian sie aus Dürer's Hand bekam und wie sie seit der Zeit von Hand in Hand ging. Ja, dieser Meister zierte gleich Gott auch das geringste Kleine mit Kunst und Schmuck! —

Von München ging's nun weiter nach Tirol, dem Lande der Gebirge, Felsen und Thäler. In dem Thale von Innsbruck senken sich gegen den Fluß die Gebirge hinter einander hernieder und stehen, durch Wolken abgesondert, die dazwischen schweben, wie Coulissen auf dem Theater, wo durch Lichter eine täuschende Entfernung hervorgebracht wird. Ein Mann beredete uns, den Fußsteig über die Berge zu gehen, der uns viel schöne Aussicht gewähre und kürzer sei, so daß wir mit dem Wagen, wenn der unten um den Berg führe, zugleich im Posthause ankommen könnten. Das thaten wir und wurden für unser mühsames Steigen reichlich belohnt. Wir hatten von der Höhe eine weite Aussicht auf die Thäler, als hätten wir eine Landkarte vor uns. Wagen und Häuser schienen so klein wie Kinderspielwerke. Die Wege durch dieses unebene gebirgige Land sind sehr gut, so auch die Posten und Wirthshäuser. Wir kamen um die Mittagszeit in ein Gasthaus, wo wir essen wollten. Die Wirthin, eine hübsche junge Frau, redete uns italienisch an und fragte, ob unsere Reise nach Italien ginge? Als wir das bejaheten und zugleich äußerten, daß uns das Italienischsprechen noch nicht geläufig sei, sagte sie: „Das werden Sie bald lernen, so wie ich. Als ich hinreiste, wußte ich kein

Wort und auf der Reise habe ich's gelernt." Nun erzählte sie uns von der schönen Stadt und den prächtigen Kirchen; sie sei nach Rom gereist, um die Santa Porta von San Pietro zu sehen und die wundervolle Madonna von Loretto. So artig und angenehm ihre Unterhaltung war, so zierlich und niedlich waren ihre Bewegungen, während sie uns mit Behendigkeit den Tisch bereitete. Unter anderen Gerichten setzte sie uns eine Schüssel mit Schnecken in ihren Häusern auf, und als wir sagten, daß wir die nicht zu essen verständen, zeigte sie uns, wie man leicht mit einer Nadel sie herausnehmen und sich das den Austern ähnliche Geschöpf wohl schmecken lasse. — Die Forellen in Tirol schienen mir kürzer, dicker und schwärzer zu sein, als die unsrigen. In Waldströmen, die am Gebirge hangen, können sie nicht so lang sein, als in flachen Gegenden; aber was müssen diese Thiere für eine Stärke und Behendigkeit haben, um sich gegen die Gewalt der stürzenden Wasser zu halten! Oft springen sie darin hinauf und herunter!

Als wir gegen den Brenner hinfuhren, war Vieles von der Gegend in Schneegestöber eingehüllt; über des Berges Spitze kreiseten zwei Adler. Den anderen Tag regnete es und ich sah, wie sich einige Leute Regenschirme von einem Bund Stroh gemacht hatten; es war oben zusammengebunden und hing vom Kopfe wie ein Strohdach, so daß es vor Nässe schützte, indem das Wasser am glatten Stroh heruntergleitt. Ein kleiner Knabe besonders sah niedlich aus, weil man nichts vor dem Bunde Stroh erblickte, als sein schönes rundes Gesichtchen und die Beine. Ueberhaupt habe ich nie schönere Kinder gefunden, als in Tirol; im Vorbeifahren sah ich einige an den Abhängen der Berge spielen; es waren glühende schönfarbige Apfelgesichter. —

Bei Bozen geht eine Straße abwärts von der Haupt-

straße nach Italien über die Platen nach Venedig. Gewöhnlich nimmt man den Weg über Verona; weil aber jener etwas näher ist, wählte ich den, obgleich er mir abgerathen wurde; denn ich konnte nicht geschwind genug die sonderbare Stadt sehen, welche im Wasser liegt und nur wenige Straßen zum Gehen hat. Grausend ist der Weg über die hohen Berge, auf ganz platten schlichten Steinen, am Rande der Abgründe, wo man immer in Gefahr schwebt, in die unabsehbaren Tiefen zu stürzen; kaum getrauten wir uns hinunterzublicken. Indem hörten wir das Gejauchze der Winzer in den Weingärten, die eben mit der Weinlese beschäftigt waren. — Einmal hielten wir bei einer Schmiede still, die in einem Felsen gebauet war, von dem ein kleiner Wasserfall herunterstürzte, welcher den Blasebalg trieb. Hier wurde der große Maler Giorgio Barbarelli (Giorgione) geboren, von dem Tizian sagte: „Nun der todt ist, bin ich der erste Maler." — Das überhangende Gebüsch und das dazwischen wuchernde graue Geniste machte ein wildes Gemälde; auch schienen die Menschen hier wild und unfreundlich. Dann kamen wir an einen engen Paß zwischen zwei hohen Felsen, in deren einen das Wachthaus eingehauen war; die Soldaten wurden an Stricken hinauf- und heruntergelassen. Von da ging's in die Ebenen von Italien, die wir schon von den Bergen herab in einer unermeßlich weiten Ferne ausgebreitet gesehen hatten. Weingärten an Weingärten verloren sich vor dem Auge in das Unendliche. Ganz Italien scheint ein Garten und es kommt Einem um so heiterer und offener vor, nachdem man sich so mühsam zwischen engen Bergen durchgewunden hat.

Zunächst ging nun unser Weg nach Bassano, wo der berühmte Maler Leandro de Ponte (Bassano) gewohnt hatte, der mit seinen Arbeiten Italien fast überschwemmte.

Er war der ausgezeichnetste dieses Namens, aber Mehre seiner Familie waren auch Maler und lieferten so viele Bilder, daß man nicht allein in allen Städten und Flecken Italiens, sondern fast in ganz Europa Bilder von Bassani's findet, von denen zuweilen ganze Ladungen nach Venedig zum Verkauf gegangen sein sollen. —

Jetzt kamen wir nach Venedig. Ueberall Spuren der ehemaligen Größe, des Luxus und der weitläufigen Gewerbe dieser denkwürdigen Stadt, aber der Geist und die Thätigkeit waren vergangen; prächtige Paläste und Gebäude, doch Alles ohne Leben! Das Erste, was wir uns zeigen ließen, waren die schönen Gemälde von Tizian, Paul Veronese, Tintoretto, Bassano, Palma. Besonders überraschten mich die Portraits auf dem Bilde von Paul Veronese: „die Hochzeit zu Kana" und das Bild „Alexander und die Gemahlin des Darius". Der Busen der jungen Königin schien wirklich mit warmem Blute durchflossen! — In einer Kirche sah ich ein Bild von Bassano: „die Arche Noäh", wie alle Thiere paarweise hineingehen; so natürlich gemalt, daß ich im ersten Augenblicke nicht wußte, womit es gemacht wäre; gewöhnliche Farbe schien es mir nicht; die Thiere waren wie mit haarigen Fellen überzogen. —

Es gehört mehr dazu, als mit einem Fuße auf der Eintrittsschwelle Italiens zu stehen, um das Verdienst der Bilder von Tizian gehörig zu würdigen; das vermag kaum der, der viele Jahre in Italien die besten Kunstwerke studirt hat. Wer die Schönheit in Tizian's Werken erkennen will, muß nicht allein mit der Kunst, sondern auch mit dem Schönen in der Natur bekannt sein; nicht bloß was sich äußerlich an Farbe dem Auge zeigt, sondern auch die geheimen zarten Empfindungen des Gemüths beobachtet haben, die sich nur eben in momentanen Uebergängen auf dem Ge-

sichte, am Munde und im Blicke des Auges zeigen. Den Seufzer des Mundes, den Reiz, der auf den Lippen sitzt, den Glanz des Himmels im aufschauenden Auge, das Unkörperliche, Geistige hat er gefaßt und gehalten, wie man es nicht häufig in Werken anderer Maler findet. Wenn den geübten Meister, der mit dem höchsten Aufgebote seiner Kraft die letzte Hand an sein Werk legt, um diesem den völligen Seelenausdruck zu geben, nun eine Begeisterung befällt, daß er, sich seiner selbst nicht mehr bewußt, die irdischen Augen fast schließt und den Pinsel in seiner Hand Gottes Geist führet und leitet: dann haucht er seiner Schöpfung den zauberischen Reiz und das Magische ein, dann steht ein göttlich-geistiges Werk da! — So ward Tizian's „Danae", im Momente der Empfängniß, mit dem wollüstigen Auge, welches mit Schmelz in die Höhe blickt; mit dem athmenden Munde; mit dem Golde, was ihr als ätherische Fruchttropfen in den Schooß regnet.

Der alten Stadt Padua, die von Antenor angelegt sein soll, sieht man es an, daß ihr die Wasserstadt Venedig den Rang abgelaufen hat. Viel leichter lebt es sich in den Seestädten, zumal in Venedig, wo die mit geringeren Kosten angeschaffte Gondel keinen Luxus mit Pferden und Wagen zuläßt. Die Ruinen Padua's sind von einer Stärke, als habe der alte Antenor seine Statthalterschaft von Troja auf ewig hierher verlegen wollen. Gewiß ist der alte Thurm auf der Ecke nach dem Modell am skäischen Thore genommen, worauf er saß und seine Pflicht verläugnete, als er die Helena erblickte. So sagte wenigstens unser Antiquar, um uns zu beweisen, daß Antenor diese Stadt erbauet hätte, als er Troja verließ. Ich glaube, Antenor würde wieder fortgefahren sein, wenn er das Geschrei der Lastträger gehört hätte, welche sich darum zankten, unsere Koffer zu

tragen. Jeder wollte sie fortschaffen, sich gegen uns mit schmeichelnden Worten insinuirend, aber die Anderen überschreiend, daß sie zurückblieben. Endlich sagte ich zu Einem: „Trage Du.“ Gleich schrie er: „Es ist des Herrn Wille, er hat befohlen, daß ich trage!“ und die Anderen schwiegen. Er packte die Sachen zusammen und thürmte eine Last auf einander, die kaum zwei starke Männer hätten tragen können, und lief damit weg. Ich erstaunte hier mehr, als bei dem berühmten Lastträger zu Amsterdam, welcher auf der linken Schulter einen großen Sack voll Korn unten aus dem Schiffe die Treppe hinauf in einem Athem bis auf den Boden trug. Die Deutschen gehen mit der schweren Last festen Ganges langsam fort; die Italiener geben sich einen elastischen Schwung und traben damit weg. Wir eilten ihm nach durch die alten Straßen, in denen die Arbeiter vor ihren Thüren saßen und ihr Geschäft trieben. In den Kirchen von Padua fand ich viele alte Bilder aus der Zeit kurz vor Raphael und eine reiche Verschwendung an Basreliefs von Marmor. —

Ferrara kam mir still und menschenleer vor. Bologna war reich an Gemälden, ich sah da Meisterwerke von Pellegrino Tibaldi, den drei Caracci, Dominichino, Guido Reni, Guercino, Lanfranco, Albano, Cerano Crespi u. A. —

Dann gingen wir über die Apenninen. Die Gebirge sahen zum Theil wild aus, bis gegen das schöne, mit Landhäusern übersäete, vom Arno durchflossene Thal, in welchem Florenz liegt. — An der schönen Stadt Florenz erkennt man leicht, daß hier der Zusammenfluß von den denkenden Köpfen Toscanas war. Die prachtvollen Paläste, die schönen Kuppeln, die stolz in die Luft sich wölben, zeigen den kühnen Geist ihrer Baumeister und den grandiosen Sinn

der Reichen und Mächtigen, welche dieselben erbauen ließen. Der Palast Pitti erscheint wie ein zusammengetragenes Felsengebirge, welches man künstlich zur Wohnung ordnete. Das unterste Stockwerk besteht aus auf einander gelegten, schweren, langen Felsenklötzen, das zweite aus gewürfelten Felssteinen; das dritte stehet leicht, als schwebte es über diesen schweren Massen. Stellt man sich so, daß man das Gebäude der Länge nach vor Augen hat, so glaubt man an einer Felsenwand hinzusehen. Hinter dem Palast zieht sich eine große Villa längs einer Anhöhe hinauf mit Springbrunnen, Statuen in mannigfaltigen Gruppen und Bosquets von Lorbeeren, Cypressen und Pinien. Die Cypressen sind eine wahre Zierde Italiens, besonders wenn sie auf den Hügeln mit Pinien zusammenstehen. Beide gelangen hier zu einer Höhe, wie unsere größten Eichbäume. Die räumlichen Zimmer inwendig waren geziert mit Gemälden der größten Künstler, Raphael, Tizian, Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto, Parmegianino; auch war hier die berühmte „Madonna con collo longo“. Dieser Palast erinnerte mich an meine Träume in den Knabenjahren: eine feste Burg wollte ich mir bauen, bequem zur Wohnung und schön zur Lust; Gärten sollten sie umgeben und ihre Pforten hinausgehen in den Wald. — In Florenz sieht man an den Straßen, Brücken, Palästen und Kirchen überall Verstand und Fleiß und ein hohes Streben nach dem Nützlichen und Schönen. So durch tauscherworbenen Reichthum die Stadt mit Kunst zu zieren, das macht der Menschheit Ehre! —

Ich besuchte das Haus des Michel Angelo und sah noch Portraits von ihm in Marmor und in Farben; auch noch einige Handzeichnungen, dann das Denkmal: „die Künste über seinen Verlust weinend.“ Es ist so gestellt, daß man von da zur Kirchthür hinaussieht und gerade die Kuppel im

Auge hat, die er so sehr pries. Jedesmal, wenn er vorüberging, soll er sie gegrüßt und den Meister gelobt haben. Auf der Gallerie sah ich das Portrait des Leonardo da Vinci. Man erkennt gleich die Gaben der Natur und das Hohe, womit dieser seltene Mann ausgezeichnet war. Dort sah ich auch „die Venus“ von Tizian und den „Kindermord“ von Daniele da Volterra. — Beim Umhergehen in der Stadt fiel mir die Menge von Dolchen auf, welche unter altem Eisengeräthe bei den Trödlern lagen; sie erinnerten an die ehemalige unruhige Zeit, wo Jeder gewaffnet sich selbst schützte.

Als ich das schöne Florenz verlassen hatte, war nun keine Stadt mehr, welche meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte, wenngleich Siena manches Sehenswürdige darbot; denn meine Gedanken waren allein auf die einzige Stadt der Welt gerichtet. Wie ein Wanderer, der eilend den Berg erklimmt, auf dessen Rückseite er die strahlende Sonne sehen wird, von der sich ihm jetzt nur der rothe Schein zeigt: so begierig war ich, Rom zu sehen, wo das Licht des Geistes wohnen sollte; diese Stadt, welche ich bis jetzt nur aus Erzählungen kennen gelernt, oder in Abrissen gesehen hatte, die mich schon in Erstaunen setzten. Auf meiner Reise über die wilden Apenninen, mit ihren finsteren Thälern und den schwarzen, dunklen Firnen, die gleich hohen Wasserwogen auf wüstem Meere hinter einander ansteigen, und mit ihren Bäumen, die, vom Sturme zerrauft, ihre entblätterten Zweige ausstrecken, konnte ich mir recht mit Muße das in meiner Phantasie versinnlichen, was ich vorher schon von dieser heiligen Stadt erfahren hatte. Ich dachte mir das große Rom, die Kraft, den strengen Geist der alten Römer, womit sie die Welt beherrschten, und die feine Biegsamkeit, womit die jetzigen Römer die Welt regie-

ren; ich stellte mir hier zugleich die Stadt vor, wo so viele Menschen wohnten, die fern vom Geräusche der Welt dem Erwerbe und Reichthum entsagend, nur einzig dem Geiste lebten und einsam forschend allein dem nachhingen, was verborgen in dem Menschen liege und sie nach dem Willen Gottes zur Glückseligkeit führe. In den Klöstern, dachte ich, muß die Weisheit wohnen, und da, unter den stillen Weisen, sollst Du sie selbst suchen, und da wirst Du sie finden! —

---

2. Rom.

(1779—1781.)

Je näher man gegen Rom kommt, je mehr bedeutende Ruinen gewahrt man; eine bezeichnete uns der Vetturino als das Grabmal des Nero. Den Ponte molle erkannte ich selbst augenblicklich, weil ich ihn so oft von verschiedenen Malern gesehen hatte, von Both, Berghem, Asselyn rc.; und immer bekannter wurde mir, je weiter wir kamen, diese Gegend. Die Begierde, Rom selbst zu sehen, stieg nun immer höher. Ueber die Brücke der Tiber zu fahren, versetzte mich in Begeisterung! Ich glaubte da die Kämpfe der alten Römer zu sehen, das Lager des Porsenna, den Horatius Cocles, der allein die Brücke vertheidigte, und als sie abgebrochen war, mit Schild und Schwert sich in die Wellen stürzte; die kühne Jungfrau, die, aus der Gefangenschaft sich zu retten, durch die Tiber schwamm; Hannibal's Einzug und den Triumph seiner Krieger. Alle diese Heldenthaten stiegen in meiner Seele auf wie in einem Traume, wo man Vergangenes und Gegenwärtiges zu gleicher Zeit sieht und hört. Durch die stolze Porta von Marmor, mit Statuen ausgeziert, fuhr ich ein, tief in mich selbst versunken. Aber wie erwachte ich, als ich in die leere Stadt blickte und Niemand sah, wie ein paar Sackträger und Lohnlakeien, die mit Geschrei auf mich eindrangen, meine Sachen zu

tragen verlangten und mir als Servitori ihre Dieuste anboten. Unter diesen befand sich ein Mensch, der sich unablässig vor meinen Augen hin und her bewegte und sich mir immer so von hinten zudrehte, daß ich seinen dicken Haarzopf sehen sollte. O, dachte ich, kaum endlich angelangt in Rom, und der erste Anblick dieser vermaledeite Haarzopf! — Wir wurden nach der Dogana gebracht, wo ich für ein kleines Bildchen, das ich im Koffer hatte, einen Ducaten bezahlen mußte. Alle meine Gegenvorstellungen, daß ich nach Rom gekommen sei, um die Malerei zu studiren, halfen nichts; man erwiederte, der heilige Vater habe es so befohlen, und ich mußte meinen Ducaten bezahlen.

Mein erster Gang war zur Wohnung meines Vetters Fritz, um zu erfahren, wann er von Neapel zurückkäme, wo er die Portraits der Königin, der Prinzessinnen und anderer Personen vom Hofe malte, sich Ehre und Geschenke erwarb, mit welchen er einige Monate später nach Rom zurückkehrte. Ich fand bei seinen Hausleuten einen Brief, worin er schrieb, ich möchte sein Logis so lange beziehen, bis er wiederkäme. Das war mir erwünscht, und ich zog gleich ein. Ich fand bei den Hausleuten ein Portrait meines Vetters, das sie zu sich hinaufgenommen hatten und vor dem eben so eine Lampe brannte, wie vor den Bildern der heiligen Maria. Mit Freuden stürmten sie auf mich zu, und schätzten sich glücklich, einen Verwandten von dem Engel il Signor Federigo zu sehen! Er war auch wirklich ein liebenswürdiger Mensch von Natur, dabei unterrichtet und gewandt in Allem, was einem feinen Welt- und Hofmanne wohl geziemt. Sein freundliches, geselliges Wesen, sein gutes Herz, die offene Stirn, das Liebliche, Humane, immer Gelassene in seinem Benehmen erwarben meinem Vetter Fritz überall Hochachtung und Liebe; das hörte ich von Jugend

auf und so habe ich es selbst gefunden. — Ich war sehr begierig, seine Zeichnungen und Studien zu sehen. In der Arbeitsstube stand ein angefangenes Bild vom fröhlichen Anakreon, wie er mit Rosen und Lilien umkränzt war. Zwischen den Zeichnungen, welche ich durchsah, fand ich zu meiner großen Verwunderung Figuren von Tänzern, schwarz und roth colorirt. Das contrastirte sehr mit meinen Erwartungen von den Künstlern in Rom, so wie mit meinem eignen Vorsatze, hier allen Zerstreuungen und Vergnügungen der Welt zu entsagen und außer meinen Studien nur bei den stillen Weisen in den Klöstern zu leben. Auch suchte ich diese bald nachher auf; als ich sie aber einmal fragte, was denn eigentlich ihr Hauptstreben sei, antworteten sie: „Ubbidienza!“ „Dem Gehorsam,“ sagte ich, „gehet doch wohl das Forschen nach Weisheit voraus?“ „Dio ce ne liberi!“ (da sei Gott für!) war ihre Antwort. Auf solche Art war auch meine Erwartung von den stillen Weisen gar bald getäuscht. —

So sehr mich verlangte nach den herrlichen Kunstschätzen in Rom, so wünschte ich doch auch die einheimischen Künstler sowohl, als die fremden kennen zu lernen. Ich verband also Beides, besuchte Künstler, besonders meine Landsleute, und besah Gallerieen, auch Kirchen, worin Gemälde und Statuen waren. Es bedurfte nicht vieler Zeit, um die meisten jüngeren Künstler fast alle zugleich kennen zu lernen, weil sie sich in einer Akademie, oder im Kaffeehause, oder wo sonst etwas zu sehen war, versammelten. Auch wird man in der Fremde mit seinen Landsleuten gar leicht bekannt und betrachtet sie als seine Verwandten; und dies gilt vorzüglich von den Deutschen. — Es ist übrigens sehr unterhaltend in einer großen Kunststadt wie Rom, wo aus allen Ländern Europas Künstler zusammen kommen, so viele verschiedene

Menschen zu sehen, die alle nach einem Zwecke streben und doch alle, mehr oder weniger, auf so verschiedenen Wegen! Zumal Künstler, alle so zu sagen in ihrer Art Genies. Das Auffallendste aber ist die Art, wie sie sich unter einander über Kunstgegenstände ausdrücken. Jeder hat eine eigenthümliche Vorstellungsgabe; und um Anderen seine Ideen deutlich darzustellen, gebraucht er nicht selten Wörter und Redensarten, die er sich selbst schafft. Auch seine Wortstellung ist oft ganz anders, als bei solchen Leuten, die ihre Sprache nach Regeln und aus Büchern gelernt haben. Anfangs hält man alle die Kunstgenossen, besonders seiner Landsmannschaft, für einen Leib und eine Seele; ist man aber länger mit ihnen bekannt, so lernt man auch die Unterschiede und den Parteigeist kennen. Getheilter Meinung sind zwar alle Künstler; doch ist der Haß unter ihnen und die Verfolgung in Rom nicht so groß, als in kleineren Orten, oder da, wo keine Kunstkenntniß ist. Wie leicht wird da der Werth eines verdienstvollen Künstlers verringert! Wenn dagegen in Rom, wo sie fast alle arme Sünder sind, sich Einer nur über das Mittelmäßige erhebt, so steigt gleich sein Ruf; auch das wenige Gute an ihm wird erkannt und kleine Geister können ihm um so minder schaden.

So ernstlich mein Streben war, in der Kunst etwas zu lernen, so anziehend waren doch auch für mich die merkwürdigen Punkte der Stadt und der umliegenden Gegend. Selbst die Stadtmauer hatte etwas Ehrwürdiges. Es waren noch einige Bögen von den alten, verfallenen Kammern vorhanden, worin die Soldaten zugebracht hatten. In den tiefen Nischen wuchsen Gesträuche, die ein wunderliches Ansehen machten. Einiges Wurzelwerk war darin verdorrt; das hing wüst hernieder und bot einen traurigen Anblick, wie der alten Steine grau gewordener Bart. Ich ging oft in

meiner Einsamkeit hier im schauerlichen Dunkel und sah, wie die alten Bärte belebt wurden durch die lieblichen Feuerwürmchen, die darin glänzten. Aus dem Gesäme des Verdorrten keimte frisches Grün; und so sah man hier den ewigen Kreislauf von Entstehen, Vernichten und Wiederaufbauen! — Gleich vor der Porta del Popolo hart an der Mauer war der Eingang in die Villa Borghese, wo zwei große Vasen mit Aloen standen; für Ausländer ein imposanter Anblick, diese Pflanze mit ihren hohen Blüthenstengeln! Einige Schritte hinauf kam man durch ein Gebäude; aus diesem durch einen Hain in die große Villa, die so viele schöne Partieen hat, Thal, Hügel, Piniengruppen, ein Lorbeerwäldchen und ein stilles Wasser von großen Platanen umschattet. In dieser Villa gingen viele Hirsche umher; bald sah man sie in einzelnen Truppen stehen, bald beisammen, bald grasend, dann laufend; sie brachten Leben in diesen schönen Park und angenehme Abwechselung. Diese Villa, welche mir so nahe lag, wurde mein Lieblingsspaziergang*). Ueberhaupt sind die Villen in und außer Rom reizende Oerter, die den abwärts schweifenden Geist, der sich in dem wirren Gedränge der geschäftigen Welt verirrt, wieder zu sich selbst zurückführen können. Hier söhnt man sich leicht mit sich und der Welt aus und kommt von dem begehrenden Streben wieder zur Genügsamkeit und zum wahren Genusse des Glücks in der Fülle der schönen Natur zurück. Oft lag ich hier am Hügel, krank vor Sehnsucht nach dem Vater-

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Nach Tischbein's eigenhändiger Bemerkung dichtete er in dieser Villa auf seinen Spaziergängen eine Idylle, wozu er später mehre landschaftliche Zeichnungen entwarf. Dieselbe befindet sich noch jetzt als Manuscript unter seinen nachgelassenen Papieren. Er wollte damit den verschiedenen Eindruck der Natur auf die verschiedenen Gemüther schildern.

lande, wenn ich den Hirschen zusah, wie sie im Freien nach Belieben bald in der warmen Sonne, dann im Schatten unter Bäumen standen und ihre Jungen um sich hatten. —

Die kirchlichen Feste zogen mich oft nach S. Pietro und der sixtinischen Capelle*), in welcher Michel Angelo die Erschaffung der Welt, die Sibyllen, Propheten und das jüngste Gericht gemalt hat. Diese großartigen Darstellungen veranlaßten mich zu ernsterem Denken. — Oft besuchte ich auch den Vatican. Ein Inbegriff von menschlicher Geistesgröße ist hier in sinnigen Kunstwerken zusammengetragen. Da sieht man die Welt mit dem, was die Menschen seit alten Zeiten Hohes und Achtungswerthes aufgestellt haben; was die Aegypter bauten, die Babylonier errichteten, was die Griechen Schönes aufführten, ihre Tempel, den Göttern geweihet: dies Alles sieht man gemalt auf lazurblauem Grunde und goldene Buchstaben sagen: „Hier ist Thebä mit hundert Thoren, hier Delphi des schönsten Gottes Tempel ꝛc.“ Die oberste Loge des Vaticans ist wie mit Landkarten bemalt; die Städte und Landschaften von guten Künstlern, man sagt von P. Brill und seines Gleichen. Die mittlere Loge enthält Bilder von Raphael's Erfindung; — von der Erschaffung der Welt, die ganze Geschichte der Bibel bis auf die Geburt Christi und sein letztes Abendmahl mit seinen Jüngern. — Die unterste Loge bildet anmuthige Lauben. Hier ging ich oft in meiner Einsamkeit, diese Werke zu betrachten. Der Vatican ist eine lehrreiche Schule für den Geist; vielleicht die größte in der Welt. Wo man nur hinsieht, wird man zum Denken und Nachsinnen auf-

*) Anmerk. d. Herausg.: Eine meisterhafte Schilderung der Gemälde in der sixtinischen Capelle lieferte Tischbein in einem Briefe an Merck (s. Briefe an Joh. Heinr. Merck, herausgegeben von Wagner 1835. S. 260).

gereizt. Hier sind die Werke des Michel Angelo, hier das Museum der Antiken, der Statuen, Basreliefs und Inschriften, die Bibliothek, die Peterskirche! In diesen Räumen umherzuwandeln, muß jeden Menschen von einigen Anlagen schöner und höher bilden, als er vorher war. Würde man alle diese Gegenstände durch die Schrift dargestellt haben, so könnten sie unmöglich das Gemüth so ansprechen, wie bei der lebendigen Anschauung. Und es würde auch nicht möglich sein, daß Jeder läse, was ihm zu wissen nöthig wäre. Der höhere Stand thut es nicht wegen anderer Zerstreuungen; der niedere ist zu sehr mit dem Erwerbe beschäftigt. Wenn aber das Volk doch unterrichtet sein soll, so bediene man sich bildlicher Darstellungen. So erweckten und befeuerten die Griechen durch Bilder und Statuen die Vaterlandsliebe und den Heldenmuth und so ist auch nicht allein Rom, sondern ganz Italien voll dieser unterrichtenden Kunstschöpfungen. Al Pietro di Montorio führt eine Treppe den Berg hinauf, an deren Seitenwänden, in Fächer abgetheilt, die Geschichte Jesu abgebildet ist. Wer langsam die Treppe hinauf steigt, sieht des Erlösers ganzes Leben vor Augen. In dem vormaligen Tempel des Mars, der jetzigen Kirche der Märtyrer, sind alle die Qualen und Foltern derer abgebildet, welche mit standhafter Seele und starkem Geiste für den Glauben duldeten. Das Auge empfängt einen so mächtigen Eindruck, als sähe man es in der Wirklichkeit. — In diesem Lande, wo unzählige Denkmale der Kunst Jedermann offen vor Augen liegen und man überall Belehrendes hört und sieht, ist es daher auch selbst für den Geringsten leicht, sich eine oberflächliche Kenntniß der Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Ich habe einen gemeinen Fächermaler gekannt, der in Miniatur auf Pergament oder Capaunenhaut mit einer Leichtigkeit malte, die zum Erstaunen war.

Er mußte wohl geschwind arbeiten, weil er nur wenig dafür bekam. Da sah man auf seinen Fächern die Aurora von Guido, oder die von Guercino, wie sie hinaufsteigt, von Genien umflattert, welche die Zweige der Bäume schütteln und die Vögel aus dem Schlafe wecken. Ein Anderer ließ sich von ihm Vulcane, Wiesen oder auch Ruinen malen, z. B. das Grab des Plancius u. s. w.

---

3. Tivoli.

Als ich nach meiner Ankunft in Rom den brennenden Durst befriedigt hatte, die Stadt zu übersehen mit ihren jetzigen Prachtgebäuden und den Ruinen ihrer ehemaligen Größe, trieb mich das Verlangen nach Tivoli, dem Lieblingsorte der Maler, die es durch ihre Werke so berühmt gemacht haben. Ich war mit einer Gesellschaft von Künstlern dahin gefahren, Bildhauern, Architekten, Malern, Gelehrten und Dichtern. Wir stiegen bei dem Wirthe ab, hinter dessen Hause der berühmte Sibyllentempel steht. Der freundliche Mann nannte sich Vater der Künstler und nahm uns auch als seine Söhne auf. Sogleich eilten wir in den Sibyllentempel, wo gerade gegenüber der große Wasserfall in den Abgrund stürzt. Mit Schauder sah ich die Felsen umher, welche in so mancherlei Gestalten über einander hangen, die Klüfte, die sich in die Spalten hineinziehen, das Gebüsch, das sie lockig umhängt und den Strom, der sanft und ruhig aus dem Gebirge schleicht, sich flach im kieseligen Bette ausbreitet, dann im schönen Spiegel sich in den Berg hineinstürzt und mit Gebrüll unten wieder herauskommt und das Gebirge erschüttert, als wollte er es mit sich fortreißen. So arbeitet er im Innern des Berges und höhlt ihn von unten aus. Auch von oben fängt er an zu arbeiten und wirkt

daher in der Höhe wie in der Tiefe, den Berg in das Thal zu schmettern. — Der Menschen Werke werden langsam zusammengeführt und mühsam aufgestellt, und dieselben Hände, die es schufen, zerstören es wieder. Das Bauen und Zerstören glaubte ich, sei nur im regsamen, immer wirkenden Geiste der Menschen; aber hier sah ich, daß auch die Natur so verfährt. Das rege Wasser höhlt die Adern der Erde aus, indem es den Stein zu feinem Mehle zerstäubt und ihn aus dem Schooße der Erde mit sich hinaus an's Licht führt und diesen wenigen feinen Staub allmälig zwingt, mit ihm als hohe Berge zu den Wolken hinanzusteigen. Ich war in eine fremde Welt versetzt und fühlte mich berauscht von dieser Uebermacht. Da sah ich staunend die Trümmer der Villa Mäcen's, wo er oft mit seinen Freunden, Gelehrten und Dichtern, zur Tafel saß; dann die Ruinen der Villa des Varus, der mit seinen Legionen in unserem deutschen Vaterlande durch Hermann seinen Vergang fand, und die weitverbreiteten Trümmern von den Prachtgebäuden Hadrian's. — Alle Geister waren durch diese Wunder und Herrlichkeiten erhöht; aber von dem vielen Bergan- und Heruntersteigen waren doch unsere Kräfte erschöpft und so kamen wir ziemlich spät gegen Abend nach Haus, wo uns Signor Cieco auf tivolische Art ein Mahl bereitet hatte, wie Horaz seine Freunde bewirthete. Die schönsten Trauben und Wein in Pocalen, mit Weinblättern zugedeckt; in der Mitte das gebratene Lämmchen auf der Schüssel, das ich freilich lieber an den Hügeln umherklettern gesehen hätte. Da wir nun gestärkt waren durch Kost und Wein, wurden die den Tag über aufgefaßten Ideen lebhaft und das Gespräch kam auf die alten Zeiten, wie die reichen Römer hier ihre Prachtvillen hatten, und auf die glänzenden und heiligen Feste, die hier gehalten worden, und die vielen Statuen und

auf die Villa Hadrian's, wo Alles, was die Welt Schönes hatte, zusammengebracht war, und auf die Großen, die hier gleich den Göttern lebten. Auch wurde viel in Künstlergesprächen hin- und hergestritten über Michel Angelo, da Vinci, Raphael und über die griechischen Maler- und Bildhauerwerke; über die Helden und Götter der alten Zeit, den Jupiter des Phidias von Elfenbein und Gold 2c. Dies Alles und was ich den Tag über gesehen und dabei gedacht, hatte meinen Geist so aufgeregt, daß ich mit mir selbst nicht zur Ruhe gelangen konnte. Ich ging im Mondenschein noch einmal in den Garten zum Sibyllentempel und sah und hörte den Sturz des rauschenden Wasserfalles. Meine Schlafkammer war ihm gerade gegenüber. Das Getöse des stürzenden Wassers, das donnernd aus dem Abgrunde wieder heraufstieg, ließ meinen Schlaf nicht ruhig, und die Gespräche von den Götterbildern hatten Eindruck hinterlassen, daß sie nun im Traume lebhaft wurden. Ich war selig mit den Göttern. Aphrodite, die ewige Jungfrau, die Mutter der Freude und die Vollbringerin alles Schönen, flüsterte mir, halbträumend, halbwachend wie ich war, die Worte zu: „Ich war's, die Dich hinaufführte zu den Göttern; ich ließ Dich das höchste Schöne sehen im Apoll, den Ernst und die Milde im Jupiter, die Gewalt im Gotte des Wassers, den Segen in der Erde Gott, den Fleiß und die Kunst in Hephästos, Weisheit in Minerva, kalte Enthaltsamkeit in der Diana, die Thätigkeit und Gewandtheit im Mercur, den Kampf und Streit im Ares: nun sei zufrieden mit dem, was die Götter Dir gaben! Was Du im Olymp sahest, das suche nun auf der Erde und wisse: was Dichtung, Phantasie und Kunst erfanden, haben sie in der Wirklichkeit von dem Menschen gelernt; den Götterbildern zum Modell hat der Mensch gedient!" Ich

schrieb diesen Traum auf und arbeitete ihn nachher aus; doch ist die Schrift noch lange nicht so ausgeführt, wie ich Alles im Traume sah. —

Schon beim Eintritt in das Haus des freundlichen Wirths war mein Gemüth ergriffen; denn da fand ich viele Bilder von dem Frankfurter Rosa da Tivoli, von dem ich manche der besten Werke in meines Bruders Wohnung und in der casselschen Gallerie gesehen hatte. Es hingen hier auch noch Skizzen von anderen Malern, Studien, die sie nach der Natur entworfen und in Tivoli stehen gelassen hatten. Hier war es, wo Sandrart, Claude Lorrain, Peter de Laar, Vernet, Poelenburg, Elzheimer und andere unserer besten Landschaftsmaler die Natur studirten.

Eigentlich hat die Landschaftsmalerei wohl ihren Anfang im Vatican genommen, wo Paul Brill die Wände mit Landschaften verzierte. Der zog nun Schüler, unter denen Claude gebildet wurde. Selbst Caracci, Dominichino, Guercino zeigten sich mitunter als Landschafter. Doch hat man auch schon lange vor Raphael und zu seiner Zeit Landschaften gemalt, die Bewunderung abnöthigen. Er selbst lieferte in der Loge des Vaticans einige, die sehr natürlich sind. Man glaubt eine wirkliche Ferne vor sich zu haben; doch fühlt man sich nicht ganz befriedigt und wünscht Alles freier, luftiger und leichter zu sehen. Was Daniele da Volterra und Brill im Vatican malten, ist immer würdig und groß in der Wahl, aber nicht getreu genug in der Zeichnung. Sie sahen nur die Natur an und machten ihre Bilder aus der Phantasie; ihre Perspective bestand nur in der Zeichnung, indem sie ferne Gegenstände verkleinerten; aber Luftperspective war ihnen unbekannt. Die eigentliche Luft mit ihrem nebeligen Dunste wurde erst durch Cortona, de Laar und Claude entdeckt. Die Meisten streichen die

Luft nur so an und schmieren ein paar Wolken hinein und nennen das Himmel. Claude verfuhr nicht so. Er deutete sogar neben dem Dunste auch das Regen in der Luft an. Moore machte seine Luftstudien, damit es geschwind ginge, mit Pastell. Er trifft die Luft nicht gerade, wie sie ist; doch erinnert er an Haltung und Ton. Er hatte stets verschiedenerlei gefärbtes Papier bereit, um schnell den günstigen Augenblick zu ergreifen. — Ich wundere mich nur, daß Brill, der so viel im Belvedere zu Rom arbeitete, von wo man die schöne Aussicht hat auf die oft in einem so schmelzenden Dunste schwimmende Umgegend, nicht darauf kam, die sanfte Harmonie auch in seinen Bildern anzubringen. Aber er stellte gleichsam nur ein bloßes Gerippe von der Welt hin; gewaltige Gebirge ohne Bäume und Gebüsch; ferne Wälder. Die Bäume standen ihm im Wege, deshalb deutete er sie nur an durch einen Stamm, den er abbrach, damit das Gebüsch nichts von dem Gange seiner Pläne bedeckte. Er wählte einen hohen Standpunkt und sah auf die Welt herunter. Als dieser Niederländer, der sich in Tirol bildete, wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, sagte man von ihm, er habe die Gebirge in Tirol verschlungen, um sie in Holland wieder von sich zu geben. —

Es war für mich sehr unterrichtend, zu sehen, wie nun jeder von den Malern, welche hier in dieser Gegend die Natur studirten, dieselbe in seinen Bildern auf eine eigenthümliche Weise darstellte. Im Elzheimer findet man die schönen Blätter der Kräuter und das verdorrte Geniste, das seinen Samen selbst ausstreuet, wieder aufkeimt, grün und schön und schlank sich im Gewinde wiegt; im Berghem die großen Massen der Gebirge; im Poelenburg das verfallene Gemäuer mit den Grotten; Cuylenburg läßt uns durch die Bögen der Grotten hinaus in's Freie sehen, wie

durch die Hallen einer Kirche. Den Both scheint die Gegend von Aquapendente vorzüglich angezogen zu haben. In seinen Landschaften sind oft jene großen Felsenmassen, mit Grotten und Durchgängen und abgerissenen Blöcken, die aus den Felsenwänden heruntergestürzt, mit Moos, Kräutern und Gesträuchen bewachsen sind. Die abwechselnden Formen, die vielfarbigen Brüche der Felsen und das Grün der Kräuter, womit das Gestein bekleidet ist, geben seinen Bildern etwas sehr Malerisches und machen ihn zum lieblichsten Landschafter. Salvator Rosa stellt seine Felsenbrocken dahin, mit wildem Gebüsche. Er giebt nur wenig; aber mit dem Wenigen macht er einen großen Effect. Man glaubt mehr zu sehen, als wirklich da ist, in einem Baumstamme mit etwas Gebüsch: einen ganzen lockigen Wald; in bröckligem Gesteine: ein felsiges Gebirge; in einem einsamen Busche: eine ganze Wildniß. Bei Claude steht das Ganze groß in Harmonie mit seinem Farbenschmelze. Poussin kommt mir vor wie ein Gedicht von einem Mathematiker; es ist nicht angenehm und auch nicht wahr. Seine Landschaften erwecken Unruhe in mir und erregen Gefühle, die unharmonisch gegen einander streben. Dies kommt von seinen stark entgegengesetzten Linien, indem die Gründe immer gegen einander laufen, und von den frappanten Contraposten, womit er so zu sagen seine Landschaften aus einander reißt, so daß ein Gegenstand hinter dem anderen wegläuft und sich versteckt. Auch seine dunklen Berge sind stets so schwarzblau, als hätte sie kalter Regen genäßt. — Der Bataillenmaler Bourguignon benutzte hier die Natur zu Hintergründen seiner Bilder, wie mehre Schlachtenmaler, die ihn nachahmten; Albani bevölkerte diese anmuthigen Gegenden mit Liebesgöttern; Geßner seine Höhlen mit Faunen und die heimlichen Wasserörter, von schlankem Schilfe besetzt, mit

Quellnymphen. Wie wurde ich überrascht, als ich nun hier in der Wirklichkeit fand, was ich früher schon in Bildern der Maler älterer und neuerer Zeiten bewundert hatte!

Auf den Höhen von Tivoli sah ich oft die Sonne roth am Himmel stehen. Sie vergoldete mit ihrem Scheine die Berge und den Staub der drei Cascatellen. Mit diesem Staube war die ganze Gegend überzogen und es schien, als stände Alles in Brand; Feuerdampf war ringsumher und darin stand die rothe Kugel. Da lag nun vor mir das schöne Thal mit dem Flusse, der sich oben vom Berge stürzt, aus seinem Becken sich dreht, in Kataракten niederfährt und die drei Cascatellen aufnimmt, dann sich in die Ebene ausbreitet und in die Tiber fließt. Das Höchste, was man am Horizonte dieser weiten Ebene erblickt, ist die Kuppel der Peterskirche. Dieses zusammen macht ein prachtvolles, großes Bild! Die Berge und das Thal liegen so still und nur das rege Wasser belebt sie. Ringsumher Olivenbäume und Weinranken, Artischocken und Aloen und so mancherlei abwechselnde Pflanzen, verschieden an Gestalt und Farbe. Blühend steigt neues Gesträuch aus Verdorrtem seiner Art. Im Mondschein, der Alles nur im Großen zeigt, wie Ossian's Gesang, ging ich oft, die stürzenden Gewässer vom Felsen fallen zu sehen und ihren aufwogenden Schwall im Grunde. Schwer, groß und hell standen die Felsen! — Sieht man die vielen Höhlen und Grotten in den hügeligen Bergen, mit überhangendem Gebüsche beschattet, wo Ziegen munter und wählig umherhüpfen und naschen, so versetzt man sich leicht in die Ideenwelt, wo Faune und Fauninnen mit ihren Kindern hier wohnten und spielten und mit ihren muthwilligen Neigungen sich die Zeit verkürzten. Rohr zu Flöten hatten sie hier genug und mit ihren Ziegenfüßen erklimmten sie leichthüpfend die sonnigen Hügel, wo sie von

oben ihre Flöte erschallen ließen und einander einladeten zu munteren Scherzen. — Mehre glückliche Tage hatte ich hier auf den Höhen und in den Thälern von Tivoli verlebt; jetzt verlangte mich wieder nach Rom; denn in den gebirgigen Gegenden kann ich nie lange dauern. Anders fühle ich mich auf Anhöhen mit weiter freier Aussicht. Ich hatte mich diese Tage hindurch mit Gehen und Sehen wirklich erschöpft; denn unser Cicerone, ein munterer Knabe, der seine Pflicht über die Maßen erfüllte, reizte uns immer an, noch etwas Schönes zu sehen, und da er Alles sehr gut kannte, so nannte er, wenn er uns eben an einen Ort gebracht hatte, der allein der Mühe werth war, ihn lange zu betrachten, schon wieder einen neuen. Stand ich nun und bewunderte ihn, so rief er schon: „Ja, dort ist es noch weit besser! denn so sagen die Mylords alle, und die Myladies wollen vor Entzücken nicht wieder weg! Und, o! die Pittori! Ich muß ihnen gleich ihre Portefeuille geben und den Sonnenschirm über ihnen ausbreiten; dann ziehen sie ihre Papiere heraus. Sehet, dort sitzt Einer auf seinem Feldstuhle im Schatten unter dem Schirm und da oben Einer, der malt. Heute morgen hab' ich ihm alle seine Sachen auf meinem Esel dahin geführt, Staffelei, Farbekasten, Leinwand, Wein und Brot. Das muß ich alle Tage thun. Es ist weit dorthin, und er geht nicht eher da weg, bis es dunkel wird. Dann hole ich mit meinem Esel seine Sachen wieder ab; sein Bild trägt er selber. Ihr solltet nur einmal sehen, wie schön er malt. Oft kommen viele Mylords und Damen, ihn zu besuchen. Sie können nicht wieder weg, wenn sie einmal bei ihm sind; sie lagern sich dann um ihn herum und frühstücken, was man nur in Tivoli auftreiben kann. Ich und mein Bruder müssen oft zwei Esel mit Eßwaaren beladen und sie selbst bringen doch auch Vieles mit. Dann kommen

oft andere Maler; die schreien und jauchzen, wenn ich sie auf eine schöne Stelle bringe, und ich kann ihnen nicht geschwind genug die Portefeuille reichen. Kaum haben sie die: „skizz"! so sind sie fertig! Dann wieder an einen anderen Ort! Mit denen kommt man in ein paar Stunden weit herum. Dann sind auch wieder Andere, die bediene ich nur den ersten Tag; dann gehen sie selbst umher und tragen ein kleines Büchelchen in der Tasche und zeichnen. Sie mögen wohl nicht viel haben, mich zu bezahlen; doch war ich selbst dabei, daß ein Mylord viel Gold für ein solch' Büchelchen bot, und der Narr wollte es ihm nicht verkaufen. Ich hätte es gleich gethan. Alle Umstehenden sagten auch so. Denn was kann darin sein! Es war ein langes schmales Buch, um es leicht in die Tasche zu schieben. Ich muß gestehen, schnurrige Sachen waren darin, so allerlei, was man hier täglich siehet. Letzthin ist ein solcher Pittore hier gestorben. Das war ein schöner Mann und gut! Hätte er hier länger gelebt, dann wäre ich reich geworden; denn er hatte Gold wie ein Mylord, sah auch so groß, fett und rothbackig aus. Der bezahlte mich oft dreimal in einem Tage und immer gab er mir was von seinem Essen, und ich mußte mit ihm aus demselben Glase trinken. Auch band er meinen Esel da an, wo er etwas fressen konnte, und riß für ihn oft Gras und Kräuter aus. Dann zeichnete er Alles auf großes Papier, hatte auch viele Mappen voll Zeichnungen bei sich, welche die Mylords besahen. Wenn ich ihnen aufwartete, sah ich mit hinein; er nannte mich seinen Cocco. Die Zeichnungen waren theils Tempel, die in einem Lande stehen, das Griechenland heißt, und andere waren aus dem Lande, wo es Crocodile giebt und so große steinerne spitze Dinger stehen, als die Pyramide in Rom, wobei er begraben liegt. Ja, er ist selbst Schuld, daß er da liegt, ich hab' es ihm

vorhergesagt. Nachdem wir eines Tages bei großer Hitze lange umhergelaufen waren, setzte er sich in den Schatten, zog Schuhe und Strümpfe aus, hing die Füße in's kalte Wasser und freute sich, daß es so erquickend wäre. Ich sagte ihm: Herr, Alle, die das thun, bekommen das Fieber und sterben. Den dritten Tag war er todt. Da kamen von Rom so viele Dottori, Mylords und Maler; aber sie konnten nicht helfen; seine arme Seele hatte schon der Diavolo, der alle Seelen von den Engländern bekommt. Ueber einen guten Cattolico hätte er nicht Macht gehabt. Was weinten die Mylords und die Pittori und sagten: nun werde das Werk nicht fertig, das in England sollte in Kupfer gestochen werden. „Welcher Verlust für die Welt!" riefen sie; ich aber dachte: welcher Verlust für den Himmel! denn seine Seele ist für ihn verloren. Die Mylords aßen und tranken nicht, nahmen ihn dann in den Wagen und fuhren mit ihm nach Rom, und da ich mit meinem Esel just etwas hinbringen mußte, so blieb ich den Abend in Rom und sah ihn begraben bei der Pyramide von Cestius, wo alle Ketzer hinkommen. Sein Gefolge war groß; eine ganze lange Reihe Kutschen, alle mit zwei Wachsfackeln, folgten ihm; ich kannte die meisten Pittori; alle saßen im Wagen und weinten." —

Ich wollte nun wieder nach Rom, als mein Cicerone mir sagte, daß er am Wirthshause eine Kutsche gesehen mit vier Pferden, die ledig nach Rom zurückführe. Ich nahm diese Gelegenheit an und ein Maler setzte sich zu mir. Unterweges sahen wir ein großes Messer im Wege liegen; wir stiegen aus und legten es in den Wagen. Kurz darauf stellte sich ein Mensch vor die Pferde und hielt den Kutscher an. Darauf trat er an den Wagen und bat, ihn mitzunehmen, weil es noch weit und schon spät sei und er nicht

gern im Dunkeln allein gehe; es sei überhaupt besser und sicherer, in Gesellschaft zu fahren. Wir dachten eben so; denn so ganz ohne Furcht waren auch wir nicht. Er stieg ein nach vielen Complimenten. Während er ein Bein schon im Wagen, das andere noch auf dem Tritte hatte, versicherte er, lieber zurückbleiben zu wollen, wenn er im Geringsten beschwerlich falle. Um ihn von unserer Willigkeit zu überzeugen, faßte ich ihn beim Arm und zog ihn herein. Noch im Wagen dauerten die Complimente fort, weil ich ihn fragte, ob er auch rückwärts fahren könne, und verlangte, daß er rechts sitzen möchte, da es mir einerlei wäre. Indem wir uns hin und her zerrten, erblickte er das große Messer, erschrak, wurde still und sah uns oft in's Gesicht, dann wieder aus dem Wagen. Darauf fragte er mit beklemmter Stimme: „Was ist das für ein großes Messer, miei Signori?“ Wir sagten ihm, daß wir es auf dem Wege gefunden hätten und es dem Kutscher schenken wollten; es sei gut, den Pferden den Schaum damit abzuschaben. „Es ist auch gut, sich damit zu wehren, wenn wir sollten angegriffen werden; denn man sagt, die Straße sei unsicher. Man findet oft des Morgens Ermordete, besonders dicht vor Rom; selbst am Coliseo, wo wir vorbei müssen, fand man gestern noch Einen, der hatte einen Stich in der Brust.“ Indem bückte er sich, nahm das Messer, legte es unter sich und setzte sich darauf. „Hier liegt es sicherer,“ sagte er, „und ich habe es gleich bei der Hand, wenn es nöthig wäre.“ — Uns fing an nicht gut zu Muthe zu werden. Auf deutsch sagte mein Freund: „Was haben wir gethan, den unbekannten Menschen in den Wagen zu nehmen! Kann er nicht zu denen gehören, die das Messer verloren haben? und wenn wir da ankommen, wo sie postirt sind, so hat er uns schon bei der Kehle! Unvorsichtig sind wir gewesen!“ „Nein,“ sagte ich, „mir scheint,

daß dem Menschen vielmehr vor uns bange.“ In der That fing er eine Unterredung an, um zu erforschen, was wir mit ihm im Sinne hätten und wer wir wohl wären. „Wenn man das Unglück hätte,“ äußerte er, „von Räubern angehalten zu werden, so würde es wohl besser sein, gutwillig Alles hinzugeben, als das Leben auf's Spiel zu setzen.“ Ich suchte ihm seine Besorgnisse zu nehmen, indem ich ihm eröffnete, daß wir selbst nicht ohne Furcht und Maler seien, die in Italien für harmlose Menschen gelten. Trotzdem fuhr er fort Mordgeschichten zu erzählen, bis wir im Thore anlangten, wo er schnell ausstieg und uns und dem Himmel dankte, daß er so davon gekommen sei, weil er diesen Abend für den letzten seines Lebens gehalten habe.

---

4. Römische Studien.

Rom ist der rechte Ort der Kunst und kann die Schule der Künstler genannt werden. Hier kamen sie Alle zusammen und fanden die alten griechischen Meisterwerke, durch welche sie sich begeistert fühlten, so daß Einer den Andern durch Arbeiten belehrte. Jeder Maler, welchen man als das Haupt einer Schule ansieht, wurde doch hier erst gebildet. Von Einigen weiß man zwar kaum, daß sie in Rom waren, und man nimmt an, daß sie zu der Vollkommenheit der Kunst in ihrem Geburtsorte gelangten; aber es ist zu glauben, daß sie sich hier einige Zeit unbemerkt aufhielten, ohne daß sie hier Werke hinterließen; weshalb ihr Andenken in Rom erlosch. Wie die großen Lichter der Kunst Einer den Andern entzündeten, kann man in Italien erkennen; vorzüglich hier in Rom. Zu Mailand sind alle Bilder in der Manier des Leonardo da Vinci; in Venedig nach der des Tizian; in der Lombardei herrscht Correggio; in Florenz Michel Angelo; in Bologna Caracci; in Neapel Caravaggio und Calabrese, aber gemischt mit Dominichino und Guido; denn eine Manier verdrängte die andere: in Rom ist Raphael vorwaltend. Aber man findet hier auch Alles beisammen; denn wenn die Künstler hier auch gar nicht oder nur kurze Zeit zubrachten: so kamen doch ihre besten Arbeiten nach diesem Mittelpunkte der Kunstwelt.

An Sonn- und Festtagen pflegten wir jüngeren Künstler, je nachdem wir es verabredet hatten, uns in dieser oder jener Gallerie oder auch wohl zu Spaziergängen nach Ruinen zu versammeln. Die Zahl muß nur nicht über fünf oder sechs sein. Steht man nun da vor einem Kunstwerke, so sind oft sechs verschiedene Meinungen darüber und es werden dann alle seine Verdienste und Fehler herausgehoben. Auf diese Art erwirbt man sich Kenntniß; der Eine weiß immer mehr als der Andere und man kann ja von Jedem lernen, er mag richtig oder falsch sehen.

Sehr unterrichtend ist das Zeichnen in den Privat-Akademieen, wo ausgesuchte Künstler unter sich nach lebenden Modellen zeichnen und bossiren. Da eine solche Gesellschaft nicht groß ist, so wird häufig dabei Conversation gehalten über diesen oder jenen Zweig der Kunst, oft über den Act selbst. In großen öffentlichen Akademieen darf nicht gesprochen werden; dagegen aber hat man den Ersatz, dasselbe Modell viele Male von geschickten Zeichnern zu sehen. Eine solche Privatakademie besuchte ich: sie hieß die Trippel'sche. Außer Trippel waren Zauner, Füger, Grandjean, Mechau, Kobel u. A. Mitglieder. Am siebenten Januar 1780 zeichnete ich hier die erste Figur. — Solcher kleinen Akademieen bestanden damals zehn in Rom: bei Battoni, l'Abruzzi, Bergler u. s. w. Die unsrige war auf Trinità de' Monti in einem Zimmer, wo la Fage die Wände mit Bacchanalien bemalt hatte; doch hielten wir es für ein Verdienst, diese Figuren aus der Welt zu schaffen. Aber mit Bedauern sahen wir jeden Sonnabend Trippel und Zauner ihre, mit so vielem Fleiße modellirten Figuren zusammenwerfen, um den Thon wieder für Arbeiten der nächsten Woche zu benutzen. — Meine Hauptbemühung ging nun jetzt dahin, gründlich zeichnen zu lernen. In der Akademie ward ich inne, daß

ich das Modell nicht verstand und nur hinzeichnete, ohne zu wissen, was und wie ich es machen sollte. Ich mußte erst den menschlichen Körper studiren in seinen größeren Hauptabtheilungen, wie auch in der Maße und Form der kleineren. Dazu war die Akademie nicht hinreichend. Nur in der Antike sind die Maßen und Formen deutlich und richtig; diese muß man studiren, und hat man sie da erkannt, so findet man sie auch in der Natur. — Ich beschloß nun des Tages Statuen und des Abends in der Akademie nach dem Leben zu zeichnen. Aber über diesem eifrigen und ängstlichen Studium ward ich, da ich mich ohnehin niedergeschlagen und muthlos fühlte, ganz krank. Da sagten mir Andere: „Ja bei Raphael werdet Ihr es erst finden! dem kann Niemand nachzeichnen und den Charakter seiner Köpfe treffen!" Ich sah auch wirklich in den Zeichnungen Anderer nach Raphael, daß kein Charakter getroffen war. So sehr ich wünschte, einen Versuch darin zu machen, so schob ich es doch immer auf, denn man hatte mir gerathen, wenn man der Sonnenhitze ausweichen wolle, so müsse man die Monate, wo sie am stärksten sei, in den großen kühlen Zimmern des Vaticans zubringen und nach Raphael studiren. Das that ich auch und bereitete mich und meinen Geist, das Werk mit aller Aufmerksamkeit zu beginnen. Um nicht von der Hitze zu leiden, muß man in der Kühle um vier Uhr Morgens dahin gehen und den ganzen Tag bis Abends sieben Uhr dableiben. — Als nun die Zeit kam, fing ich meine Raphaelischen Studien an mit solchem Eifer, daß ich den ersten Tag sieben Köpfe zeichnete, die, wie man mir sagte, ziemlich den rechten Charakter hatten, und so fuhr ich den ganzen Sommer über fort. Es war mir ein Vergnügen, den ganzen Tag diese vortrefflichen Werke vor Augen zu haben, und ich eiferte danach, wie es auch Anderen ging, jeden Kopf in Zeichnung zu

besitzen. Erst durch die Zeichnung lernt man den Kopf recht kennen und hat man das errungen, so ist mit der Zeichnung ein doppeltes Eigenthum gewonnen. — Bei der Disputa del Sacramento hatte ich mit den Köpfen angefangen; dann machte ich mich auch an die ganzen Figuren und Gruppen, die untersten und auch an die, welche auf Wolken in der Höhe schweben; darauf zeichnete ich die von der athenischen Schule, welche schon in einem größeren Charakter sind; auch hier copirte ich ganze Gruppen, endlich den Heliodor und so fast alle Köpfe der Bilder in sämmtlichen Zimmern. — Es ist schon deshalb sehr unterhaltend, in den Raphael'schen Zimmern zu arbeiten, weil hier so verschiedene Künstler zu gleicher Zeit und auf mancherlei Weise copiren. Der Eine malt das Ganze in's Große, der Andere in's Kleine; Der das Ganze, Jener nur einzelne Figuren; der Dritte Gruppen; ein Anderer Köpfe; Mancher nimmt sich auch nur leichte Skizzen. Da ist es denn unterrichtend, zu beobachten, wie verschieden Jeder den Raphael ansiehet und nachbildet; noch belehrender aber ist es, die verschiedenen Schüler zu erkennen, welche dem Raphael bei seiner Arbeit halfen. Von Polidor, der, so lange er bei Raphael war, Alles nur dem Großen aufopferte, aber später in Sicilien sich mehr auf den Ausdruck der Leidenschaften legte, sind die Lambris grau in grau; auch zwischen den Bildern sind Figuren von ihm in einem großen Style. Kurz, man kann das Auge nirgends hinwenden, ohne etwas Vortreffliches zu sehen. — Wenn man nun einige Monate hinter einander vom frühen Morgen bis an den späten Abend in diesen Zimmern ist, so kann es nicht fehlen, daß Tage kommen, an denen man sich zum Arbeiten nicht aufgelegt und Langeweile fühlt. Man darf aber der Hitze wegen nicht weg, auch ist es gefährlich, sich zu setzen, weil man einschlafen könnte. Nun geht man den

ganzen Tag über in den Zimmern herum und besiehet aus lieber Langeweile die Bilder. Da entdeckt man denn manchmal Sachen, die man zu anderer Zeit, bei angespannter Aufmerksamkeit, übersehen hat. So fiel einstmals mein Blick von ungefähr auf das milde, sanfte Auge des Pferdes, welches der heilige Vater reitet. Diese Milde contrastirt so schön mit der Wildheit des heransprengenden kriegerischen Rosses des Attila; eine überirdische Erscheinung hemmt den gewaltsamen Zug. — Zuweilen, wenn ich vom Arbeiten müde war, ging ich hinaus auf die Logen, wo Raphael die biblische Geschichte gemalt hat, zu den sogenannten Arabesken. Die muß man bei Langeweile und gleichsam in halbem Schlafe besehen, wenn man, von ernsthafter Arbeit abgespannt, sich in angenehme Träume wiegen will. Da ergeht man sich denn im weiten Felde einer gaukelnden Phantasie und eben das Wunderbare, Unfeste gewährt freien Spielraum, die Ideen nach Gefallen anzuknüpfen, je nachdem man aufgelegt ist. — Oft ließ ich mir auch andere Zimmer aufschließen mit den Gemälden von Vasari, Guido 2c. Kommt man nun aber von da wieder in die Zimmer des Raphael, dann glaubt man feine Miniaturgemälde zu erblicken, so leicht sie auch auf den ersten Blick hingeworfen zu sein scheinen. Und wie erstaunt man über den wahren Ausdruck! Gleich klar ist die äußere Form, wie die innere Gemüthsbewegung. Schon der „Heliodor“ beweiset es, wie deutlich Raphael eine Geschichte vorzustellen wußte. Da braucht nichts ausgelegt zu werden; es spricht sich von selbst aus, was da vorgeht. —

Als Bramante, so erzählte man mir, seinen Neffen dem Papste vorstellte, knieete Raphael nieder; die Haare hingen ihm um sein schönes Gesicht bis auf die Schultern. Der Papst hub ihn auf, indem er sagte: „Das ist ein rei-

ner unschuldiger Engel; ich will ihm einen Lehrer in dem Cardinal Bembo geben und er muß mir diese Wände mit Geschichtsbildern malen." *) —

Auch zeichnete ich in mehren Gallerieen nach Bildern verschiedener Maler, nach Dominichino „die Cäcilia"; Einiges nach Guido, um von der Bravour seines Pinsels mir etwas anzueignen. In der borghesischen Gallerie hielt ich mich lange auf und zeichnete alle Köpfe von der „Grablegung Christi" nach Raphael; auch Figuren und Gruppen nach Leonardo da Vinci studirte ich, um den bestimmten reinen Umriß und die Form jedes Theiles aufzufassen. — Wer nur drei Jahre in Italien bleiben will, muß sich schon beeilen, wenn er auch nur das Allermerkwürdigste schauen und von dem Nöthigsten etwas mitnehmen will; die Tage fliegen und Neujahr ist nur durch Tage an Neujahr gereihet. — Diese Studien zeigte ich eines Tages meinem Freunde Trippel und hoffte seinen freudigen Beifall zu erhalten; aber statt dessen verwies er mir, nach Bildern zu arbeiten, und sagte: „Diese unnützen Sachen bringen nicht weiter. Da wir das Vollkommene in den Werken der Griechen haben, warum verwirrt man sich denn und verliert Zeit mit den unvollkommenen Bildern, die voll von Mängeln sind? Höchstens soll man nach Raphael's ausdrucksvollen Charakterköpfen und Gruppen zeichnen, weil der die Figuren gut gestellt hat; auch bei Michel Angelo studiren, weil der seine Figuren gut zeichnet und die einzelnen Theile bestimmt ausführt; die Hauptaufmerksamkeit aber muß man auf die

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Zur Ergänzung dieses Abschnittes dienen besonders die im deutschen Merkur (1781. II. p. 48—55) mitgetheilten, aus Rom datirten Briefe Tischbein's, welche gleich wichtige Bemerkungen über das Studium des angehenden Malers, wie auch über den künstlerischen Charakter Raphael's enthalten.

griechischen Statuen wenden und diese mit allem Fleiße nachzeichnen, damit man das Ebenmaß und die schöne Form lerne, und dann muß man componiren nach der Natur. Geben Sie Acht, wenn Sie über die Straße gehen: da sehen Sie die Frauen mit den Kindern vor der Thür sitzen und hören sie sprechen. Dann zeichnen Sie die Gruppe mit dem Ausdrucke der Gesichter!" — Dies befolgte ich, zeichnete oft, was ich auf der Straße und bei Volksversammlungen sah, und erkannte nun auch, daß M. Angelo (wie es auch Raphael that) zu seinen Bildern in der sixtinischen Capelle die Figuren und Gruppen aus Volksversammlungen von der Straße oder aus den Kirchen genommen hatte. Ich machte mir deshalb Taschenbücher, worin ich Alles eintrug, was mir von Natur, Statuen und Basreliefs auffiel. Zugleich studirte ich die Abgüsse nach geschnittenen Steinen und ich fand, daß ich freier im Componiren wurde; denn die Bilder, an die ich sonst gedacht hatte, verschwanden und es stellten sich mir die Scenen unmittelbar aus der Natur vor. So lernte ich nicht allein die Sachen besser kennen, sondern meine Ideen wurden bereichert und meine Compositionen erhielten mehr Gestalt und Form. Ich zeichnete auch nach Raphael's eigenen Vorbildern im neugriechischen Styl. Da ist Reinheit, Wahrheit und jungfräulicher Sinn. Von ihnen hat er seine Gewänder und seine Köpfe, und die Urbilder der Apostel sind in der Zeit entstanden. — So trieb ich's mit Eifer fort; denn ich halte dafür, den Tag nicht gelebt zu haben, an welchem ich nichts erfinde. Wenn ich aber einen zarten Gedanken in ein Bild bringe, den Tag halte ich für angewandt und schätze ihn für einen glücklichen meiner mir zugezählten Lebenszeit. —

Doch war ich noch immer nicht ganz mit mir zufrieden, weil ich einsah, daß mein Zeichnen nicht hinlänglich war,

die Antike kennen zu lernen, und ich machte mich deshalb ernstlicher daran. Ich besuchte nun fleißig im Vatican die Sammlung der Statuen und Basreliefs. Gleich beim Eintritte fesselte meinen Blick Apollo, wie er daher schwebt, der erzürnte Gott, und die Pfeile in das Lager der Griechen sendet, weil Agamemnon schnöde seinem Priester begegnete, der bittend mit Lösegeld kam, die Tochter zu befreien. — Laokoon stand daneben. Mit der letzten Kraftanstrengung entfliehet dem unglücklichen Vater die Hoffnung, sich und seine Kinder zu retten. Man fühlt, wie er in diesem Augenblicke des höchsten Emporstrebens Alles aufgeben wird; er kann das Jammern nicht hören, das Flehen nicht ertragen und er zerfällt wie das gestiegene Wasser der porphyrnen Schale, welche dicht daneben stand. An diese Fontaine stellte ich mich und beschaute die Gruppe, den Vater und die Söhne ringend im Kampfe mit der ungeheuren Schlange. Nicht weit davon stand „der Torso", der geläuterte Held, jetzt vergöttert in ewiger Kraft; vermählt mit der unsterblichen Jugend, die ihm die Fülle der Freude einschenkt. So betrachtete ich eine Statue nach der anderen und verweilte bei der, welche mich am meisten anzog: bald in der Rotonde, wo die Musen um den Apoll standen, bald bei den Basreliefs. Es war für mich ein glücklicher Umstand, daß gerade jetzt am Museum gebauet wurde. Die Statuen waren zum Theil von ihren Plätzen genommen und standen so, daß ich sie von allen Seiten genau beschauen konnte. Ich setzte mich vor den Discuswerfer, welcher eine schöne Form hat, zeichnete ihn auf großes weißes Papier, blieb Monate lang nur bei dieser einen Figur, maß ihre Theile und verglich ihre Form mit meiner Zeichnung; was mir nicht richtig schien, rieb ich wieder aus und bildete das Original so lange nach, bis ich endlich der Form ganz inne wurde. So nahm

ich dieselbe Statue von allen Seiten und ließ nicht ab, immer die nämliche Zeichnung zu verbessern; was ich den Abend nach tagelanger Arbeit für gut befunden hatte, untersuchte ich den anderen Morgen wieder mit frischem Auge und Geiste und verglich stets von Neuem Contour, Fläche und Maße mit dem Originale. Zu Haus zeichnete ich dann die Figur aus dem Gedächtniß und suchte auch diese, so oft ich sie wiedersah, immer mehr zu verbessern. — Selbst Trippel und Moro suchten ihre Studien so weit zur Vollkommenheit zu treiben, als sie nur konnten. Sie ruheten nicht, so lange sie noch etwas daran zu arbeiten fanden, und fragten auch Andere. — Raphael Mengs pflegte wohl zu sagen: „È scirocco.“ Damit wollte er ausdrücken, wenn der Scirocco weht, der alle Sehnen erschlafft, müde und träge macht, dann muß man die Antiken studiren. Was man an solchen Tagen von ihnen lernt, das bleibt im Kopfe sitzen. Wird dann in heiteren Tagen die Begeisterung geweckt, so lebt man von dem, was man in trüben Tagen erwarb.

Auch nach den Kolossen auf dem Monte Cavallo, an denen man die Formen am deutlichsten sieht, und nach dem Herkules machte ich Skizzen und suchte sie ebenfalls aus dem Kopfe wiederzugeben. Als ich nun lange Zeit mit dieser Genauigkeit verfahren, da gingen mir die Augen auf und ich bekam Begriff von Form, Charakter und Schönheit. So machte ich es auch mit den Köpfen. Wenige Künstler studiren mit rechter Sorgfalt Köpfe, um den Charakter unterscheiden zu lernen; sie wenden die meiste Zeit auf die Figuren. Ich suchte mir einen scharfen Abguß der Niobe zu verschaffen. Monate lang brachte ich darüber zu, die Schönheit und den Ausdruck dieses Kopfes zu erreichen. Glaubt man auch eben den Contour mit der feinsten Linie bezeichnet zu haben: so sieht man doch, wenn man den nächsten Morgen ihn wieder

vergleicht, daß er noch viel zu grob ist und noch weit entfernt von dem feinen Umrisse. Man geht nun wieder mit frischer Aufmerksamkeit daran, beschreibt ihn feiner und richtet die äußere Linie mehr nach innen. Jetzt, denkt man, wird die Linie, welche die Form umschreibt, auf der rechten Stelle sein, am anderen Tage aber erkennt man, daß der Contour zu mager sei und daß die Linie, welche erst zu dick nach außen ging, nun zu weit nach innen gehe. — Nachdem ich die Linien der schönen Form einigermaßen weghatte, suchte ich auch den Ausdruck zu fassen, so daß die schönen Formen dabei blieben. Ich hatte diesen Kopf der Niobe so beleuchtet, daß alle leichten Schatten und die zartesten Flächen dem Auge sichtbar wurden, und so künstliche Reflexe angebracht, daß auch die tiefsten Schatten klar wurden, und ich hatte zugleich das höchste Licht so auf die Theile fallen lassen, daß sie sich gehörig hoben. Nur erst nach solchen Vorstudien erkennt man des Künstlers Geist, wie er den Schmerz der Seele, den versteinten Schmerz, auf dieses schöne, erhabene Gesicht gelegt hat. Guido, der berühmte Magdalenen-Maler, gab diesen Schmerz der Büßenden. Wenn ich die letzte Stunde, indem ich meine Arbeit noch einmal verglich, ehe ich wegging, dazu anwandte, nur auf diesen Schmerz zu sehen, dann fühlte ich mich selbst oft ganz durchdrungen von dem Schmerze der Mutter, die ihre Kinder um sich herum und das jüngste in ihrem Schooße tödten sah; ja öfter, wenn ich des anderen Abends in das Zimmer trat und unerwartet die Lampe schon angezündet war und der Kopf der Thür gerade gegenüber stand, erschrak ich und mit Entsetzen sah ich die Schmerzbehaftete zu kaltem Stein werden. —

So machte ich es auch mit dem Apollo. Auch studirte ich Hände und Füße nach Antiken. Hände sind sehr schwer, und man hat wenige aus dem Alterthume. Denn die mehr-

sten Statuen haben sie verloren, weil die Hände meist vom Körper abstehen und darum leicht abbrechen. Zwei sehr schöne Frauenhände entdeckte ich einmal bei einem Antiquar und ich ging mit meinem Freunde Trippel oft hin, sie zu bewundern. Trippel hielt sie für die vollkommensten und schönsten, die er je gesehen. Auch in der Natur sind schöne Hände selten. Einst sah ich solche in der spanischen Kirche an einem Feste, wobei dem Priester die beiden Hände geküßt werden; hiezu war nun ein schöner junger Mensch ausgewählt, der überaus schöne Hände hatte. Er brauchte nichts weiter zu thun, als nur dazustehen und die Hände zum Kusse hinzuhalten; die devoten Menschen knieeten vor ihm und küßten sie. Ich hatte Zeit, diese schönen Hände lange zu betrachten, und konnte mich nicht satt sehen; sie waren wirklich werth, geküßt zu werden. — Füße sind noch seltener schön in der Natur, weil die Zehen vom Schuh verdorben und aus ihrer Form gebracht werden. Hingegen findet man sie häufiger an den Antiken, weil sie an der Unterlage fest sind, worauf die Figur steht; ist auch das Bein abgebrochen, so bleibt doch der Fuß am Blocke; aber leider wird der Fuß oft mit dem Blocke selbst verbraucht. — Bei eben dem Antiquar fand ich auch eine kleine Zeichnung mit der Feder; da sah man, was eigentlich Zeichnen heißt: je genauer, reiner und wahrer die Umschreibung der Form ist, desto vollkommener ist die Zeichnung, weil sie deutlich giebt, was es sein soll. Diese holde Zeichnung, die wir da sahen, war aus Raphael's Zeit; man erkannte darin den wissenschaftlichen Künstler. Sie schien mir in des Angelo Manier; stellte ein Bacchanal vor und ist in Kupfer gestochen, darunter steht „Raphael". —

Mein Freund Waagen copirte in der Gallerie Corsina „das Opfer Noah's nach der Sündfluth", von Poussin.

Die Arbeit war für seinen Wohlthäter bestimmt und machte ihm daher doppelte Freude. Wir sahen uns nur des Abends, wenn wir mit einander aßen, in einem Garten nahe am Palast unter dem Parnaß, wo in einer Laube in der Mitte ein steinerner Tisch stand und ringsherum eine steinerne Bank. Eines Abends klagte er über Halsweh und das Sprechen wurde ihm schwer; doch trieb ihn der Eifer, sein Bild in der Gallerie fertig zu machen. Das Uebel verschlimmerte sich und unser Freund, der Doctor Frey, Sohn des bekannten Kupferstechers, erklärte Hülfe für zu spät; jedoch wurde nach einem langen und schmerzlichen Krankenlager Waagen vom Tode gerettet. Er mochte wohl bei dem Arbeiten erhitzt sein, als er sich auf die steinerne Bank setzte. Dieser unglückliche Vorfall bewog uns, da ohnehin unsere Zeit bald um war, von Rom wegzureisen, ehe wir bei der Pyramide des Cestius zu liegen kämen.



VI.
Die Schweiz.

1. Aufenthalt in der Schweiz.

(Vom 1. Mai 1781 bis zum 24. October 1782.)

Mit großem Verlangen, die Schweiz zu sehen, fuhr ich mit meinem Freunde Waagen diesem Gebirgslande entgegen. Es war gegen die Mitte Aprils, als wir aus Rom abfuhren. — Je näher wir den Gebirgen kamen, desto mehr Regen hatten wir; das Wasser schoß von den Anhöhen in die Hohlwege, so daß wir oft mehr in einem reißenden Strome fuhren, als auf einem Fahrwege. Am schlimmsten erging es uns in der Nähe von Como. Ein herabstürzender Bergstrom durchschnitt den Weg; das Vorderpferd fing schon an zu schwimmen und der Wagen schwankte, doch bald hatten die Pferde wieder Grund und es ging bergan. Kaum aber waren wir aus dem Wasser, so brach ein Hinterrad und der Wagen stürzte auf die Seite; wäre es einige Minuten früher gebrochen, so waren wir verloren. Wir befestigten nun Bäume unter dem Wagen und ließen uns fortschleifen. So kamen wir in Mendristo an, wo die gutmüthigen Wirthsleute ein großes Feuer anzündeten, um uns und unsere Sachen daran zu trocknen, und Alles thaten, um uns wieder in den Stand zu setzen, daß wir den anderen Morgen weiter reisen konnten. Von diesem Orte bis an den Luganersee hat man nicht weit zu fahren; wir gingen von hier bis vor

Lugano zu Schiffe. Der See gewährt mit seinem Ufer einen sonderbaren Anblick; er erscheint wie Wasser, das in einem großen Becken steht. Die hohen Berge umher bilden den Rand; am Fuße der Gebirge liegen Dörfer, welche mit ihren Häusern wie Miniaturgemälde aussehen. Die Linienperspective ist es, welche sie klein macht; denn da die Luftperspective fehlt und der Himmel hier eine reinere Klarheit ohne Dunst besitzt, so rücken die Gegenstände näher heran, als es wirklich ist. Wir fuhren an dem einen Ufer des Sees und sahen die Gegenstände an dem anderen mit der größten Deutlichkeit. Dies erschien uns um so merkwürdiger, da wir eben erst aus Italien kamen, wo die Ferne fast immer in duftigem Nebel liegt, welcher einem nahen Gegenstande das Ansehen einer weiten Entfernung giebt. Hier war es nun umgekehrt: die Ferne schien nahe, aber in dieser Nähe wunderbar klein.

Von Lugano aus nahmen wir Pferde zum Reiten und für unser Gepäck und setzten den anderen Tag unsere Reise durch das Livinerthal und über den Gotthard fort. — Nahe an der Brücke des Engen-Zoll's stürzte von den Bergen ein Felsenstück in den Weg, den wir eben gekommen waren, so daß unser Pferdeführer, der etwas zurückgeblieben war, kaum hinüber konnte und weit später ankam, als wir. — Auf diesem Wege hat man nicht Augen genug, um die wunsamen Schönheiten der Natur zu genießen, welche sich hier in der herrlichsten Mannigfaltigkeit darbieten, Höhen, Thäler, dunkle Waldungen, Abgründe, steile Bergspitzen, Ströme und Berggewässer, die von den Höhen herunter schäumen! — Wir übernachteten am Fuße des Gotthards, stiegen am folgenden Morgen bergan und frühstückten bei dem fröhlichen Einsiedler, der uns trefflich bewirthete und mit gutem Weine stärkte. — Es war gerade der erste Mai des Jahres 1781

und die Sonne wirkte so kräftig, wie sie es lange Zeit nicht gethan hatte. Der schöne Tag erwärmte den ganzen Luftkreis und verursachte, daß sich der Schnee von den abhängigen Bergen löste und in Lauwinen herunterfiel. Wir hatten das Vergnügen, wiewohl mit einiger Angst, von allen Seiten der Berge ungeheure Schneelasten herunterstäuben zu sehen. Durch die laue Luft nämlich fängt der Schnee über dem erwärmten Boden an einzusinken. Nun kann die geringste Ursache, ein Ton, ein leichtes Geräusch, oft nur der Flügelschlag eines Vogels, die lockerhangende Masse auf einmal in Bewegung setzen. Sie rollt nicht, sie schiebt, gleitet und fährt herunter, während der schwer herabhangende Schnee von oben in die Tiefe drängt, mit sich fortreißend, was er in seiner Bahn antrifft, dicke Baumstämme, Felsen, Häuser, Dörfer. Die Luft umher erschallt und unten im Thale giebt es ein dumpfes Getöse und wie ein Dampf steigt es in die Höhe über dem Sturze. —

Auf dem Wege über den Gotthard kommt man durch die Felsengrotte an die Teufelsbrücke, die sich von einem Felsen zum anderen in einem Bogen hinübersprengt. Man blickt mit Schauder auf den tiefen, dunklen Abgrund, in welchem das Wasser von Fels zu Fels zu Schaume gepeitscht wird! Gewöhnlich preßt sich hier ein starker Wind zwischen den hohen Felsenwänden hindurch, dessen gewaltiger Andrang den Wanderer von der Brücke hinabzustürzen drohet. Wir stiegen auch ab und ließen unsere Pferde hinüberführen. Man reitet von hier nun immer an der Felsenwand hin. Große Massen haben sich hin und wieder losgerissen und kleinere sind beim Hinunterstürzen nachgerollt, so daß oft eine Schlucht tief in den Berg hineingerissen ist, wo die gerollten Steine wie der Strom eines Wasserfalls hinunterliegen. Abends kamen wir in ein Wirthshaus, wo Bauern

und Bauermädchen, die ihre Kühe auf die Alpen brachten, übernachten wollten. Sie füllten beinahe das Haus von unten bis oben. Die meisten waren gerade mit dem Abendbrot beschäftigt. Einer hatte einen ziemlich großen Kessel mit Milch angefüllt und ein Laibbrot unter dem Arme. Er pflanzte sich vor den Milchkessel, brockte sein Brot hinein und mit seinem krummen, hölzernen Löffel verzehrte er seine Milch mit der innigsten Behaglichkeit. Nachher bezahlte ich den Branntwein für sie und sagte, ich möchte sie gern einmal tanzen sehen. Die Mädchen waren gleich dazu bereit; sie machten aber mit ihren schweren, hölzernen Schuhen ein so heilloses Geklapper, daß ich froh war, als sie wieder aufhörten. Dann sangen sie auch den Kuhreigen. — Nachher kamen wir durch ein Dorf, wo viele Knaben versammelt waren, die nach schweizerischer Volkssitte mit Armbrüsten nach der Scheibe schossen.

In Uri gingen wir zu Schiffe, um uns nach Schwyz bringen zu lassen. Das Schiff war voll von Reisenden aus verschiedenen Ländern und Gegenden. Die Unterhaltung war lebhaft, besonders von den Fahrten über diesen See, welche durch die verschiedenen Schlagwinde oft sehr gefährlich werden. Diese streichen aus den Schluchten der Berge hervor, bald in dieser Richtung, bald in jener; stoßen heftig gegen einander, rühren das Gewässer im Sturme auf und werfen die Schiffe oft an Felsenwände, wo es unmöglich ist, auszusteigen. So erzählte ein Pilgrim, daß bei einer früheren Pilgerreise aus Italien auf diesem See sein Schiff nahe dabei gewesen, im heftigen Sturme unterzugehen. Bei dem ungestümen Toben hätten sie nirgends einen Platz zum Landen finden können; endlich aber wären sie in die flache Vertiefung eines Felsens geflüchtet; wo sie aber fast noch mehr von der Kälte, als vom Hunger gelitten hätten, so daß aus

Mangel an Holz ein Reisender sogar sein spanisches Rohr verbrannt habe, um sich nur auf eine kümmerliche Weise zu erwärmen. Durch den Wind sei unaufhörlich Regen und Schneegestöber in die Höhle getrieben, und nur die Güte der Vorsehung habe sie endlich aus einem sichtlich nahen Tode errettet. — „Das," sagte er, „war meine erste Reise nach Italien, nun komme ich von meiner zweiten zurück, und kein Mensch soll mich bereden, die dritte zu machen! Unsägliche Leiden hab' ich erduldet, unbeschreibliches Elend der Menschen mit ertragen und viele Pilgrimme jämmerlich umkommen sehen." Der Mensch war aus Brabant und hatte für einen Andern die Reise nach Loretto und nach Rom zur Santa Porta gemacht. Er verwünschte den Pilgerstand als das elendeste Leben auf der Welt. —

Während der Fahrt zeigte man uns die berühmte Stelle, wo Wilhelm Tell aus dem Schiffe gesprungen und der Gefangenschaft des Landvogts entgangen war; dann auch den Quell im Rütli, wo die drei Lande sich den Eid schwuren, das Vaterland zu retten. In Brunnen stiegen wir aus und setzten unseren Weg über Schwyz fort nach Zürich. Mein guter Freund Waagen, der mich bis jetzt auf meiner Reise aus Italien begleitet hatte, trennte sich nun von mir; ich blieb in Zürich und er ging nach Cassel zurück. — Ich begleitete ihn eine gute Strecke zu Fuß, und als ich umkehren mußte, umarmten wir uns noch einmal recht herzlich zum traurigen Abschiede. Lange blieb ich noch stehen und sah ihm nach, dem edlen Cherusker, wie er ernsthaft von mir abgewandt dahin schritt. Sein gesenktes Haupt zeigte die Betrübniß seiner Seele; und als er dahinging den Hügel hinunter, welcher ihn immer mehr meinem Auge entzog, so daß ich nur noch Schultern und Haupt erblickte, endlich der Erdhügel ihn ganz deckte und mir der Gedanke kam:

wie er so da vertieft in die Erde hinein und immer mehr und mehr verschwindet, bis ihn die Erde ganz verschlingt, da überfiel mich, so den Freund allmälig und endlich ganz verlieren zu müssen, eine Wehmuth, die ich damals kaum zu ertragen vermochte und jetzt nicht mit Worten beschreiben kann. —

Kaum hatte ich mich umgekleidet, so ging ich zu Lavater. Dieser Menschenfreund empfing mich sehr liebreich; von dem ersten Augenblicke an waren wir Freunde und einander zugethan. Sein heller Geist leuchtete sprechend aus ihm hervor und ebenso sein gutes Herz, welches er Jedem offen entgegen trug. Auf seiner Stirn glaubte ich den Ausdruck seines Gemüthes zu lesen: „ich bin dein, wenn du mich unverletzt heilig hältst und mir deine Achtung widmest; sonst ziehe ich mich in die feste Burg meines Inneren zurück.“ — Er bezeigte seine Freude, daß ihn ein Maler besuchte, bedauerte aber zugleich, daß er jetzt keinen Augenblick Zeit habe, mit mir zu sprechen, denn es habe schon in die Kirche geläutet und er müsse auf die Kanzel, gleich nach der Kirche aber wolle er zu mir kommen. Dies geschah denn. Er besah einige Zeichnungen bei mir, und als er hörte, daß ich Portraits malte, freute er sich und bat mich, einige seiner Freunde zu malen. Ich erwiederte, dies sei auch mein Wunsch, und besonders, es unter seiner, eines so großen Menschenkenners, Leitung zu thun. — Ueber meine Zeichnungen nach Raphael und nach Antiken hatte er eine außerordentliche Freude und er schätzte diesen Genuß als eine Gunst des Himmels. „Ja,“ sagte er, „ich habe dergleichen Zeichnungen nach Statuen und Raphael's Köpfen nie so gesehen und mir lange einen Maler gewünscht, der für meine Ideen empfänglich wäre.“ — Mit dem Vorsatze, ihm zu folgen, fing ich auch meine ersten Portraits an.

Man konnte ihm nicht treu und wahr genug zeichnen; er sah Alles genauer und schärfer als Andere. Meistentheils stimmten wir überein; denn auch ich war und bin der Meinung, ein Portrait soll durchaus dem Urbilde genau nachgezeichnet werden, ohne malerische Wirkung zu beabsichtigen. Es war eine Freude, mit ihm die vielen Portraits zu besehen, die er von den merkwürdigsten Menschen besaß. — Man weiß, wie Lavater solche Portraits zu seinen physiognomischen Forschungen benutzte. Ueber Physiognomie und Charakter kann man sich unmöglich mit Worten deutlich ausdrücken; denn diese sind nicht hinreichend, das zu bestimmen, was man sagen will, und der Leser oder Zuhörer denkt sich es leicht anders, als es der Autor meint. Darum wurde Lavater so mißverstanden und La Porta ist noch unverständlicher. Hierzu gehört nothwendig Zeichnen und Malen und der Autor muß selbst zeichnen können; denn läßt er es von einem Andern zeichnen, so wird es selten das, was er meint. Auch muß sich Niemand einfallen lassen, daß er über Menschencharaktere nach dem Aeußerlichen urtheilen könne, wenn er nicht ein langes und gründliches Studium darüber gemacht hat. Es ist sehr schwer zu dieser Kenntniß zu gelangen und man irrt sich leicht, wie die Erfahrung lehrt. Ich habe oft Leute gesehen, die einen Hasenkopf für einen schrecklichen Löwen ansahen! —

Lavater hatte mir neben seinem eigenen Hause bei seinem Freunde Pfenninger eine Wohnung bereitet. Am Abend, als ich in's Schlafzimmer geführt wurde, blieben bei dem Kerzenlichte die Fenster von mir unbeachtet. Kaum war ich eingeschlafen, so erwachte ich wieder; denn Lavater's lebhafter Geist regte mich auf. Beim Abendessen war viel von den alten Freiheitsmännern der Schweizer gesprochen und kurz vorher hatte ich Tell's Capelle und die

Stelle besucht, wo einst die Helden den Bund beschworen. So war meine Phantasie voll von dem Heldensinne und der Kraft dieses merkwürdigen Gebirgsvolkes. Wie man nun gewöhnlich, wenn man im Bette liegt, ohne schlafen zu können, die Augen nach dem Hellen wendet, so blickte auch ich nach den Fenstern, in denen ich menschliche Figuren zu sehen glaubte. Ich dachte, meine erhitzte Phantasie spiegele mir diese Bilder in dem Dunkel vor. Nach und nach aber begann der Tag zu grauen und ich sah auf den Fensterscheiben die Schweizer-Heldenthaten gemalt, die mir zum Theil bekannt waren. In diesem Hause waren vordem die Bürgergilden zusammengekommen und aus der Zeit stammten die Fenster. Diese Bilder paßten auch sehr gut in ein Zimmer, wo der Bürgerrath sich versammelte, indem so die edlen Thaten der Voreltern immer vor Augen waren. Die Familienwappen der edlen Geschlechter waren an den Fenstern eines anderen Zimmers.

Uebrigens spiegelte mir meine Phantasie wirklich einmal solche Täuschung vor. Als ich noch im Bette lag und der Tag begann, schien mir an der beschwitzten Fensterscheibe eine weibliche Figur zu schweben. Die weißen Perlentropfen, welche die Figur bildeten, waren fein wie Dunst. Je heller das Tageslicht, je heller trat die Figur hervor. Sie schwebte auf Schmetterlingsflügeln, welche aus größeren Tropfen bestanden, von denen einige zusammenflossen und die Rippen der Flügel, andere noch größere die Augen auf den Flügeln bildeten. Bis jetzt war Alles im schimmernden Tageslichte weiß, in der reinsten Krystallhelle, Alles Glanz wie Diamant vom klarsten Wasser. Doch drängte sich die Sonne in hoher Pracht durch die Zweige der Bäume und befeuerte in mannigfaltigen Farben die glänzenden Wassertropfen. Die zarten kleinen Perlen, aus denen die Gestalt wie mit einem

weißen Flor bekleidet bestand, nahmen von der rothen Sonne Fleischfarbe an und in den Tausenden von Tropfen, wie besäet mit Edelsteinen, funkelten der grüne Smaragd, der blaue Sapphir, der gelbe Topas und der Karfunkel. Mir schwebte eine Psyche vor, die zum Lichte der Sonne fliegt und mit Bewunderung die Hände hebt, als hätte sie das gefunden, was sie sucht, und der eine Freude aufgeht wie einem Schmetterlinge, welcher aus seiner dunklen Hülle sich entwindet und das Licht der Sonne sieht und ihre Wärme fühlt. So schien mir diese Psyche ihre bunten Flügel zu schütteln und sich zum Blumenbeet zu erheben, wo sie den ersehnten Gatten schon spielend unter ihres Gleichen flattern sah. —

Lavater war von dem schönen Gefühle beseelt, die Menschen durch Liebe zu vereinen. Mit rastlosem Streben und unermüdeter Thätigkeit arbeitete er so viel er konnte, sich und Andere nach der Vorschrift des versöhnenden Menschenbeglückers zu bilden, der das Heil auf die Erde brachte, der die Menschen die Wahrheit lehrte, daß ein Jeder, auch der Niedrigste, einen Himmel in sich habe, der mehr sei als Gold und Silber und die Schätze der Welt. Stets war er für Andere bemüht; er suchte jedem Nothleidenden zu helfen, jedem Armen etwas zu geben, suchte Jeden zu erfreuen und war unerschöpflich, Geschenke zu ersinnen und sie auf eine passende Art auszutheilen. Dem Einen gab er Geld, dem Andern Speise; seinen eigenen Rock einem Dritten, oder ein Buch, einen Spruch, eine Lehre, einen guten Rath; Niemanden entließ er ohne ein Geschenk, bestand es auch nur in einer freundlichen, liebreichen Aufnahme, in wenigen belehrenden, tröstenden Worten, wo er nicht anders helfen konnte. Es war eine Freude, diesen regsamen Geist zu beobachten; kein Augenblick ging ihm unbenutzt verloren! Schon

seine Pfarrstelle gab ihm viel zu thun; aber das war das Wenigste, denn aus der ganzen Stadt und der umliegenden Gegend legte Jeder die Geheimnisse seines Herzens und seine häuslichen Angelegenheiten in Lavater's Hände. Er war der Beruhiger der Gewissen, der Vereiniger entzweiter Familien, der Beglücker, der friedenbringende Tröster vieler Leidenden. Niemand schied aus diesem Leben, ohne mit Lavater noch über seine Seele zu sprechen; bei Tag und bei Nacht rief man ihn zu Sterbenden, die ihn noch zu sehen wünschten, und er war zu jeder Stunde bereitwillig, er mochte aus dem ersten Schlafe geweckt werden oder um Mitternacht, oder aus der süßen Ruhe des Morgens; mochte ein Nachbar oder ein meilenweit entfernter Freund ihn verlangen. Wer nur den lieben Menschen noch einmal gesehen hatte und fühlte noch den Druck der Freundeshand und hörte die tröstenden Worte: daß Gott die Erbarmung, die Liebe, die Güte sei und die Seinen zu sich rufe, dahin, wo sie alles Erdenkummers entladen, in ewiger Seligkeit und Anschauung des Höchsten, Heiligsten leben, und sah nun mit dem letzten matten Blicke den lieben Mann wie einen Friedensboten unter der trauernden Menge der Zurückbleibenden: — dem floß eine selige Ruhe in das beängstigte, müde Herz und süßer Friede trug den Scheidenden auf Engelsflügeln in die höhere Heimath. —

Es ist nicht zu begreifen, wo der Mann nur die Summen hernahm, um seinen unzähligen Pathchen etwas zu geben. Er schenkte ihnen nicht nur bei der Taufe, sondern sie wurden auch von Zeit zu Zeit zu ihm gebracht und nie ohne ein kleines Geschenk entlassen. Wenn er über die Straße ging, wurde er von Menschen aus allen Ständen als Gevatter begrüßt und auch wohl mit wunderlichen Bitten angegangen; wie denn einst ein geringer Mann zu ihm

sagte: „Herr Gevatter Lavater, seid doch so gut und macht mir ein Gedichtchen auf die Hochzeit meiner Tochter, die am Sonntage ist; es muß aber so sein, daß es gesungen werden und ich am Schlusse ein Feuerrohr dabei abschießen kann.“ — Seine Bekanntschaft war über die ganze gebildete Welt ausgebreitet und es läßt sich denken, wie sehr er bei seiner menschenfreundlichen Gesinnung und Handlungsweise mit Ansuchen und Begehren, mit Bitten und Empfehlungsschreiben überhäuft wurde. Schon die Beantwortung der Briefe, die in ganzen Packeten an ihn kamen, erforderte sehr viele Zeit. Dazu rechne man noch die täglichen Besuche von Menschen aus allen Ständen, aus den fernsten Ländern; Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und reisende Handwerksburschen kamen zu ihm. Jeden empfing er mit Freundlichkeit.

Als er in Bremen einzog, wo er zum Prediger gewählt werden sollte, fragte der wachthabende Officier seinen Reisegefährten, der neben ihm saß, nach Stand und Namen, zu ihm aber sagte er: „Sie kenne ich an der langen Nase, Sie sind Lavater, fahren Sie nur weiter!“ — Man hatte allenthalben Lavater's Portrait. Von da aus verbreitete sich die Nachricht, daß Lavater angekommen sei, und in kurzer Zeit versammelten sich so viele Menschen auf den Straßen, um ihn zu sehen, daß der Wagen nicht durchkommen konnte. Als er dort predigte, war der Zudrang der Menschen so groß, daß die Kirche sie nicht alle mehr fassen konnte und Viele ihr Ohr außen an die Mauer der Kirche legten, um nur seine Stimme zu hören. Da er in Bremen durchaus keine Geschenke annehmen wollte, so schickte man ihm von dort aus ein silbernes Theeservice für seine Frau, welches er aber zurücksandte bis auf ein einziges Stück, welches er zum Andenken behielt. — Ein Freund Lavater's hörte einst, daß dieser von ihm gesagt habe, er hätte keinen

Charakter. Um nun Lavater wieder herunterzusetzen, sagte er: „Lavater ist ein christlicher Prediger; ich will nicht so unbarmherzig sein und ihm einen Charakter absprechen, sondern ihm noch lieber einige zugeben und sagen: Er hat tausend Charaktere.“ Hierdurch glaubte er ihn sehr heruntergesetzt zu haben; denn ein Mensch, der tausend Charaktere hat, ist charakterlos. Aber hierin eben hat er ihn recht getroffen. Denn Lavater hatte das Vermögen, wenn er auch mit tausend Menschen sprach, den Charakter jedes Einzelnen schnell zu erkennen, auf die feinste Art den fremden Sinn mit dem seinigen in Einklang zu versetzen und durch die Ueberlegenheit seines edlen, freien Geistes auch den Niedrigen zu höheren Ideen und Ansichten zu erheben. — Ein solcher Mensch, der den Kleinen mit dem Großen verbindet, den Armen an den Reichen knüpft, den angehenden Künstler, den geschickten Handwerker erkennt und achtet, ihm Raum und Gelegenheit giebt, wo er seinen Werth äußern, seine Brauchbarkeit entwickeln kann, ein solcher Mann ist der menschlichen Gesellschaft von großem Werthe. Besonders kräftig aber ist sein Einfluß auf seine näheren Umgebungen, denn wo ein Geist sich zu solcher Reinheit und Freiheit erhebt, da scheut sich der Böse, seinen feindlichen Willen zu äußern, und manches Unheil unterbleibt schon, weil man wenigstens einen guten Schein zu erhalten sucht. Dennoch vergaß dieser große Menschenkenner, vor dessen Blicke das Göttliche und Teuflische in jedem Menschen offen lag, daß in Zeiten, wo alle zügellosen Leidenschaften aufgeregt sind, der Freche, Schamlose ohne Scheu seinen Willen ausführt und den für nichts hält, der Andere schützt. Denn bei der Einnahme von Zürich drängte ihn Menschenliebe aus seinem Hause, um zu sehen, ob er irgendwo helfen oder die aufgeregte Masse besänftigen könne. Aber ein französischer Soldat,

der sein Hemd verlangte, versetzte ihm den tödtlichen Stich! — Sehr angenehm war es auch, die vielen Freunde kennen zu lernen, welche Lavater'n besuchten. Ich fand, indem er mich mit allen bekannt machte, unter ihnen ausgezeichnete und vortreffliche Menschen, deren Umgang vortheilhaft und unterrichtend auf mich wirkte. Von Lavater eingeführt, ward man angesehen, als ob man mit zur Familie gehörte. Auf diese Weise ward ich in vielen Häusern, bei Vornehmen und Geringen sehr freundlich aufgenommen und lernte da in kurzer Zeit den Volkscharakter, den Biedersinn der Schweizer und ihr häusliches Leben kennen, welches nach altem Brauch die würdige Einfalt der Vätersitte treu bewahrte. Ihre Häuser und Zimmer waren bequem und wohnlich; gepolsterte Ruhebänke und Tapeten sah man da nicht, sondern hölzerne Bänke gingen an den Wänden und um die großen Tische herum. Die ganze Lebensart schien mir patriarchalisch. Die Großeltern wurden als die würdigen Oberhäupter der Familie verehrt und nahmen die obersten Plätze ein; dann folgte der Sohn des Hauses und die Schwiegertochter, seine Gattin, dann dessen ältester Sohn und so die Kinder nach der Reihe. Denn auch diesen war ihr Rang eingeräumt und die Knaben wurden „Herr" genannt. Diener und Mägde rechnete man mit zum Hause und bei Vielen aßen sie mit am Tische der Herrschaft. Wenigstens mußten sie zugegen sein, wenn vor und nach dem Essen gebetet wurde. Der Großvater hub das Gebet an, dann die Großmutter, darauf der Sohn, die junge Frau, das älteste Kind und so die ganze Reihe hinunter, bis zu den Knechten und Mägden. Die Köchin, welche zuletzt hereingerufen ward, wenn Alle schon um den Tisch standen, war gewöhnlich mit ihrem Gebete am ersten fertig, als ob sie fürchtete, daß während des Betens der Topf überlaufen oder die Katze ihr etwas

entwenden möchte. Die Vornehmeren und Gebildeten aber beobachteten diese alten Gebräuche nicht so streng und waren mehr von den Dienstboten gesondert. Sie hatten in ihrem Hauswesen zwar eine einfache aber edle und gefällige Einrichtung und ihr Betragen war offen, freundschaftlich, bieder, frei und gerade. Mit gutmüthigem Handschlag und Willkommen ward ich überall empfangen und ich war eben so gern bei den Geringen wie bei den Reichen. — Strenge wurde auch auf Sitte und Recht gehalten. In einem Dorfe am Zürichersee war einst ein Mädchen nach dreiwöchentlicher Krankheit zum ersten Male wieder in die Kirche gegangen. Im Herausgehen sagte ein Weib zu einem anderen: „Unserer gepriesenen keuschen Jungfrau sitzt die Krankheit noch auf dem blassen Gesichte. Man kann es doch nicht verstecken, wenn man auch noch so heimlich ein liederliches Leben treibt!" Das Mädchen kam weinend nach Hause und saß da im stillen Kummer. Als die Eltern aber in sie drangen und die Ursache erfuhren, verklagten sie die Verleumderin in Zürich. Diese wurde, nachdem Zeugen die Aussage bestätigt hatten, am anderen Sonntage vor der Kirche an einen Schandpfahl gebunden, es wurde ihr ein Papier auf die Brust geheftet, worauf ihre Lüge geschrieben stand, und außerdem mußte sie noch der Jungfrau und deren Eltern Abbitte thun.

Vorzüglich viele Freude und Freundschaft genoß ich bei dem Herrn Bürgermeister Kilschberger auf seinem Landgute, dem schönsten Gartenhause am Zürichersee. Hier kehrte auch meine Gesundheit zurück und ich war vollkommen wieder derselbe, der ich vor meinem Eintritt in Italien gewesen war. Die warme Freundschaft, deren mich diese gutherzigen Menschen würdigten, belebte meinen Geist; mein Blut floß wieder fröhlicher; auch der beständige Husten, woran ich

allein noch litt, verlor sich durch den Gebrauch des Brunnens, den sie mir regelmäßig selbst einschenkten. So verließ mich endlich ganz der Trübsinn, welcher meinen Geist in Rom so schwer niederdrückte, so daß ich mich sogar heiter und lebenslustig fühlte. — Ernst und Scherz wohnten in Kilschberger's Hause lieblich beisammen. Oft erfreuten wir uns der lustigsten Spiele, wobei Laune und Witz in Bewegung gesetzt wurden. Zeit und Gedanken tödtendes Kartenspiel war auf's Strengste verbannt. — Der ehrwürdige Hausvater und der geistige Lavater nahmen oft Theil an diesen Unterhaltungen, und so sehr auch der Letztere in der Erfindung witziger Gedanken und in den feinen Wendungen ausgesuchter Wortspiele Meister war, so gewann er doch Einigen den Vorrang nicht ab. Es waren wahrhaft selige Tage. — Zuweilen wurden auch nach Schweizersitte Leibesübungen vorgenommen. So wenig ich darin geübt war, so fühlte ich mich doch gereizt, einige Versuche zu machen, und ward inne, daß ich mehr Stärke besaß, als ich geglaubt hatte; ich konnte zwar nicht bezwingen, ward aber auch nicht bezwungen.

Eines Tages ward ich in Zürich zu einem Mittagsmahle der Schützengesellschaft in dem Gildenhause eingeladen, eine Auszeichnung, die nur selten einem Fremden widerfährt. Auch hatte ich die Ehre, in eine ihrer Gilden aufgenommen zu werden; ich wurde den Malern zugesellt. Werkmiller war Obmann der Malergilde und der Idyllendichter Geßner Obmann der Schustergilde. Sie füllten einen großen silbernen, vergoldeten Becher mit Wein, der von Hand zu Hand die Tafel herumging. Als die Reihe an mich kam, überreichten sie mir ein Diplom, unterzeichnet und besiegelt vom Obmann und der löblichen Gesellschaft der Maler in Zürich, welche sich „einhellig dahin verstanden, daß man

ohne Rücksicht auf die wohlhergebrachten Privilegien und Freiheiten der löblichen Gesellschaft den gedachten Herrn .... in Betrachtung seiner vortrefflichen Kunst und seines liebenswürdigen Charakters wohl gestatten möge, von dato an gerechnet, auf seinen geäußerten Wunsch ein Jahr seine Kunst frei und für sich selbst zu treiben und zu benutzen.“ — Auch die Bauern hatten nach einem alten Rechte den Zutritt zu dieser Schützengesellschaft, weil Einer von ihnen durch seine Tapferkeit einst viel dazu beigetragen hatte, daß eine Schlacht gewonnen war. Sein Schwert ist noch im Besitz seiner Nachkommen und wird bei dieser Gelegenheit mitgebracht; sie hängen es an die Wand, wo ihr Sitz ist, und legen dann ihre Oberkleider ab, um bequem essen und trinken zu können. Nach dem Mahle wurden verschiedene Spiele vorgenommen. Auch ließen die Schweizer von jeher gern geachtete Fremde an ihren Landesgebräuchen und Uebungen Theil nehmen. So ward einst ein Graf zum Armbrustschießen von ihnen eingeladen, um ihm zu zeigen, daß man mit einer Armbrust eben so weit schießen könne, als mit der Kugelbüchse. Der Graf bezeigte sein Wohlgefallen an dieser Art zu schießen. Man reichte ihm eine Armbrust; sie war bereits gespannt, was durch eine Winde geschieht, und der Bolzen war vorgelegt. Der Graf, gewohnt mit einer Kugelbüchse zu schießen, nahm sich nicht in Acht und legte die Hand vor die Schnur, die den Bolzen ausschnellte, und so wurde ihm der Daumen und alle Sehnen aus dem Arme gerissen. Noch jetzt sprachen sie von diesem unglücklichen Vorfalle mit vieler Theilnahme.

Anfangs glaubte ich nicht so lange in Zürich zu bleiben. Außer Lavater war mein Lieblingsumgang mit Bodmer. Die Art unserer Bekanntschaft war sonderbar. Als ich Lavater's Portrait und einige andere angefangen hatte,

sagte Lavater zu mir: „Sie müssen mir den Gefallen thun und den alten Bodmer malen.“ „Wer ist das?“ fragte ich. „Man nennt ihn,“ sagte Lavater, „den Altvater der deutschen Gelehrten und Dichter; er ist von ganz Zürich geehrt und geschätzt und man würde es mir übel nehmen, wenn ich mich malen ließe und Bodmer's Portrait würde nicht von Ihnen gemalt.“ „Was ist denn sein Hauptverdienst?“ fragte ich. „Gelehrte Kritik,“ sagte er. Dies Wort verwechselte ich mit dem Worte: bekritteln. „Nein,“ erwiederte ich, „den Menschen verlange ich nicht einmal zu sehen, viel weniger zu malen! Denn ich hasse die Menschen, welche Anderer Fehler aufsuchen und dann öffentlich zur Schau aufstellen.“ Ich hatte auch schon gehört von einer Classe Gelehrter in Zürich, welche Lavater's Gegner wären, und glaubte, jener Bodmer sei der Hauptanführer und Lavater habe seine Bitte nur deshalb geäußert, um seine Beleidiger dadurch zu beschämen. Ich schlug es also rund ab. Er aber bestand darauf, brachte mir eine richtigere Meinung von dem Manne bei und ich war schon um so bereitwilliger, ihn zu besuchen, da ich hörte, daß er ein Freund von Homer sei, den er sogar in deutsche Verse übersetzt habe. „Sie müssen ihn aber während des Gesprächs malen, ohne ihn zu belästigen,“ fuhr Lavater fort; „denn zum Sitzen wird er sich nicht bequemen und wenn er die Zurüstung von Staffelei und Malkasten sähe, so würde er es nicht einmal erlauben.“ Ich wandte ihm dagegen ein, daß ich nur Tadel verdienen würde, wenn ich das Portrait eines Mannes so im Fluge und gleichsam auf den Raub malen wollte. „Sie brauchen ihn nur zu sehen,“ versetzte Lavater, „er hat ein sehr bedeutsames Gesicht und ist so leicht zu treffen, daß ich selbst, obgleich ich nur wenig zeichnen kann, ihn dennoch mit den Händen auf dem Rücken und mit geschlossenen Augen ähnlich

machen wollte.“ „Nun,“ erwiederte ich, „das thun Sie, damit ich sehe, wie leicht es ist.“ „Ja, das will ich,“ sagte Lavater, ergriff ein Buch, legte ein Blatt Papier darauf, hielt das Buch mit dem Papier auf den Rücken und zeichnete und sagte dann: „Da sehen Sie! so sieht er aus!“ Ich erkannte in der Zeichnung wirklich einen alten, bedeutenden Kopf und willigte dann endlich ein. — Den folgenden Tag, Nachmittags, gingen wir zu Bodmer. Wir stiegen den Berg hinauf zu seiner Wohnung und ließen den Diener, welcher die Leinwand und den Farbenkasten trug, auf der Hausflur warten.

Ich hatte mir den Bodmer vorgestellt als einen dicken, satyrischen Mann. Als wir nun die ausgetretenen Stufen hinauf waren und die Thür aufging, sah ich einen würdigen Greis mit langen weißen Augenwimpern, unter denen blitzende Augen hervorleuchteten, in der Mitte des Zimmers stehen. Er empfing Lavater'n mit vieler Freundlichkeit, und als dieser mich als einen jungen Maler aus Rom vorstellte, der sein Portrait zu haben wünsche, so erwiederte er: „Ja, mit Freuden will ich dazu sitzen; so muß denn von der Tiber her ein Maler an die Ufer der Limmat kommen, um den alten, bald hinscheidenden Bodmer zu malen, damit sein Bild den Freunden zum Angedenken bleibe! Ich will recht gern dazu sitzen, Sie können nur den Tag bestimmen.“ Lavater sagte, wenn es anginge, so wünschten wir es jetzt; auch sei schon Alles dazu vorbereitet. „Nun, auch das, wenn Sie wollen,“ antwortete Bodmer; „wie und wo soll ich mich denn setzen?“ — Die Farben und Leinwand wurden mir hereingegeben; ich stellte ihm einen Stuhl, so wie das Licht vortheilhaft zu fallen schien, setzte mich auf eine Bank unter dem Fenster, nahm die Leinwand auf die Kniee, hielt sie mit der Hand, worin ich die Palette hatte, und fing

nun an zu malen und während des Malens vom Homer zu sprechen. Wie er hörte, daß ich die schönen Stellen so gut hersagen konnte, wurde der Alte ganz lebhaft und sein Auge voll Feuer. Ich suchte die lebhaften Züge zu erhaschen, indem ich nun auch anfing, malerische Stellen zu recitiren. Während dieser Unterhaltung brachte ein Bedienter ein Journal. Lavater, der sich Bodmer'n gegenüber gesetzt hatte und mit ihm redete, damit dieser ihn ansähe und den Kopf so hielte, wie ich es bedurfte, griff nach dem Journal, blätterte es durch und sagte: „Hier sind Briefe von einem jungen Maler aus Rom; da wir doch eben auch beim Malen sind, so paßt es wohl, wenn ich etwas daraus vorlese.“ — Er fing an; beim dritten Briefe unterbrach ich ihn: „Das ist nichts Neues, ich habe es schon gelesen.“ Sie erwiederten aber Beide, das könne nicht sein, denn die Blätter kämen eben erst aus der Presse und Bodmer sei gewiß der Erste in Zürich, der dieses Exemplar erhalte. Als ich nun erwiederte, die Briefe wären mir so bekannt, daß ich sie durchaus müßte gelesen haben, meinten sie, ich irre. Lavater las weiter und fast jedes Wort kam mir erinnerlich vor. Ich bat ihn, den ersten Brief noch einmal anzufangen. Er that es und da kam die Anrede: „mein lieber Jacob.“ Nun erst ward ich inne, daß dies meine eigenen Briefe waren, die ich von Rom aus an meinen Bruder Jacob in Cassel geschrieben hatte. Späterhin erfuhr ich, daß der Kriegsrath Merck in Darmstadt selbige bei meinem Bruder gefunden und sie im deutschen Merkur hatte abdrucken lassen. Wir wunderten uns alle Drei über dieses sonderbare Zusammentreffen, ich aber am meisten, da ich die Briefe loben hörte, obgleich ich mich nicht einmal ohne Fehler in der Rechtschreibung ausdrücken konnte. Als ich mich hierüber beklagte, sagten Beide: „Das thut gar nichts! die Ausdrücke

sind sehr gut; man sieht, daß Ihnen die Sache klar ist, und versteht deutlich, was Sie sagen wollen, und darauf kommt es beim Schreiben an." — Nun stand ich auf und sagte: „ich bin fertig." Drei Viertelstunden hatte ich zum Malen gebraucht. Beide waren im höchsten Grade verwundert und Lavater sagte, es müsse weiter an dem Bilde kein Strich gemacht werden; denn diese genialisch aufgefaßte Darstellung, wozu mich der alte Dichter begeistert habe, würde nur dadurch verlieren. Bodmer gewann mich von dem Augenblicke an lieb und ich ihn über alle Maßen! Er ging in sein Arbeitszimmer, holte seine aus dem Griechischen übersetzten Werke und schenkte sie mir zum Andenken dieses Tages. Unter diesen war auch der Apollonius Rhodius. Von der Urschrift sprach er viel und äußerte unter Anderem: der Apollonius sei ihm viel lieber als der Virgil. — Am anderen Morgen schickte er mir noch ein Gedicht, worin er wiederholt seine Freude zu erkennen gab; es war geschrieben am 17. September 1781. — Ich besuchte ihn nun sehr oft, saß bei ihm auf der Bank und sah aus dem Fenster über den Zürichersee hin, auf die pfeilschnell fließende Limmat und die hohen Gebirge; aus eben dem Fenster, vor welchem Kleist, Wieland, Klopstock, Goethe und Stolberg gesessen hatten und die schöne Gegend gesehen. Schon der Gedanke begeisterte und dazu kam nun noch der alte begeisterte Dichter, der mit einem jugendlichen Feuer von den homerischen Göttern und Helden sprach, so daß man unter ihnen zu wandeln glaubte. Er schenkte mir auch ein Werk, welches er über die Vergleiche und Bilder des Homer geschrieben hatte, und dies war die Hauptveranlassung, daß ich die homerischen Vergleiche und die vorzüglichsten Begebenheiten seiner Gesänge zeichnete. Diese Entwürfe machten dem alten Bodmer viele Freude; weit mehr aber noch ein Bild vom

„Götz von Berlichingen, wie er den Weislingen gefangen hat.“ Ich hatte dasselbe für den Herzog von Weimar bestimmt. Als Bodmer dieses Bild sah, rief er: „Du stellst mir ihn vor die Augen, den alten treuherzigen, ehrenfesten Berlichingen, wie ich ihn noch nie gesehen, und Thuiskon's Söhne schweben vor meiner Seele! Lange habe ich Germaniens Dichter ermahnt, die Thaten ihrer Helden zu singen, den gewaltigen Kaiser Carl, den Löwen von Braunschweig, den Helden Bernhard von Weimar; aber sie haben meinen Aufruf nicht befolgt!“ Er sprach viel und mit Eifer darüber, man solle der Nation die Thaten edler und großer deutscher Männer in Werken der Dichter und Maler als Heiligthümer aufstellen; dies bilde den Charakter des Volks, erwecke und nähre die Vaterlandsliebe und errege den Geist und die Kraft zu edler Nacheiferung, und er nannte bei dieser Gelegenheit Viele, welche es verdienten, von talentvollen deutschen Künstlern in würdigen Darstellungen verewigt zu werden. Bald nachher beehrte er mich mit einem Gedichte, worin er diese Gedanken über meinen Götz von Berlichingen ausführlicher darstellte, es war im Juli 1782, und das Gedicht selbst fand ich bald nachher abgedruckt in Joh. Bürkli's schweizerischer Blumenlese, im 3. Theile, Zürich 1783. — Ich machte in dieser Zeit, eben dadurch ermuntert, viele skizzirte Entwürfe zu dergleichen Bildern aus der schweizerischen Geschichte und aus der deutschen, unter anderen den „Conradin von Schwaben“.

Mein Bruder Jacob bereitete mir die Freude, mich in Zürich zu besuchen und mir bei meinen Arbeiten zu helfen. Er blieb aber nicht lange. Nachdem er einige Portraits und Köpfe zu seinem Studium gemacht hatte, reiste er zu seinem Freunde Burkhard nach Basel, wo er verschiedene Portraits malte. Ich besuchte ihn dort auch und sah

bei der Gelegenheit Holbein's Gemälde auf dem dortigen Rathhause*).

Um diese Zeit bekam ich auch einen Brief von meinem Bruder, dem Aufseher der Gemäldesammlung in Cassel, mit einem anderen vom Kriegsrath Merck in Darmstadt, der mir schrieb, wenn ich vom Herzoge von Gotha einen Gehalt zum weiteren Studiren annehmen wolle, so habe der Dichter Goethe mir diesen ausgewirkt, und falls ich ihn annähme, sei es des Herzogs Wille, daß ich nach Rom zurückkehre, um mich da zu vervollkommnen. — Wer war froher als ich bei dieser Nachricht! Es war eben die Zeit der Ausstellung auf der casseler Akademie. Auch ich schickte dahin einige Portraits von Lavater, Bodmer, Füßli, auch einige von Damen. Meinen Bruder und mich hatte ich in ganzen Figuren in's Kleine gemalt, wir saßen in einem Zimmer, an der Wand hingen die Portraits der besten Männer von Zürich, Lavater, Geßner, Bodmer, Füßli, Hirzel &c., und auf der Staffelei stand ein Bild: „Diogenes, wie er mit einer Laterne am hellen Tage im Gewühle Menschen sucht." — Diese Bilder waren von Cassel aus dem Herzoge von Gotha zugeschickt. Zwei davon behielt er, Bodmer's Portrait und einen „Krieger im Helm, den Kopf auf die Hand gestützt," ein Bild, das ich zu meiner Uebung gemacht hatte. Die anderen Bilder erhielt ich zurück, bekam auch Reisegeld nach Rom und machte nun alle meine Sachen fertig, um so schnell wie möglich abzureisen.

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Ueber die derzeitige Erscheinung der Gebrüder Tischbein berichtet 1823 der ehrwürdige David Heß aus seiner Jugenderinnerung an unseren Meister selbst: „Die beiden Herren Gebrüder Tischbein, wenn sie en Gala in ihren Scharlachkleidern mit goldener Stickerei in Gesellschaft waren und so schön über Kunst und Wissenschaft sprachen, erschienen mir als Wesen höherer Art." —

2. Reise über den St. Gotthard nach Mailand.

Am 24. October 1782 verließ ich Zürich und trat meine zweite italienische Reise an, ganz allein. Ich wollte keine Gesellschaft, um ungestört beschauen und bedenken zu können. Bis Luzern nahm ich einen Wagen; und auf der Höhe des letzten Berges, von wo man Zürich noch sehen kann, stieg ich aus, schaute noch einmal die Stadt an, wo ich so viele Freunde zurückließ, und winkte ihr meinen Dank für alles Gute, was ich dort genossen, und ein herzliches Lebewohl zu. Dann ging es bergab. Die Nacht blieb ich in Luzern und bestellte mir ein Schiff nach Uri. Vor Tagesanbruch schon wollte ich zu Schiffe sein. Dies geschah auch und ich befand mich bald auf dem See, wo ich nichts sah, als die schwarze Wasserfläche und die wunderbaren Gestalten der dunklen Ufergebirge. Allmälig fing der Tag an zu grauen. Die Gebirgsmassen gestalteten sich deutlicher, wurden aber noch oft von Nebel und Wolken verhüllt, die in wechselnden Formen davor herumwogten. Endlich kam auch die Sonne; die Nebel aber waren so dick, daß jene nur streifend hindurchblickte. Es war ein höchst wundersames Schauspiel von magischer Erleuchtung und schwarzer Kunst, wie ich es nennen möchte. Oft stand es ganz dunkel vor der Sonne und daneben war ein blasses Licht; dann schimmerte sie roth

durch; dann wurde sie wieder blaß, erschien darauf in vollem Lichte und glänzte auf dem Wasser, wurde dann wieder verhüllt; und so war ein unaufhörlicher Wechsel in mannigfaltiger Gestalt und Form. Die hohen Berge schienen sich zu regen, nun ward es immer heller; die Wolken fingen an zu sinken, zogen sich verschmolzen in die Felsenschluchten und die Gipfel standen rein und klar gegen den Himmel; einige als nackte Felsen, andere mit Wald bewachsen, manche grau, andere schimmernd grün, diese weiß mit Schnee bedeckt, jene nur eben leicht damit bestäubt; und es war lieblich anzusehen, wie sich der dünne Schnee auf das Grün hinlegte. Die Fahrt ging nun an Gersau vorbei, einem kleinen Orte von wenig Häusern und nur einigen Familien; aber sie hatten Antheil und Wort bei allen wichtigen Begebenheiten der Schweiz und stellten auch ihre Mannschaft zum Krieg. Der Ort liegt sehr angenehm unter den hohen Gebirgen. Auch dem Theil dieses Sees fuhren wir vorbei, der der Vierwaldstädtersee heißt und zwischen wilden Gebirgen hinstreicht. Dann bogen wir um ein Gebirge und kamen in den See von Uri. — Wir fuhren nahe an der Stelle vorbei, wo sich die Eidgenossen in der Nacht an einem Brunnen zur Rettung des Vaterlandes einst versammelten. Hier stehen die Gebirgsmassen so dicht hinter einander, daß nur die zwischen ihnen durchziehenden Wolken die Scheidung bemerklich machen; sonst würde man eine unendliche Gebirgswand zu sehen glauben. Die Abwechselung von Höhen und Vertiefungen, von steilrechten und flachabsinkenden Formen, von nackten und bewachsenen, von gediegen festen und gebröckelt zerspaltenen Felsen giebt dem Auge ein mannigfaltiges Schauspiel! An einigen sieht man, wie sich Theile von ihnen losgerissen haben und heruntergestürzt sind; andere stehen unerschütterlich fest, erscheinen aber, als

wären sie aus einer weichen umgewühlten, oder bald so, bald anders fließenden Masse zur gediegenen Härte erstarrt und mit ihren geschichteten Lagern stehen geblieben. An der Capelle, auf dem Platze, wo Tell aus dem Schiffe sprang, ließ ich anlegen und zeichnete verschiedene Aussichten, besonders aber die Nebelgewölke, welche auf eine so wundervoll magisch wechselnde Art vor der Sonne schwebten. Auch weiterhin ließ ich mich an's Land setzen, wo ich einen ziemlich starken Wasserfall aus den Felsen stürzen sah. Er hatte sich eine tiefe Grube gehöhlt, die sehr malerisch von mancherlei Gesträuchen umkränzt war. Frühzeitig des Nachmittags kam ich nach Uri und benutzte die Zeit, um die Gegend zu betrachten. Dann bestellte ich mir Pferde und einen Führer, um vor Tagesanbruch weiter zu reisen. Nach meiner Gewohnheit, mich überall mit den Einwohnern in's Gespräch einzulassen, um die Sitten des Landes und den Charakter des Volkes kennen zu lernen, sprach ich auch hier mit verschiedenen Leuten und traf unter anderen einen kurzen untersetzten Mann mit starkem Kropf. Der tadelte mich, daß ich zwei Pferde gemiethet hätte, eins zum Reiten für mich wäre genug gewesen. „Für ein geringes Trinkgeld," sagte er, „hätte ich Ihre Sachen fortgeschafft; erst hätte ich den Koffer genommen, den flugs über den Gotthard getragen, da niedergesetzt, wäre dann zurückgelaufen, hätte die Kiste geholt und so Ihre Sachen bis an den Lago maggiore gebracht." Noch vor Tagesanbruch hatte mein Pferdetreiber Alles in Ordnung gebracht, auch Zange und Hammer am Pferdesattel nicht vergessen; „denn das," sagte er, „wie Nägel, Stricke und ähnliche Werkzeuge, darf auf solchen Reisen nicht fehlen." — Ich setzte mich nun auf mein Pferd, hüllte mich in meinen Mantel, und so in mich gekehrt, ritt ich fort. Alles lag noch tief in grauem Nachtdunkel. Die Ge-

birge erschienen in wunderbaren Gestalten, bis das kommende Tageslicht sie in ihrer wirklichen Form zeigte. Vorher hatte die Phantasie freies Spiel, sich daraus zu bilden was sie wollte, nun aber sah man die starren Massen in ihrer trotzigen Unbeweglichkeit. Grausend war der Anblick, wie hier die Lauwinen gewüthet hatten. Von ganzen Wäldern hatten sie die Stämme mit sich fortgerissen, so daß nur die Wurzelblöcke geblieben. Nach Jahren noch sieht man den Weg, den eine Lauwine genommen hat. Steine, Grus, Baumstämme, Reiser bezeichnen die verwüstende Bahn und kein Gras ist nach dieser Verheerung wieder aufgekeimt. Nahe am Wege sah ich Tannen, über deren Höhe und Umfang ich erstaunte. Sie erreichen hier ungestört ihr völliges Wachsthum; auch gefällt würden sie doch nicht weggebracht und benutzt werden können; sie bleiben also bis zu ihrem vollendeten Alter, sterben dann ab und vergehen auf dem Stamme. Einige sah ich ganz grau, ohne Zweige, andere kahl und weiß wie geglättete Mastbäume, manche auch morsch in sich selbst zerfallen; einige lagen über einander gestürzt, in den Klüften wild und wüst umhergeworfen. Aber auch selbst von diesen Leichnamen gewinnen einige wieder Leben, fassen mit der ausgerissenen Wurzel Grund, schlagen auf's Neue aus und grünen frisch aus der Verwesung in die Höhe. Man sieht hier allenthalben, wie die Natur gewaltig und übermächtig wirkt! — Die stark erzeugten, himmelanstrebenden Bäume zerschmettert der Sturmwind; tobende Wasserfluthen, aus geplatzten Wolken zusammengegossen, spülen die tiefgesenkten Wurzeln aus dem Felsengrunde, führen die Stämme hinab in die Thäler, höhlen die Erde aus und rollen Felsenblöcke mit sich fort. Es toben die Winde mit Geheul, mit Brausen die Gewässer; die Wälder rauschen und knarrend reiben sich die Aeste der hochschwankenden

Gipfel. Der hangende Schnee löst sich von den steilen Bergen, fährt mit dumpfem Donner hernieder und reißt und rollt in sich fort, was ihm begegnet. Deutlich sieht man die Spuren, wo Felsenstücke, von der eigenen Schwere bewegt, sich losrissen, durch nichts in ihrem Absturze gehemmt, lang hinunter das Steingeröll verstreuten. Nicht weit von der Teufelsbrücke ist ein solcher Felsblock von oben herabgerollt. Die Landleute sagen, der Teufel habe ihn dahin gesetzt, weil ein Heiliger ihn verhindert habe, die Brücke damit einzuwerfen. An dem Felsen zeigen sie noch den schwarzen Fleck, womit er auf dem Kopfe des Teufels gelegen. Kommt man nun an die Brücke, welche nach der Sage mit des Teufels Hülfe gemacht ist, wofür der Baumeister ihm seine Seele versprochen und ihn nachher überlistet haben soll, so kann man nur mit Grausen in den Schlund hinabsehen, wo das Wasser zwischen den Felsen dahinraset. Schaumgestäube und Nebeldampf, vom Zugwinde durch einander gestrudelt, wälzt sich durch das Thal fort. — Der Wind, der vom Gotthardsberge hersausend sich über die Fläche ausbreitet, schießt nun mit Gewalt in die Felsenklemme, worin der Fluß hinschäumt, und ist oft so heftig, daß man aus Angst, hinabgerissen zu werden, nur auf Händen und Füßen kriechend sich über die Brücke wagen darf. Zur Seite ist eine wolkenhohe, glatte Felsenwand, entblößt von Erde, Gebüsch und Gras; denn der ungestüme Zugwind fegt jedes Hälmchen rein weg und tobt oft so entsetzlich, daß die Wanderer behaupten, man höre einen losen Stein in der Höhe klappern, der so in die Spalte hineingekeilt sei, daß ihn der Wind bewegen, doch nicht losreißen könne. — Bei diesen Riesengestalten und vernichtenden Kraftäußerungen der Elemente überwältigt uns unwillkürlich das Gefühl der menschlichen Kleinheit und Ohnmacht; aber zugleich fühlt sich der Mensch

wieder erhoben und gestärkt durch den Gedanken, daß sein Geist und sein Muth selbst den Elementen Trotz bieten, diese Riesen bändigen und sich unterthänig machen könne! Kühn sprengt er von einer Felsenwand zur anderen den Bogen einer Brücke über den grausenden Abgrund. Was hindert ihn nun die Kluft, was die Wuth des Sturmes, des Wassers? Der Fels, der ihm entgegentrotzte, muß ihm nun zur Bahn dienen!

Jenseit der Brücke kam ich in die Wölbung einer durchbrochenen Felsenwand. Das Wasser, welches von dem Felsen sickert, war zu Eiszapfen gefroren; die Wände hatte spiegelndes Eis überzogen; und nun schien die Sonne mit ihrem goldenen Strahle in diese krystallene Höhle. Welche wundersame Gestalten von den Eisplatten an den Spiegelwänden! Die verschiedensten der hangenden Eiszapfen, groß und klein, rund, vielzackig von der Decke starrend! Dann der krystallisirte Boden, wo herabgefallene Eiszapfen, in blitzende Diamanten zersprungen, umhergestreut waren. Daneben glänzten feurige Rubine, Smaragde, Karfunkel, Hyacinthe, Topase, Amethyste in den herrlichsten Zauberlichtern durch einander und flossen in dem Wunderglanze des Prismafarbenspiegels zusammen. In dieser Höhle hatte ich geglaubt, es sei nicht möglich, daß diese schimmernde Pracht noch übertroffen werden könne; aber wie wird der Blick, den der Wechsel jenes furchtbaren und glänzenden Schauspiels fast ermattet und übersättigt hat, nun auf einmal erquickt, wenn jetzt, nachdem man sich aus den Tiefen jener fürchterlichen Schluchten durch die Grotte hervorgewunden hat, die Buchten des Gebirges sich erweitern, die Gegend sich in freundlichem Lichte des Himmels auszudehnen anfängt und nun wie im Zauberschein eines wonnigen Frühlings der unbeschreiblich reizende Anblick eines wunderlieblich grünen,

friedlichen Wiesenthals das Auge erfrischt und den Geist des schauenden Wanderers plötzlich in heitere Traumlabyrinthe einer süß irrenden Phantasie versenkt! Ueber diese anmuthige Fläche führt der Weg durch ein Dorf bis an den Fuß des Berges, auf dem das Hospiz liegt. Hier, in Andermatt, kam ich des Nachmittags ziemlich früh an und wollte übernachten. Als ich von der freundlichen Wirthin Essen verlangte, beredete sie mich, nur wenig zu genießen, um meinen Hunger und Durst zu stillen, ich würde Abends in größerer Gesellschaft angenehmer speisen können. Es währte auch nicht lange, so kamen Reisende aller Art zu Fuß und zu Pferde und das Haus wurde immer voller. Gewöhnlich richten die Reisenden ihren Weg so ein, daß sie Abends am Berge ankommen, die Nacht hier bleiben und am anderen Morgen hinübergehen. Unter anderen kam auch ein Mann, der einen Knaben nach einem Erziehungsinstitute brachte. Dieser Knabe war aus der Familie Hedlinger und ein Enkel des berühmten Medailleurs, der am schwedischen Hofe so viele schöne Medaillen gemacht hat und auch an dem Hofe in Cassel Verschiedenes arbeitete, unter anderen das Portrait des Herrn Landgrafen Wilhelm, welches unter seine schönsten Köpfe gehört. Er war aus dem Orte Schwyz. Die männlichen Erben sind alle ausgestorben; man hat aber den Namen auf die weibliche Linie übertragen, um das Andenken des geschätzten Künstlers, der seinem Geburtsorte Ehre gemacht hat, zu erhalten. Es war ein hübscher junger Mensch, der etwas versprach, und mich freute es sehr, einen Nachkommen von Hedlinger*) zu sehen. — Es ward nun

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Vielleicht ist es nicht uninteressant, auch Knebel's Urtheil über Hedlinger hier anzuführen. „Ich machte mich bald des Morgens auf, zu Herrn Hedlinger zu gehen. Dieser ist ein Neveu des berühmten Ritters Hedlinger, dessen Kunst

immer lustiger und lauter; die meisten Reisenden kannten sich, und unter den Freunden, die hier unerwartet zusammentrafen, gab es ein Bewillkommnen, ein Händedrücken, ein Fragen und Erzählen und ein freudiges Gelächter ohne Ende. Nun wurde der Tisch gedeckt und man trug gewaltige Schüsseln auf. Ein Leckermund hätte hier sogar zur Genüge gehabt! Da rauchte ein Böckchen auf einer Schüssel; dort lagen auf einer Platte Forellen mit offenen Mäulern über einander her; dann kam eine Schüssel voll gebratener Rothkehlchen, Nachtigallen, Amseln und Singdrosseln, die sich verspätet oder den Weg durch die Thäler auf der Reise nach wärmeren Gegenden verfehlt hatten und hier am Fuße des Berges ihr Schicksal fanden.

Ehe der Tag graute, waren wir Alle schon zu Pferde, wohl eingehüllt in unsere Mäntel, denn es war bitter kalt; man fühlte und hörte den Frost. Wo die geschärften Hufeisen der Pferde eingriffen, sprühte das Gefrorene klingend auf, als wenn man Glas zerstößt, so rein war die Kälte und das Eis. Der Weg zieht sich an der Reuß hinauf, die in einzelnen Stürzen herabfällt, zum Theil über hohe Felsen. Ueber einige hüpft sie weg, neben anderen schleicht sie hin,

---

in den Medaillen, die man von ihm hat, so bewundert wird. Er zeigte mir die ganze Sammlung seines seligen Onkels, theils in Gold, theils in Silber, meist von sehr ansehnlicher Größe. Die Simplicität seines Stichels, wie seiner Erfindungen, vereint mit der Leichtigkeit, Nachdruck und Richtigkeit seiner Zeichnung und der ganzen Ausführung, machen den großen Werth davon aus. Alles ist für die Dauer, für Erz und Ewigkeit gegraben und doch welche Weiche, welche Anmuth in seinen Haaren, seinen Pelzen, seinen Kleidern und seinem Fleische! Man darf nur einen Kupferstich von Mecheln (der sie copirt herausgegeben), selbst einen von der schönen Haidischen schwarzen Kunst, dagegenhalten, so wird man den Unterschied leicht sehen.“ S. K. L. v. Knebel's Literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Leipzig 1840. III. S. 118.

so daß das Strombett fast bei jedem Schritte eine andere Gestalt annimmt. Die Oberfläche des Wassers war gefroren und was abgespritzt war, bildete die wunderbarsten und mannigfaltigsten Formen. Oft hing das Eis wie eine Decke herunter, wohinter das Wasser hervorstürzte; dann war es in Röhren gefroren, worin es herabglitt; dann in spitzen Zacken, die das Abgestäubte aufgesetzt hatte. Wie mannigfaltig diese Gestaltungen für das Auge waren, ebenso verschieden waren für das Ohr die Töne! Das rauschte, das plätscherte, das heulte in den hohlen Röhren und Schäften, das murmelte unter der Eisdecke und zwischen den Steinen! Sowie man höher kommt, erweitert sich die Aussicht. Man sieht nun schon auf andere Berge und wie auf diesen wieder andere liegen, wo Alles von Schnee glänzt und der Sonnenschein von den glatten weißen Hügeln lange wunderliche Schatten auf die Ebene hinstreckt. Oben auf dem Berge kommt man an einen Teich, worin das Wasser nie friert und Fische umherspielen, während Alles rings herum von Eise starrt. Den Scheitel des Berges bewohnte ein Einsiedler, ein fröhlicher Mann, der sich herzlich freute, wenn Fremde bei ihm ankamen, und der uns in einem warmen Zimmer mit sehr gutem italienischen Weine bewirthete. Er hielt hier Schule und hatte verschiedene Knaben bei sich, die ihm von den Eltern gern anvertraut waren, um sie vor den bösen Eindrücken zu bewahren, welche der Charakter nicht selten von den oft verdorbenen Sitten in großen Lehranstalten empfängt. — Nachdem wir uns und unsere Pferde etwas erfrischt hatten, setzten wir uns wieder auf und nun ging es auf der Seite nach Italien hinunter. Hier gewährte das gefrorene Eis wieder ein ganz anderes Schauspiel, als wir am Morgen auf der Schattenseite des Berges gesehen hatten. Es war ein heiterer schöner Tag; die Sonne glänzte auf das

Eis, welches in langen Zapfen von den Felsen herunterhing, schmelzte es oben weg, so daß das Wasser in Tropfen herabglitt, unten wieder anfror und so die Zacken außerordentlich lang und schwer wurden. So standen ganze Wände mit blinkenden Pfeilern da; von der Wärme löseten sich einige ab, stürzten auf andere Felsenstücke und zersplitterten in den Abgrund hinunter. Auch hörte man das Getöse von anderen, die man nicht sehen konnte, weil sie in tiefen Buchten dem Auge versteckt hingen und mit ihrem Sturze in die Tiefe wundersame Töne hervorbrachten. Je weiter ich den Berg hinunter kam, desto mehr erblickte ich Stellen, die schon vom Schnee entblößt waren, und aus der Tiefe schimmerten hin und wieder schon grüne Flecke. — Ich war begierig auf den Fall des Tessin, und nicht weit vom Wege ist die Stelle, wo er herunterstürzt. Ich ging hin und sah, wie er von oben herabkommt und über die Gipfel der Bäume niederfährt. Man sieht nicht, wo er bleibt, weil es abhängig und hohl bergein geht. So im Betrachten hatte ich mich zu weit an den Abhang gewagt und kam in's Gleiten. Zum Glück standen unter mir einige Bäumchen, an denen ich einen Halt gewann und mich sachte wieder hinaufschob. Der Weg ging von da so steil, daß ich gerathener fand, vom Pferde abzusteigen; auch waren einige Stellen so glatt und abhängig, daß ich mich setzte und hinunterrutschte. Unten war nun das Grüne dem Auge schon näher. Wir kamen in das Dorf Airolo am Fuße des Berges auf der italienischen Seite. Hier machten wir Mittag und hatten schon italienischen Blumenkohl (Broccoli).

Den Nachmittag ritten wir durch das Thal, wo die Tosa rauscht, ein rascher Waldstrom. Vor sich und zu beiden Seiten hat man hohe Felsenwände, mit Wasserfällen. Die Aussicht hier setzt in das größte Erstaunen. — Gegen

Abend kamen wir beim Engen-Zoll an, wo wir übernachten wollten. Hier stehen die Felsen sich so nahe, daß der Strom fast das ganze Thal einnimmt. Vielleicht waren sie auch ehemals eine Wand, aber der gewaltige Strom, welcher durch die abhängenden Gründe daher strömt, hatte sich mit eigener Kraft einen Weg gebahnt und die Felsen gespalten, dann tiefer bis auf die Grundfelsen gewühlt, die ihm mit ihrer gediegenen Masse widerstanden. Zerstäubt und mit Geheul schießt die Fluth aus den Höhlen und Spalten heraus, schlägt an Felsen zurück und brauset pfeilschnell dahin. Immer stärker, immer schneller verfolgt eine Welle die andere in schießender Eile! Das Toben dieser ungeheuren Kraft erschüttert den ganzen Boden, welcher immer den Einsturz zu drohen scheint. Steht man auf der Mitte der Brücke, die über das enge Thal führt, so kann man nicht ohne Schrecken und Bangigkeit gegen den Strom schauen; es ist, als wollte er die ganze Brücke mit sich fortreißen! Ich ging dem Wasser so nahe, als es ohne Gefahr möglich war, um das innere Wüthen dieses Kampfes genau zu betrachten. In der Dämmerung ward der Anblick des tobenden Wassers noch fürchterlicher; denn Alles war schwarz und man sah die Veste nicht mehr; nur das Wasser sah man in weißen schäumenden Wellen und es schien sich immer zu vermehren und Alles anzufüllen und zu vernichten. Hierauf ging ich wieder in's Haus, wo uns der Wirth erzählte, es habe vor einiger Zeit ein Mann bei ihm übernachtet, dem, wie er früh Morgens im Dunkeln über die Brücke gegangen, schon Jemand von der anderen Seite entgegengekommen sei. Als er diesem eben einen guten Morgen habe bieten wollen, habe der dunkle Wanderer ihn angebrummt und sei stehen geblieben, als verlangte er, daß man ihm ausweiche. Als der Reisende ihn nun genauer angesehen, habe er ent-

deckt, daß es ein Bär sei. Vor Schrecken außer sich, sei der Fremde der Länge nach in's Haus gestürzt mit dem Geschrei: „ein Bär! ein Bär!“ Man wäre nun gleich mit Feuergewehren hinausgelaufen, hätte aber nur noch seine Spuren entdeckt; nachher sei er auch in der Gegend verspürt worden und habe sich durch das Morden des Viehes ruchbar gemacht. So lange man ihm auch nachgegangen sei, habe man ihn doch nicht zum Schuß bekommen können, bis endlich ein junger Mensch, der Bräutigam gewesen, das Gelübde gethan habe, nicht eher zu heirathen, als bis er den Bären getödtet. Mit Lebensmitteln und Allem, was zum längeren Verweilen in der Einöde erforderlich, versehen, habe er endlich das Ungethüm glücklich angetroffen und erlegt. Bei seiner Heimkunft sei er von den nahen Dorfschaften als Sieger und Befreier von einem beständig schreckenden Ungeheuer freudig mit Festlichkeiten empfangen worden. — Am Abend fand sich eine lustige Gesellschaft bei unserem Wirth zusammen. Der Mann, welcher den jungen Hedlinger führte, hatte gewöhnlich das Wort, unterhielt auch die Gesellschaft angenehm und war den Meisten bekannt. Als wir aber im besten Schmausen waren, traten sieben starke Männer herein, alle mit Reiseprügeln in der Hand. Sie begrüßten die Gesellschaft, nannten auch die Meisten bei Namen. Sie waren aus Schwyz und kamen in einem Marsch von Mailand, wohin sie Kühe gebracht hatten. Der Führer warf sich erschöpft auf einen Stuhl und klagte über Mattigkeit, weil das Geld, welches er in einer Katze um den Leib trug, so schwer, und die Angst, beraubt zu werden, groß gewesen sei, besonders in den dunklen Kastanienwäldern und den tiefen Schluchten. Die Anderen blieben aber stehen, ohne ihre schweren Wanderstäbe an den Boden zu setzen, die sie mit ausgestreckten Armen hielten und dabei lachten.

Einer sagte: „Mir war nicht bange! wenn auch zwei und drei Mal so viel gekommen wären als wir, so lange sie nur keine Feuerröhre hatten, wollte ich sie schon hingestreckt haben!“ Der Geldträger forderte geschwind einen Trank zur Stärkung. Als er zwei Gläser getrunken hatte, sagte er: „Nun ist mir schon wieder besser; jetzt wollen wir uns nur ein wenig auf das Heulager strecken und dann gleich weiter.“ Das gab aber ein Mann im grünen Flausrock nicht zu. Jener mußte sich bei ihm an den Tisch setzen und essen. Die anderen Sechs saßen für sich und nahmen eine Kleinigkeit ein. Ich hätte mich gern mit diesen Männern unterhalten und über ihre einfache Lebensart unterrichtet. Ich befahl dem Wirth, ihnen eine Schüssel voll dicken Reis zu geben, wie wir hatten, und auch Wein, ich würde es bezahlen. Dies geschah sogleich und ich ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein. Sie klagten über Mailand und sagten, sie möchten für alles Geld in der Welt nicht in dieser Stadt leben, die ganz von Stein wäre, sogar die Straßen, und wo man weder Baum noch Gras sehe. „Sogar die Baumstämme, womit man die Häuser stützt,“ fuhr er fort, „sind da von Stein; und sieht man in so einen viereckigen Hof hinein, so wird man weder Kuh noch Rind gewahr. Da lobe ich mir Schwyz, wo man auf Gras geht und grüne Bäume vor sich hat, worin die Vögel singen!“ Unterdessen stand der Führer auf: „Nun ist es Zeit, daß wir gehen, ich werde in Schwyz an die Ihrigen sagen, daß ich Sie hier gesund und vergnügt angetroffen habe, und wenn ich sonst noch etwas ausrichten soll, so sagen Sie es mir, es soll richtig bestellt werden.“ „Nun, damit hat es Zeit bis morgen,“ sagte der grüne Herr, „wir sehen uns ja morgen, denn Ihr geht doch nun erst, Euch auf das Heu schlafen zu legen.“ „Nein,“ erwiederte der Führer, „wir gehen nun gleich weiter.

Schlaf bedürfen wir nun nicht mehr, wir haben nun genug ausgeruht, da wir gut gegessen und getrunken haben, das ist besser, als auf dem Heu liegen.“ Dann winkte er den Hirten; und die gingen alle zu dem dicken Mann, gaben ihm die Hand und dankten ihm, daß er sie so gut mit Speisen und Wein bewirthet habe und für sie bezahlen wolle. „Das ist mir nicht in den Sinn gekommen,“ sagte er, und betheuerte, daß er von Allem nichts wisse. Der Wirth ward gerufen, der auf mich zeigte: „Der lange Mensch dort hat es mir aufgetragen und bezahlt.“ Als ich nun äußerte, daß ich hätte die Freude haben wollen, die Männer, welche den Weg gekommen wären, den ich morgen zu machen hätte, so essen und trinken zu lassen wie uns, traten sie zu mir, reichten mir Einer nach dem Anderen die Hand, dankten und sagten: „Aber Ihr kennt uns ja gar nicht; seid Ihr denn aus Schwyz? und wir kennen Euch nicht!“ — „Das thut nichts,“ antwortete ich, „ich habe Euch gesehen und Ihr mich, und ich wollte weiter nichts, als daß wir uns mit einander erfreuten.“ Nun schlugen sie noch einmal ein und drückten mir die Hand. Herzhaft war der Händedruck dieser biederen Männer! hart war die Hand, aber man fühlte ein weiches Herz!

Im Hause verfügte sich endlich Jeder zur Ruhe und auch ich legte mich nieder. Aber nach kurzer Zeit erwachte ich wieder und glaubte, da es so helle war, daß es schon Tag sei. Meine Uhr jedoch zeigte erst auf Mitternacht. Vor Langeweile stand ich auf und sah aus dem Fenster. Der Mond schien hell durch die Weinblätter und warf seinen freundlichen Schimmer in das Zimmer. Auch von hier nahmen sich die Gebirge sehr gut aus, und ich ging aus meinem Zimmer, um sie auch aus dem anderen Fenster zu sehen. An Schlaf war nicht mehr zu denken, und als der Tag graute, wollte ich in's Freie und rüttelte an der Hausthür.

Ich konnte Niemanden finden, der mir aufmachte, bis endlich der Wirth mit einem Lichte kam und mir aufschloß. Ich ging nun in der Dämmerung wieder auf die Brücke und in der Gegend umher. Beim Zurückkehren fand ich alle Gäste beim Kaffee versammelt. Der Eine lobte seinen guten Schlaf, der Andere erzählte seine Träume und ich sagte, die Nacht sei mir lang geworden, da ich nicht hätte schlafen können. „Ja," versetzte der Wirth, „ich habe Ihn wohl herumwandeln hören, unruhig wie eine Kuh, die gekalbt und der man das Kalb genommen hat. Er muß wohl jemand Liebes verlassen haben, wonach er jammert." — Der Mann hatte Recht. Meine Seele war voll Sehnsucht nach den vielen Freunden, die ich hatte verlassen müssen und deren Andenken mir beständig vorschwebte. — Mein emsiger Pferdeführer hatte zur Abreise schon Alles bereitet und die Pferde standen fertig, bepackt das eine, zum Aufsteigen das andere. Ich wickelte mich in meinen Mantel und ritt über die Brücke den abhängigen Pfad hinunter neben gewaltig stürzenden Wassern. Man reitet eine ziemliche Strecke an abgerissenen Blöcken und steilen Wänden hin, die mit ihren Kuppen oft über den Weg hereinhängen. Hier fühlte ich es wie eine kalte Kellerluft. Dies enge, schwarze Felsenthal schien vielleicht noch düsterer, weil die Morgendämmerung es noch umhüllte. Allmälig aber hob sich dieser Schleier, und was gerade vor mir lag, wurde vielfarbig; und je mehr der Tag sich erhellte, desto höher stieg die Schönheit der Gegend. Mit dem erweiterten Tageslichte weitete sich auch das Thal immer mehr, so daß man die Felsenwände ganz übersehen konnte jenseit und diesseit des Stroms. Den Felsen ist man so nahe, daß man den Kopf weit zurückbiegen muß, um daran hinaufzusehen. Oft that mir der Nacken wehe von dem beständigen Hinaufblicken

und Hinwenden nach einer Seite, wo ein schöner Punkt war, den ich nicht verlassen konnte. Aber dieser schönen Stellen sind so viele, daß man nicht Augen genug hat, sie alle zu fassen; auch geht im Reiten Manches verloren. Bald lockt eine interessante Aussicht gerade nach vorn, dann eine zur Seite, und auch die Gegenseite will man nicht ungesehen lassen; dann entdeckt man etwas im Abgrunde, und blickt man nicht geschwind hin, so ist man vorbei und hat es für das Auge verloren; hier zieht es den Blick nach oben; dort zur Mitte des Stroms, der die wunderbarsten Abwechselungen bietet. Bald fällt er über Felsensteine herunter, dann schießt er zwischen ihnen hin; bald gießt er sich in einem glatten Sturz herab; dann winden sich die Wellen wie ein Geflechte durch einander, ohne daß man die Steine sieht, welche die Wallungen und Strudel verursachen; jetzt schäumt er, dann gleitet er still und ruhig, dann wieder auf einmal wird er wild und brausend. Auch sausen einem so mancherlei Töne um die Ohren, bald stärker, bald schwächer, wie man den Kopf wendet. An dem Strome halten sich viele Wasseramseln auf und mir schien es sehr bewunderswerth, daß dieser schwache Vogel sich in den mächtigen Sturz dieses Wassers untertaucht, eine Weile unten bleibt und doch auf derselben Stelle wieder herauskommt, wo er hineinschoß. Man sollte glauben, die Wellen würden ihn eine Strecke mit sich fortreißen; denn schwere Steine, die man hineinwirft, hört man deutlich fortrollen und an einander klappern. Auch die anderen Vögel sind erfreulich zu sehen, wie sie lustig hin und her fliegen. Besonders ergötzte mich der Grünspecht, wie er sich von einer Seite lachend über das Thal zur anderen schwingt in den gegenüberstehenden Wald. Von allen Seiten tönt fröhlicher Gesang und auf den hohen Bergwäldern das Balzen des Auerhahns.

Die Gegend wurde nun immer mannigfaltiger und schöner und die Pflanzenwelt zeigte schon ein wärmeres Klima. Das Gebüsch, die Gewächse sind üppiger, mannigfaltiger und reicher die Bäume der Wälder. Oft ist vom Gipfel des Berges bis an den Fuß ein Wald, und ist der Berg zu steil, so daß keine Bäume haften können, so ist er doch abgestuft und seine Terrassen sind dick belaubt. Diese Abwechselung macht eben das Angenehme. Einige Berge springen ganz mit ihrem Felsengeklipp hervor und die Wände der hohen Stufen sind nackt; von Absatz zu Absatz oben bekränzt sie das freundlichste Grün; dann lehnt sich ein Berg zurück und zwischen ihm und dem ersteren ist eine Kluft, die tief in's Dunkel hineinstreicht; ein anderer steht wieder vor, und so gehen sie vor und hinter einander das ganze Thal entlang. Auf ihnen ruhen die Häupter anderer Gebirge und über diese ragen aus der Ferne wieder höhere empor zu den Wolken, herabschauend in den tiefen Grund. Den freundlichen Zauber dieser mancherlei Gestalten zu erhöhen, wechseln die Wendungen mit immer neuem Farbenspiele. Unersättlich irret das Auge, von dunklen Tannen und Fichten zum hellen Grün der Lerchenbäume, zum braunen Schatten der Eichen, zum schimmernden Lichte der gelbgewordenen Buchen; dann senkt ein grüner Buchenwald sich in die Tiefe, und der Farbenwechsel mancher Bäume, die sich schon gelb und roth gefärbt haben, giebt ihm eine bunte Heiterkeit. Dazu nun die vielen Wasserfälle, welche die Gegenstände mit Schaum bedecken. Einige stehen silberhell im vollsten Lichte, andere blitzen nur stellenweise durch das Gebüsch, worin sie herunterstürzen, noch andere hängen in schattigen Buchten und gleiten in den zerrissenen Winkeln kaum gesehen hernieder, bis sie unten mit schäumenden Wellen aus dem gehöhlten Kessel an's Licht springen.

Nun kam ich an eine auffallend schöne Gegend, die mich vor allem bisher Gesehenen anzog, so daß ich abstieg, um diesen Anblick mit dem innigsten Gefühle der Bewunderung recht zu genießen und in mich zu saugen. Hier war das Alles, was ich bis jetzt nur einzeln gesehen hatte, zu einem herrlichen Ganzen vereinigt. Viele Berge senkten sich mit dem Fuß bis unmittelbar in's Thal. Ueber einen, der stark von der Sonne beleuchtet hervortrat und mit Gebüsch und hellgrünen Bäumen schimmerte, goß sich von Stufe zu Stufe in Absätzen ein Wasserfall. Ein hoher Hauptguß aber war in der Mitte und dieser schoß weit über, so daß zwischen dem Falle und der Felsenwand das Licht durchfiel und seine Schatten an der Steinwand flatterten. Wo er auf die Fläche fiel, standen gelbbelaubte Birken, die mit ihrer Goldfarbe neben dem silbernen Strome hinaufstrebten. Es sah aus, als hinge ein Silberflor zwischen Goldstoff. Neben diesem hellen vordringenden Felsen, der in den schönsten Farben prangte, ging eine dunkle Höhle hinein, in deren schattiger Bucht Wasser herunterfloß; dann trat wieder ein brauner Felsen vor, von dem ersteren halb beschattet. Durch die Schlucht senkte sich ein Wald herunter, der noch in seinem dunklen Grün stand, und breitete sich am Fuße auf der Wiese aus. Ueber dem Wasserfalle schwamm der Mond im reinen Azurhimmel und in der Ferne des langen Thals stand die purpurne Morgensonne wie eine helle Glorie und flammte in den Nebel, der sich in der ganzen Gegend herumwälzte. In den tiefen Schluchten stand er wie ein blauer Dampf und im Walde zog er unter den schattenden Bäumen wie ein grauer Strich von Rauch zwischen den Stämmen heraus. Die Schatten der vorstehenden Felsen und Bäume zogen lange Streifen in das schwebende Gewölk und zwischen diesen fielen die Strahlen der allbeleuchtenden, allerwärmen=

den, allbefruchtenden Sonne herein. Es war eine heilige Stunde der Vermählung des Himmels und der Erde! Der Athem Gottes hauchte überall; ausgespendet wurde frisches Leben und stärkende Nahrung, das erstarrt Gesunkene richtete sich auf; die gebeugte Pflanze stieg empor; der Käfer regte sich; der Schmetterling flog von der Blume, der Vogel von Busch zu Busch, von Wald zu Wald; ein allgemeines glühendes Dankgefühl regte sich in der belebten Schöpfung und Gesang stieg von der Erde wie heiliges Halleluja empor zu dem Höchsten, dessen Macht sich so herrlich verkündet! Hinein, hinauf durch das schwarze Dunkel sah man in das lichte Blau, wo der glänzende Mond schwebte. Die reinste Luft schimmerte in der blendenden Höhe; ätherische Tropfen schwammen zur Tiefe hinunter und zerschmolzen, die lechzende Erde zu tränken. Ueberall Freude, Lebensathem und Genuß. Form mit Form, Farbe mit Farbe im regsten Wetteifer und die beiden glänzenden Himmelslichter stritten mit einander, welches schöner sei, der silberne Mond oder die goldene Sonne.

Ich verließ endlich diese herrliche Stelle und sah im Weiterreiten, daß sie nicht die einzige war, an der Alles so schön erschien. Der Nebel sank nun immer tiefer und wie er sich verdünnte, verschwanden auch die Streifen, welche mich lange ergötzt hatten, indem sie durch das ganze Thal eine strahlende Glorie verbreiteten. Die obersten Höhen standen in der reinsten Klarheit, nur um den Fuß der Berge und in den tiefen Schluchten schwebte hin und wieder einiger Nebel. So wie die Sonne aber höher stieg, zertheilte die milde Wärme alle Dünste und jeder Gegenstand lag nun in seiner eigenthümlichen Farbe da. Der Alpenhirten tönende Hörner schallten von den Höhen hernieder; Einige riefen und antworteten sich wie in einem jauchzenden Wettgesang. Auch

das Brüllen der Alpenkühe hörte ich, konnte aber keine zu Gesichte bekommen, weder Hirten noch Heerden, so sehr ich mich auch bemühete. Die Berge sind zu hoch; man kann nicht bis auf ihre hohen Flächen hinaufsehen. Je weiter in's Thal hinein, hörte ich immer mehr Menschenstimmen und die Gegend wurde lebhafter. In einem Dorfe machten wir Mittag. Ich unterhielt mich mit dem Wirthe und pries die Bewohner einer so schönen fruchtreichen Gegend glücklich. Er erwiederte: „Die Leute sind hier dennoch arm; der Wein ist zu wohlfeil, die Männer wollen nicht arbeiten, sondern liegen die meiste Zeit in den Wirthshäusern, und kommen die Frauen hin, um sie wegzuholen, so bleiben die gewöhnlich auch da, oft vom Sonnabend bis zum Montag."

Als ich wieder aus dem Dorfe ritt, kam mir Alles schon italienisch vor. In den Gärten hatten die Kinder Weinranken zusammengebunden, von einem Baum zum anderen und schaukelten sich darauf. In Bellinzona fand ich schon vollkommen italienische Sitten. Selten wird Feuer auf dem eigenen Heerde gemacht; die Männer speisen gewöhnlich in den Osterien. Wir kehrten in einer ziemlich großen Osteria ein, die voll von Menschen war. Der ruhige Sinn, die friedliche Ordnung des deutschen Lebens wird hier nicht mehr gefunden. Man lärmt, man tobt; der Eine ruft hier, der Andere schreiet dort, und wer am lautesten und ungestümsten begehrt, wird zuerst bedient. Ich forderte von dem Cameriere, der mich auf mein Zimmer führte, Wasser. „Gleich sollen Sie es haben." Ich wartete lange; er kam nicht; ich stellte mich an die Treppe und rief, als ich ihn vorbeigehen sah: „Cameriere, portate mi dell' aqua, per lavare le mani!" — „A vostro comando, subito l'avrete!" — Aber er kam nicht; es kam auch kein Wasser. Ich sah wohl, wenn ich es haben wollte, so mußte ich es selbst holen.

So ging ich denn hinunter in die große Küche, wo Alles voll war, wie auf Bassano's Küchengemälden, auf denen Menschen, lebendiges und geschlachtetes Vieh durch einander sind. Hier wird geschlachtet, dort gerupft; hier gebraten und dort das Gebratene auf der Stelle verzehrt. Welch' ein Abstand, wenn man sich den ganzen Tag hindurch alles Lebens in der Natur erfreuet hat und kommt dann in solch' eine Küche, die einer Hölle gleicht! Es schien der letzte Tag für alle Geschöpfe gekommen zu sein, und doch war es für die Menschen eine Auferstehung. Die Müden und Hungrigen saßen und zermalmten die gebratenen Lämmchen und Hühner und Kapaunen, und wie sie diese zu sich genommen, kräheten sie selbst lauter als die Hähne und zu dem Gesang klang die Guitarre und die Castagnetten. Nahe an der Thür, wo ich stand, war ein langes, doppeltes Hühnerbauer vollgepfropft von Hühnern und Hähnen. An einem Tische daneben stand ein Mann, der griff hinein, ohne zu sehen, was er faßte, und indem er eins packte, wandte er sich im Gespräche zu Jemand und schnitt unterdessen dem Huhne die Kehle ab. Das hatte er so durch die Uebung im Gefühle, ohne die Augen zu gebrauchen. Dann schlitzte er es auf und warf die Eingeweide in den Trog. Die hungrigen Hühner, welche schon darauf lauerten, verschlangen sie im Augenblick, während die Hähne sich mit den anderen Weibern in der Fortpflanzung ihres Geschlechts ergötzten. Das war ein Vernichten, das war ein Leben! Andere Hähne kämpften mit einander und pickten sich weidlich in die Kämme. Kaum erfreute sich aber der Sieger seines Triumphes, so ward er schon von der Hand des Schlachters ergriffen und zappelte sterbend an der Erde, und Kamm und Bartlappen wurden bald als eine andere Schüssel zubereitet, Cronelli, ein Gericht von Hahnenkämmen, Lämmer= und

Hahnenbohnen und Hühnermagen. Welch' ein Unterschied auf der kleinen Strecke diesseits und jenseits des Gotthards! Ich wandte mich nun an eine dicke Frau, die da saß und mir die padrona della casa zu sein schien, weil sie Alles anordnete, und bat sie, mir Wasser und auch Essen auf mein Zimmer bringen zu lassen. Sie befahl es den Augenblick und wie ich mich umkehrte, folgte mir der Cameriere auch bis an die Treppe und sagte: „ma Signore, wollen Sie nicht in's Theater gehen?" — „Auch das verlangst Du von mir?" — „Mi pare, che si vede nella nostra casa commedia, tragedia e opera buffa." „Ich habe aber keine Lust das noch einmal in Fratzen nachgeahmt zu sehen." „Avete ragione, mà al teatro pare tutto più bello." — Ich brachte hier eine traurige Nacht zu. Unruhe von Innen und Außen, mehr noch als auf dem Engen-Zoll, wo der Tessin in seinen Windungen donnerte und mich nicht schlafen ließ. Hier fing nun das rauschende italienische Leben wieder an, worein ich mich wenig schickte und mich schmerzlich getrennt fühlte von dem stillen, ruhigen, gemüthlichen Wesen der besonnenen Deutschen. —

In der grauen Morgendämmerung ritt ich wieder fort, voll Sehnsucht, nun endlich an den hochgepriesenen Lago maggiore zu kommen. Auf dem Wege dahin zeigten sich mir viele schöne Aussichten. Besonders die Berge, welche mit Kastanienwäldern bedeckt sind, geben dem Ganzen ein ernsthaft gefälliges Ansehen. Es scheint, als sei der Samen zu den Bäumen vom Himmel auf die Berge gefallen und so von dem Gipfel durch die Schluchten herniedergerollt bis an den Fuß, wo der Wald sich ausbreitet. Man sieht deutlich, wie die Erde von den Scheiteln der Berge heruntergespült ist; in den abhängenden Schluchten ist sie liegen geblieben und am Fuße festgeschwemmt. Darin sind nun die

Kastanien aufgekeimt und der Wald ist entstanden, der oben in den Spalten anfängt, erst dünn, dann immer dichter, und endlich als große Waldung sich in die Ebene ausbreitet. Als ich dem Gebirge näher kam, wo ein starker Kastanienwald die Berge umgürtete und nur die Scheitel nackt herausstanden, während alles Andere mit grünen Bäumen bedeckt war, die dunkel in die Gründe zwischen den Bergen hineingingen, hatte ich das Vergnügen, eine Jagd zu hören, wo eine große Meute Hunde mit dem Hifthorn geführt wurde und Waldhörner durchtönten.

In Magadino entließ ich die Pferde und nahm Abschied von meinem emsigen Pferdeführer, der mir unterwegs treulich mit seiner Hülfsleistung beigestanden hatte, und miethete nun eine Barke mit drei Männern zum Rudern. Ich machte dabei die Bedingung, daß ich so viele Tage, wie ich wollte, auf dem See bleiben könnte, und daß sie, wo ich es verlangte, mich an's Land setzen und warten müßten, bis ich zurückkäme, um weiter zu fahren. Auch dachte ich daran, Lebensmittel mitzunehmen, wenn wir etwa an einen Ort kämen, wo nichts zu haben wäre. Ich ließ deshalb Schinken, Würste und viel Brot kaufen und sagte zu den Leuten, sie möchten mir auch einige gekochte Kastanien mit in's Schiff geben. Wie nun Alles in Ordnung war und ich mich in's Schiff setzte, kamen die Männer mit einem Sack Kastanien, der so hoch war, daß er mir bis an die Brust reichte, setzten ihn vor mich hin und sagten: „Nun esset!“ Ich antwortete, so viel hätte ich nicht verlangt, und fragte, was sie kosteten? „Nichts,“ erwiederten sie und brachten noch einen solchen Sack und dann noch einen kleinen mit gebratenen Kastanien, setzten Alles neben mich hin und sagten: „Esset, wie sie Euch am besten schmecken, gekocht oder gebraten; das ist unsere tägliche Kost.“ Als sie nun zu den Rudern griffen, sah ich nur

zwei Männer und eine Frau. Dem widersetzte ich mich und wollte nicht zugeben, daß anstatt eines Mannes eine Frau das Schiff mitführen sollte, da ich doch drei Männer gedungen hätte. Es könnte doch sein, bemerkte ich, daß wir einen Sturm bekämen, wo die Leitung des Schiffes kräftige Männer erfordere. Die Fahrt auf diesem See ist überhaupt schlimm und gefährlich, weil man oft aus einer stillen Bucht um das Vorland eines Berges herumfährt und nun, da man vorher keinen Wind spürte, auf einmal ein Sturm zwischen den Bergen hervorbrauset, der das Schiff umwirft oder vernichtet. Die Männer aber baten mich, ich solle nur ruhig sein und es zugeben, denn diese Frau sei gewohnt, immer zu fahren, und an Stärke und rüstigem Wesen nähme sie es mit anderen Schiffern auf. Als ich nun auch sah, mit welcher Leichtigkeit und Gewandtheit sie mit den Geräthschaften umging, die Ruder tüchtig angriff und den Mast aufrichten half, so ließ ich es geschehen und dachte: „eine Frau muß man doch nicht aus dem Schiffe weisen; wer weiß, ob es nicht die Fortuna ist!"

Wir segelten also ab. Die Fahrt ging recht glücklich, und so wie das Schiff lief, veränderten sich mit jedem Augenblicke die Gegenstände. Bald flog es an einem waldbewachsenen Berge vorbei; dann kam schroffes und nacktes Geklipp, dann eine Höhe mit grünen hangenden Matten, worauf Vieh weidete, ein Berg dann mit landwirthschaftlichen Gebäuden und Hütten; auf dem folgenden lag eine schöne Villa, deren Palast prächtig von Terrassen mit Orangen und Lorbeerbäumen umgeben war; dann wieder die Wildniß eines wüsten Berges, wo aus tiefer Schlucht ein schroffer Fels in die Höhe stieg. So hatte ich im stillen Beschauen an diesen vorüberfliegenden Naturscenen den reichsten Genuß! Doch war er nicht sättigend; denn immer gehen Blick und Wunsch nach dem, was

dort hinten liegt, wo die hohen Gipfel der Gebirge herwinken, deren Felsenmassen in weiter Ferne über andere noch herüberragen. Nachmittags verschönerte sich die Gegend, wie die Sonne stärkere und längere Schatten warf und ein röthlicher Dunst in der Luft schwebte; allein gegen Sonnenuntergang erschien Alles erst in seiner völligen Pracht und Herrlichkeit durch den rothen Schein, der an die Gebirge glänzte, so daß sie in brennender, weitflammender Goldgluth standen! Dann aber kam der braune Abend, der, die einzelnen zerstreuten Schönheiten und blendenden Erscheinungen sanft und leise mit einander verschmelzend, Alles in großen Gestalten sehen ließ und in blassen Silberschein verwandelte, den Himmel und das Wasser. Ein flacher Spiegel des Himmels war der See mit kühn anstrebenden Felsen umgeben, die sich so tief in ihn hineinsenkten, als sie hoch in der Luft standen. Man sah zwei Himmel und vier Felsenufer. Es war eine heilige Stille. Das Bild der Felsen stand unbeweglich, wie sie selber im klaren Wasser; doch neigten sich die Gipfel nachbarlich im leisen Wellenspiel nickend gegen einander. Kein Lüftchen athmete, kein Wölkchen war zu sehen; kein Blatt rauschte; kein Schilfchen lispelte; keine Welle plätscherte; kein Vogel ließ sich hören, selbst unser Boot schien nur im feuchten Wasserhimmel zu schweben und von den nächsten Wellen mit leisem Murmeln begrüßt zu werden. Vom Ufer tönte dumpfes Gebrüll und Blöken der Heerden und man vernahm menschliche Stimmen, fröhliches Gelächter und Rufen. Auch wurden nach und nach Lichter und Hirtenfeuer an den schwarzen Gebirgen sichtbar; sie schienen daran zu hängen, denn die Fläche, worauf sie brannten, war nicht zu unterscheiden. Die Luft war rein und frei von allem Dunst; die Seele dünkte sich geläutert und von jeder körperlichen Hemmung befreit, fessellos in der Weite

dieser wonnigen Seligkeit zu schweben, nur lieblicher Wohlgeruch von dem Pflanzenleben des nahen Ufers kündete sich den Sinnen an und gewährte einen süßen Genuß. So wurde ich sanft von meinem Schiffe hingewiegt, welches nun dem Ufer näher kam. Doch geschah es nicht in jäher Eile, wie sonst vom Winde gejagt die Schiffe an's Ufer fliegen, nur durch leise Ruderschläge glitt es ohne Rauschen vorwärts. So hatte ich die Schiffer gebeten, um nicht durch den Lärm des Ruderns diese heilige Stille zu unterbrechen; doch fühlte ich ein Sehnen, zu landen, um zu sehen, was sich da rege beim Schein der vielen Lichter, die aus der Ferne uns entgegenflimmerten. Wir landeten an einem Orte, aus welchem Bolongaro gebürtig ist, den Jedermann kannte, wegen seiner großen Fabrik von Taback, womit er die halbe Welt versehen hat. Mit Verwunderung traf ich ein großes Wirthshaus, wie ich an einem so kleinen Orte nicht vermuthete. Der Aufwärter, welcher mich auf mein Zimmer führte, sagte, wenn ich Lust hätte an Table d'Hôte zu speisen, so würde ich Gesellschaft finden und er mich rufen, wenn man zu Tische ginge. Als ich in das große Zimmer trat, sah ich eine lange Tafel mit vielen Couverts, aber wenig Personen; nur einen Mann mit Frau und Tochter, wie es schien. Sie grüßten mich freundlich, ich erwiederte es und wir kamen sogleich in ein Gespräch. Ich sagte, daß ich ein Maler und im Begriff sei, nach Rom zu reisen, zugleich aber die schönsten Gegenden besehen wolle. Darauf erwiederte er, er sei aus der Stadt, wo die große bronzene Statue des heiligen Borromeo stehe (aus Arona am Lago maggiore), und er sei mit seiner Frau und Tochter auf einer seiner Besitzungen in dieser Gegend gewesen, um die Lese von Kastanien und anderen Früchten zu sehen. Einen solchen Ausflug mache er gewöhnlich jeden October, theils um die Aufsicht bei der

Ernte zu führen, theils aber auch um seiner Frau und Tochter den Genuß der schönen Herbstzeit zu verschaffen. — Er war ein äußerst angenehmer Mann, von sehr würdigem Ansehen; seine Frau liebenswürdig und zuvorkommend und seine Tochter eine wahrhaft schöne Gestalt voll reizender Anmuth. Ihr schlanker Wuchs wurde trefflich durch ein langes Gewand erhöht; sie hatte einen Mannshut auf wie gewöhnlich die italienischen Damen, wenn sie im Herbste auf's Land gehen, und sie trug eine lange Haarflechte mit weißem Bande umwunden. Der Mann wies mir einen Platz an zwischen seiner Frau und Tochter; er setzte sich daneben und wir unterhielten uns über die Umgegend. Er erzählte mir von der Ernte, von seinen umherliegenden Besitzungen und dem Vergnügen, welches der jährliche Besuch derselben ihm gewähre, und sagte: „Wenn Ihr die Schönheiten dieser Gegend recht sehen wollt, so müßt Ihr mit uns auf unsere Güter gehen, da will ich Euch an den merkwürdigsten Orten umherführen, denn ich kenne Alles in der Runde ganz genau. Geht also morgen mit, bleibet bei uns und wenn wir auf's Land gehen, so erzeigt uns das Vergnügen Eurer Gesellschaft." Die Frau und die schöne Tochter sagten dasselbe. „Wir sind eben nicht reich," setzte der Mann hinzu, „aber es mangelt uns an nichts; wir führen ein Leben, das uns fröhlich erhält, und fern von Uebermuth wie von Sorgen, freuen wir uns an dem, was wir haben, und an der Anmuth dieser lieblichen Natur." Dann erzählte er von den Sitten des Landes und wie so Viele aus dieser Gegend in der weiten Welt umherschweiften, um Reichthümer zu erjagen. So habe der Bolongaro Millionen erworben u. s. w. — Mit dieser Familie brachte ich einen sehr vergnügten Abend zu und ehe wir uns zum Schlafengehen trennten, wiederholte der Vater noch einmal seine Einladung. Wie

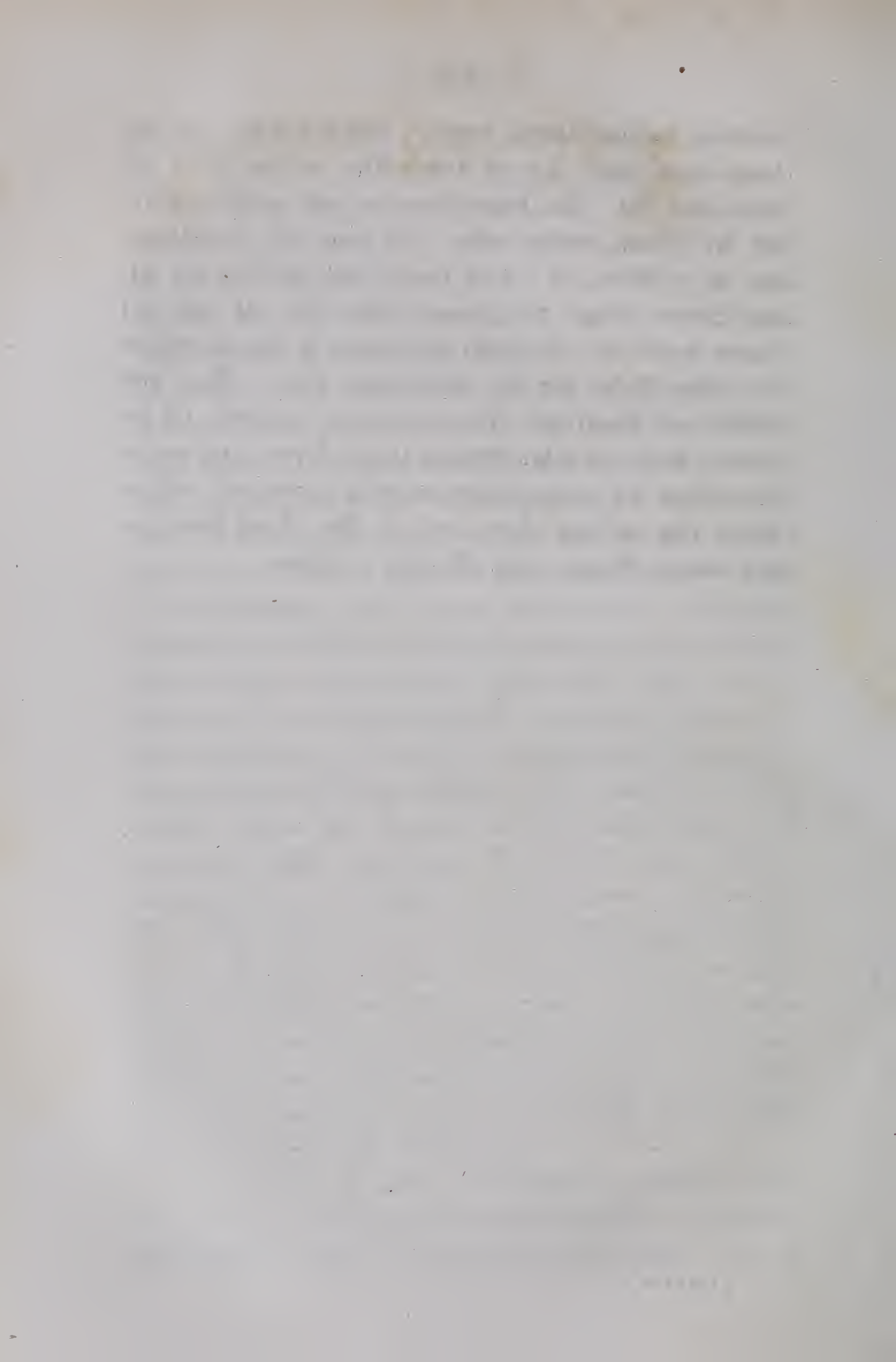
gern hätte ich sie angenommen! Eine so schöne Gestalt, wie die des Mädchens mit der weißen Flechte, konnte ich schwerlich unter den Antiken in Rom finden; aber ich mußte Abschied nehmen. Meine frühe Abreise verschob ich indeß; denn ich wünschte das schöne Bild noch einmal zu sehen. Als es Tag wurde, ging ich vor das Haus, welches dicht am See lag, und wandelte dort am kieselichten Ufer, um zu erwarten, bis jene freundlichen Menschen aufgestanden wären, und noch einmal Abschied von ihnen zu nehmen. Lange ging ich so in Gedanken auf und nieder, bis sich endlich ein Fenster öffnete und das schöne Mädchen herausschaute. Das weiße Band war jetzt aus den Haaren weg, sie hingen in langen Locken zu beiden Seiten des Kopfes hernieder. So schön hat Guido nie die Magdalenen gemalt, aber er hat auch nie ein solches Modell gehabt! Nachdem wir uns mit einem guten Morgen begrüßt hatten, sagte sie: „Nun ich hoffe, Ihr habt Euch besonnen, mit uns zu gehen.“ Ich antwortete ihr, ich hätte nur gewartet, um ihr und ihren Eltern ein Lebewohl zu sagen, und da die Letzteren vermuthlich noch länger schlafen würden, so wollte ich es ihr übertragen, mich ihnen zu empfehlen und ihnen meinen herzlichsten Dank zu sagen für den angenehmen Abend, den ich durch ihre Bekanntschaft genossen hätte. Dann stieg ich in das Schiff und wir segelten ab. Es war ein schöner Morgen, ganz wie gestern. Immer wechselten schöne und neue Gegenden ab, Berge und tiefe Schluchten folgten einander, bis wir die berühmten Inseln erreichten. Nachdem ich die eine gesehen, fuhr ich zur zweiten. Von der Schönheit der beiden Inseln werde ich nichts sagen, weil sie schon so oft beschrieben sind; doch wünschte ich, daß ihre Beschreiber erst die Villen zu Rom, Tivoli und Frascati gesehen hätten! Da stehen schlanke Cypressen und weit ausgebreitete Pinien und vor

den hohen Lorbeerbäumen sieht man oft nicht die lange Allee; da ist Duft von schönen Blüthen und in den Palästen die schönste Blüthe, die der griechischen Kunst! — Hier waren viele Gemälde, die ich lange besah; denn eine Gemäldesammlung war mir wieder etwas Neues. Die vorzüglichsten schienen mir aus des Guido Reni Schule zu sein. Nun schickten aber die Schiffer und ließen mir sagen, ich möchte kommen, um wieder abzufahren. Als ich noch zögerte, um Mehres zu besehen, kam der Schiffer selbst und bat dringend, mich keinen Augenblick länger aufzuhalten, wenn ich heute noch nach Sesto wollte; es würde ein Sturm kommen, der uns nöthigen könnte, hier auf der Insel zu bleiben. Ich ging hinaus in den Garten und fand das Wetter schön und den Himmel klar; aber der Schiffer versicherte, es wäre ein großes Unwetter im Anzuge: „Sehen Sie dort die hohen spitzen Berge; dort der schwarze Fleck, das ist's, und in kurzer Zeit werden wir es haben; die Gefahr droht!" Ich glaubte ihm folgen zu müssen und stieg in das Schiff. Alle drei Schiffer sahen auch ernsthaft aus und faßten sorgsam die Geräthschaften an. Sie machten ein viel längeres Steuerruder als gewöhnlich, einen langen Baum hinter dem Schweife des Schiffes. Meine Augen waren fortwährend nach den höchsten Gipfeln der Berge gewandt, wo ich das dunkle Fleckchen, welches an dem Gipfel schwebte, immer größer werden sah, während wir vielen Bergen vorübersegelten und bemerkten, daß der See unruhiger wurde und die Wellen höher gingen. Das Fleckchen wuchs endlich so an, daß eine Wolke daraus entstand, die den Berg einhüllte und in weniger Zeit die ganze Gegend. Abgerissene Wolken wurden nun wie Nebel dahingejagt; waren wir einem Berge vorüber, so strich ein starker Wind zwischen dem und dem anderen heraus. Der Wind wurde nun gewaltiger und regte den

See zu heftigen Wellen auf. Dann stürmte es im Wirbel gegen einander, als würfen die Schweizergebirge den Wind, der aus dem Piemontesischen strömte, zurück und dieser wieder jenen. Ergrimmt ließen sie ihre Wuth auf den See aus, kämpften mit einander sich drehend und wirbelten die gehobenen Wellen durch einander, daß sie schäumend sich selbst zerschlugen. Nun ergriffen sie das Schiff, drehten es aus seinem Lauf; bald schwankte es hierhin, bald dorthin; das Segel flatterte, dann wurde es wieder gefüllt und drückte auf die eine Seite, dann wieder zu der anderen hinübergeworfen, daß der Bord dem Wasser gleich war. Das Gesprudel der Wellen flog mir in's Gesicht und über mich hin. Die Schiffer hingen sich an die Taue und zogen mit aller ihrer Kraft das Segel in die Richtung, aber es war stärker als sie. Geworfen, geschleudert wurden sie oft über einander her. Hier sah ich, was die Frau vermochte: die hatte mehr Stärke, als die Männer. Ich wickelte mich aus dem nassen Mantel und faßte auch mit an. Ich schrie, man sollte das Segel niederlassen, denn der Wind werde das Schiff umwerfen, aber die Schiffer schrieen mir entgegen, das Segel müsse bleiben, sonst werde das Schiff umschlagen. Der Streit wurde heftiger; ich verlangte nun, das Segel nur etwas niedriger zu machen. Den Willen thaten sie mir, aber das Schiff schwankte stärker und sie zogen sogleich das Segel wieder in die Höhe als einziges Mittel, unser Leben zu retten. „Seien Sie ohne Sorgen,“ sagten sie, „das Schlimmste ist schon vorüber, der Wirbelwind! nun mag er wehen so stark er will; wir müssen das Segel ihm stramm aufsetzen, dann drückt er das Schiff gegen das Wasser und es geht gut.“

So geschah es auch. Der Wind lag stärker in dem Segel und das Schiff schnitt durch die Wellen in schnellem, gleichförmigem Laufe. Wir suchten den nächsten Ort zu

erreichen, wo man landen konnte. Das Schiff flog und wir kamen nach einiger Zeit an flaches Ufer, wo das Schiff auf den Strand lief. Wir stiegen nun aus und wollten warten, bis der Sturm vorüber wäre. Ich fand ein Wirthshaus, wo ich zu Mittag aß. Nach einiger Zeit hatte sich der heftige Sturm gelegt; der Himmel klärte sich auf und wir fuhren wieder ab. Je weiter wir kamen, je weniger wurden der hohen Berge auf der italienischen Seite. Man sieht endlich nur Hügel mit Reben bepflanzt, während auf der anderen Seite die hohen Gebirge in die Ferne ragen und an ihrem Fuße sich artige Städte malerisch ausbreiten. Gegen Abend kam ich nach Sesto, wo ich über Nacht blieb, um den anderen Morgen nach Mailand zu fahren.



Wilhelm Tischbein:

Aus meinem Leben.

Zweiter Band.

Aus meinem Leben.

Von

J. H. Wilhelm Tischbein.

Herausgegeben von

Dr. Carl G. W. Schiller.

Mit Portrait und einer Stammtafel.

Zweiter Band.

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1861.

VII.

Mailand.

Als ich in Mailand ankam, war mein Erstes, daß ich nach dem Dome ging. Das ist ein heiliger Wald, von der Kunst aufgestellt, von Gottes Geiste bewohnt, mit Bäumen besetzt, aus deren Wurzeln schon die Aeste an dem Stamme hinauflaufen, oben sich einander die Zweige reichen und als festes Gewölbe vor Sonne und Regen das Innere decken.

Es wurde eben das Fest des Carlo Borromeo gefeiert, und an den Wänden zu beiden Seiten den Dom entlang waren Bilder aufgehängt, welche die Wunder dieses Heiligen darstellten. In einer kostbar ausgezierten unterirdischen Capelle sah ich den vor mehren hundert Jahren Verstorbenen liegen; sein Gesicht noch ziemlich unverstellt und ähnlich allen den Portraits, die während seines Lebens nach ihm gemalt sind. Aber sein Geist lebt noch jetzt; überall findet man die Spuren und Wirkungen vieler trefflicher Anstalten, die er gestiftet hat. Große Züge dankbarer Schüler aus den von ihm errichteten Lehrinstituten wallfahreten in ihren mannigfaltigen, vielfarbigen Kleidungen zu seinem Grabe. Seine den Mailändern so reichlich erwiesenen Wohlthaten sind zu bekannt, als daß ich sie noch einzeln aufzuzählen brauchte. — Von magischer Wirkung in dieser großen Kirche ist die Dämmerung, welche durch die hohen, gemalten Fenster auf die Bildhauereien fällt. Sie haben kein reines Licht und keinen dunklen Schatten und doch erscheint Alles

rund und wie in einem Zauberlichte. Es giebt den Gestalten, und vorzüglich den Köpfen, etwas so Gefälliges, daß ich nie vor dem Dome vorbeiging, ohne einzukehren, um mich an ihnen zu erfreuen. Mein zweiter Weg war nach der ambrosianischen Bibliothek, um die Bilder von Johann Breughel zu bewundern: „Die vier Elemente." Auf dem Bilde der Luft sieht man allerlei Arten von Vögeln. Mit höchster Treue ist jedes Vogels Charakter gezeichnet, besonders richtig ist der Kopf und der Schnabel. Man muß erstaunen, wie Breughel mit dem weichen Pinsel das Eigenthümliche des Schnabels hat wiedergeben können; es ist so bestimmt, als wäre es mit der Feder geschrieben. Auf dem Bilde des Wassers hat er mannigfaltige Fische und Wasservögel angebracht; das der Erde zeigt vielerlei Thiere, die darauf leben. Um den Fleiß und die Schönheit recht zu betrachten, braucht man ein Vergrößerungsglas; denn Alles ist klein wie Miniatur; aber durch das Glas glaubt man ein Gemälde von Snyders zu sehen, mit den markigen Charakterzügen. Um das Feuer vorzustellen, hat er eine weitläuftige Schmiedegrotte gewählt, wo künstliche Arbeiten von Eisen und Metall verfertigt werden, Rüstungen und Waffen aller Art. In diesem Bilde erkennt man den Breughel, der mit Liebe in's Kleine Alles nachzubilden suchte, was ein Anderer kaum in's Große kann. Die mit Gold ciselirten Harnische, Helme und Schilde sind von außerordentlicher Genauigkeit. Wenn er die Belohnung für diese unsägliche Mühe nicht in sich selber fand, so wird er sie schwerlich und nur von Wenigen erhalten haben; denn es erfordert schon Anstrengung, diese Bilder nur zu betrachten. Warum mochte der treffliche Maler seine Kräfte nicht auf dankbarere Gegenstände verwenden? Nicht weniger Bewunderung erregt ein Blumenstück, wo er die Form jeder Blume

und die Pracht der Farben auf das Treueste nachgeahmt hat. Ueber der künstlich gezeichneten Vase, worin diese Blumen stehen, liegt ein Schmuck von Juwelen aller Art, Diamanten, Rubine, Smaragde, Sapphyre u. s. w. In diesen Edelsteinen hat er die Farbenpracht und den Glanz der Sonne nachgeahmt, das Blitzen und die Härte des Diamants als Gegensatz der sanften weichen Blumen. Während des Besehens erzählte man mir: als Breughel dem Cardinal Friedrich Borromeo dieses Bild geschickt, habe dieser eine große Freude gehabt und einen Juwelier befragt, was dieser Schmuck von wirklichen Edelsteinen wohl werth sein möchte. Der Juwelier habe nun ihren Werth nach der Größe geschätzt und der Cardinal, dieser edle Kunstbeschützer, darauf an Breughel geschrieben: „Den Blumenstrauß, welchen Du mir geschickt, nehme ich als ein Freundschaftsgeschenk an; aber Juwelen haben immer ihren Preis, und hier schicke ich Dir den Werth dafür." Die Bezahlung für das Bild war so hoch, wie der Juwelier den Schmuck geschätzt hatte. Man sagte mir auch, daß für die Bilder der vier Elemente einst eine große Summe geboten sei, aber man habe sie nicht verkaufen wollen. Sie gehören auch unter die Kunstsachen, deren Werth nicht mit Golde bezahlt werden kann, und sind in ihrer Art das Vollkommenste. Das wußten auch die Franzosen, die sie wegnahmen, ohne sie zu bezahlen, und sie nach Paris brachten. Auch erzählt man: als Breughel, der mit dem Borromeo genaue Freundschaft hatte, sich von ihm nicht wollte bewegen lassen, in Italien zu bleiben, habe dieser mit ihm den Vertrag geschlossen, jedes wohlgelungene Bild, welches er in seinem Vaterlande fertigen würde, ihm zuzuschicken, und zwar für jeden Preis, den ihm ein Liebhaber bieten möchte. Den großen „Jahrmarkt" von Breughel besaß Herr Schmidt in Kiel. Ein anderer

Breughel, Bruder oder Verwandter, war in Neapel; auch gab es einen Bauernbreughel und einen Höllenbreughel; denn es waren ihrer gar viele und jeder malte auf eine andere Art, doch immer in das Kleine, und ihre Arbeiten sind voll von Details. Ihr aufmerksamer Geist drang bis zu dem Geringsten, so daß sie Alles, was sie in der Natur fanden, auch in ihren Arbeiten anbringen wollten. Ich sah hier von ihm einige kleine auf Kupfer gemalte Landschaften, die mehrentheils gebirgige Wildnisse vorstellen, wo man von der Höhe auf niedere weite Thäler, Seen und Flüsse in die Ferne hinabblickt. In diesen wüsten Einöden haben sich Einsiedler niedergelassen. So wie des Künstlers sinnreicher Geist mühsame Arbeiten sich aufgab, so hat der Einsiedler in dieser unzugänglichen schroffen Felsenwüstenei sich durch Stufen, Treppen und Leitern von Abhang zu Abhang einen Zugang gemacht; bald geht er von oben nieder durch eine Höhle in den Berg hinein, bald vermittelst der Stricke von außen an der Felsenwand frei in der Luft schwebend, über fürchterliche Abgründe und Schlünde hernieder; dann kommt er wieder zu einem Plan und einer stillen Grotte. Hier hat er seine geringen Bedürfnisse nahe bei sich, ein wenig Moos zum Lager, einen Stein zum Kopfkissen, einen Korb, worin er sich Speise hergetragen, und eine kleine Quelle, die oben aus dem Felsen träufelt, hat er durch Röhren zu seinem Sitze geleitet, die gießt ihm Trank in sein Brünnlein, das in Stein ausgehöhlt ist. Er sitzt nun hier in ungestörter Ruhe, denn der Weg zu ihm ist von unten unmöglich, von oben beschwerlich, und er kann ungehindert denken und nachsinnen. In seiner Felsenhöhle schauet er durch eine Oeffnung frei heraus auf die große Welt, die niedrig vor ihm liegt mit den Dörfern und Städten der vielfache Gewerbe treibenden Menschen. — Es waren

viele solcher Landschaften da, jede verschieden, aber angefüllt mit sinnreichen Erfindungen, welche die Einbildung beschäftigen und Stoff geben, auch über Mehres nachzudenken, was nicht auf dem Bilde ist. So mühsam herbeigesucht die Idee von so mancherlei Gegenständen war, so mühsam war auch die Ausführung. Fast jedes Blatt am Baume war einzeln gemalt und umschrieben, man sah es flach oder verkürzt, von oben oder von unten; jeder Ast, jeder Zweig war richtig gezeichnet, der Baumstamm mit seiner Borke, das Gras und Moos, jeder Vogel in dem Baume; jedes Thierchen, das in dem Grase lief, war zu erkennen: und doch war Alles Eins und das Ganze in Harmonie. Mir machten diese Landschaften viel Freude, und noch schweben sie mir als inhaltsreiche Gedichte von Wüsteneien vor, wo des Menschen irregetriebener Geist außerhalb des Gewühls volkreicher Städte wieder seine Ruhe findet.

Unter den zahlreichen hier sonst noch vorhandenen Bildern nenne ich nur diejenigen, welche sich durch ihre Eigenthümlichkeit vorzüglich auszeichnen und ein Verdienst haben, das man in anderer Meister Werken nicht in einem so hohen Grade findet, als zum Beispiel ein Bild, „die Geburt Christi", von Rottenhammer. Mädchen und Kinder stehen umher und schauen das neugeborene Kindlein an. Die Freude erhöhet die bräunliche, glühende Farbe, welche den Brünetten einen so zauberischen Reiz giebt, und dies hat Rottenhammer so vollkommen erreicht, wie ich dergleichen an keinem anderen Bilde gesehen habe. Hierzu hatten ihm wohl Tintoretto's Werke den Weg gezeigt, von dem man sagt, er habe seinen Pinsel in Blut getaucht. In diesem Bilde Rottenhammer's sieht man das warme Blut, wenn es einem schönen italienischen braunen Mädchen die Freude bis zur äußersten Haut durchglühen läßt. Tintoretto sah es

in der Natur und ahmte es nach; Rottenhammer nahm es von Beiden. Besonders ist im Schatten die durchsichtige klare Fleischfarbe meisterhaft, mit allem Zauber, welchen die Farbe eines schönen beschatteten Frauenhalses giebt. Möchte ihn nicht eine ungeschickte Hand verwischen! Man erstaunt über die Kunst, mit der er die Farben behandelte und sauber auftrug. Engel umschweben die Krippe; sie sind leicht und zierlich gestaltet und ihre Wendungen äußerst graziös. Auch hier denkt man an Tintoretto's fliegende Figuren. Das Ganze ist eine Liebesgluth!

Unter die vorzüglichsten Schüler des Leonardo da Vinci gehören die Gebrüder Luini. Ich sah von jedem einige Arbeiten und lernte sie von einander unterscheiden, indem ihre Werke, wie auch mehre ihres Meisters hier beisammen waren. Ihr Colorit ist warm und die Fleischfarbe natürlich; sie hat vielfarbige Tinten und ist sanft und wollig, mehr als in Leonardo's Werken, wo sie bei allzu strenger Genauigkeit, die Form zu bestimmen, verloren gegangen ist. Hiermit ist nicht gesagt, daß durch die Bestimmtheit der Formen das Colorit leide. Bei Holbein findet sich auch neben der äußersten Ausführung und strengsten Genauigkeit jedes Contours der Flächen und Erhöhungen das schöne Colorit. Sein kleines Bildchen, unter dem Namen „der schönen Phryne in Athen", kann als Muster hierin aufgestellt werden. Auch ein weiblicher Kopf von Luini erregte meine vollste Bewunderung. Mit der saubersten Reinheit hat er die Farbe, als wäre sie Wasser ohne Fett, hingesetzt und sie so behandelt, daß der Contour so scharf zu sehen ist, als ob er mit der feinsten chinesischen Tusche gezogen wäre. Diese Geschicklichkeit muß man von Leonardo da Vinci gelernt haben. Er mischte seine Töne auf der Palette und dann setzte er sie auf die Tafel, ohne sie gleich mit anderen zu

vermischen. So sitzt Ton neben Ton, Tinte neben Tinte. Erst nachher schmolz er sie behutsam zusammen, damit sie hell und rein blieben. Auch Parmegianino hat Köpfe in dieser Art gemalt. — Was mir am meisten an diesem Kopfe von Luini auffiel, war das Auge. Ich erstaunte, daß man die Natur so vollkommen erreichen kann! Ein wässeriger Spiegel, der so schwer mit Farben nachzuahmen ist! Es war von der schönsten Form, die man sehen kann; rein gezeichnet, daß es dazustehen schien; das Licht, welches durch den Augapfel fällt, war durchsichtig wie ein Glas von der bläulichen Schönheit des schillernden Perlmutters und auf dem schwarzen Augapfel spiegelte sich das Fenster. Mit nämlicher Vollkommenheit waren auch die anderen Theile des Gesichts gemalt und zusammen machte es ein Ganzes. Doch hatte der Kopf wenig Idealisches; es war ein schönes Gesicht, aus der Natur genommen, wie man es wohl im gewöhnlichen Leben findet, aber selten von so reiner Schönheit. Es gehört dieses Gemälde unter die schönsten Köpfe, die ich in der Malerei gesehen habe. Ein anderes schönes Auge sah ich in dem Bogenschnitzer von Correggio. — Mein dritter Gang war zu dem berühmten Abendmahl des Leonardo da Vinci in dem Speisesaale des Klosters St. Maria delle Grazie. Es würde mein erster Gang gewesen sein, wenn ich mir nicht vorgenommen gehabt hätte, einige Studien nach den Köpfen dieses herrlichen Bildes zu machen. Die Geistlichen erlaubten es mir sogleich und so ging ich alle Morgen hin. Ich hatte auch meinem Freunde Lavater versprochen, ihm eine Zeichnung von dem Christuskopfe zu schicken, der für den besten Christuskopf gehalten wird, welchen man in der Malerei hat. Da Vinci hat hier den Christus vorgestellt wie einen natürlichen, aber erhabenen Menschen, dessen großer, reiner Geist eine univer=

selle Einsicht hat und der die Menschen als Meister wie seine Schüler unterrichtet. Mit ruhiger Hoheit sitzt er unter seinen Freunden, die ihm sagen: „Meister, wir werden Dich bald nicht mehr sehen, aber wir lieben Dich!“ Darauf spricht er: „Und doch ist Einer unter Euch, der mich verrathen hat!“ Darauf giebt es eine allgemeine Bestürzung und Bewegung unter ihnen am Tische. Die Nächsten springen auf und bezeugen ihre Unschuld; der Eine reißt sein Kleid auf und zeigt seine reine Brust; der spreizet die Arme aus vor Verwunderung; ein Anderer streckt die Finger in die Höhe und schwört, daß er es nicht gewesen. Johannes, von zartem, weichem Gemüthe, ihm zunächst sitzend, lehnt sich an ihn, schlägt die Augen nieder und faltet die Hände zusammen, als sagte er: „Wie ist es möglich, einen Solchen zu verrathen!“ Man erkennt den Busenfreund an der Theilnahme, sein Ich ward getroffen. Petrus, im Auffahren, ergreift das Messer, augenblicklich den Verräther zu bestrafen; er rückt von seinem Sitze hinter dem Anderen weg und rührt mit dem Finger den Johannes an, fragend, wer es sei? denn ihm, Jesu Lieblinge, denkt er, müsse es wohl vertraut sein! — Judas zieht den Rücken ein und lehnt sich mit dem Geldbeutel auf den Tisch, voller Furcht vor dem Messer des heftigen Petrus, den er hinter sich fühlt. Weiter hinunter an dem Ende des Tisches ist die Bewegung ruhiger, als wäre die Stimme von der Mitte aus noch nicht deutlich zu ihnen gekommen, denn der Hohe, Edle hat es leise gesprochen. Man fragt, man sagt's einander, daß ihr Meister verrathen sei und das von Einem unter ihnen! Der Aufstand ist allgemein, doch mit abgestufter Bewegung, je nachdem der Charakter heftig oder ruhig ist. Nahe um Christus ist es am lebhaftesten. — Ein Meisterstück von Composition! Hier erkennt man den großen

Leonardo, den vernünftigen Mann, den richtigen Denker. Es geht Alles so natürlich zu, daß, wer zufällig in eine Tischgesellschaft träte, wo dergleichen gesprochen wäre, als Christus hier sagt, eben das sehen würde, was in diesem Bilde geschieht! Hier ist nicht auf malerische Gruppirung gedacht, oder sonstige künstliche Stellungen. Wem auch die Geschichte nicht bekannt wäre, der müßte sie errathen. Er sieht's, die ganze Tischgesellschaft wird von einer unvermutheten Bestürzung ergriffen und aufgeregt. Wenn man so halbe Tage vor dem Bilde sitzt und zeichnet, dann sieht man erst das Einzelne und wie es zum Ganzen geordnet ein vollkommenes Eins ausmacht. — Um mein Verlangen zu befriedigen, die Zeichnung von dem Bilde zu sehen, von der man sagt, sie sei von Leonardo's Hand, eilte ich nach dem Hause des Besitzers derselben, des Herrn Casanova, Rè degli armi. Ich glaubte da noch schärfere Meisterzüge in den Köpfen zu finden, denn die ersten Gedanken, die ersten Federstriche, die dem Künstler aus der Seele geflossen, mit ungetheilterem Gefühl in dem ersten Feuer der Begeisterung hingeschrieben sind, die werden oft beim Malen geschwächt, weil der Künstler mit der Behandlung der Farben, mit dem Stoff zu sehr beschäftigt ist und dies mehr Aufmerksamkeit erfordert, als die Feder und die Dinte, die leichter und williger fließt. Als ich in das Haus kam und um die Erlaubniß bat, die Zeichnung zu sehen, führte mich ein Bedienter in das Zimmer, wo dieselbe aufgehängt war. Da er die Thür öffnete und ich hineintreten wollte, sah ich eine Dame mit zwei Dienerinnen am Nähtische sitzen. Sie standen auf, ich entschuldigte mich und trat zurück; sie aber nöthigten mich freundlich herein, nahmen ihre Arbeitssachen zusammen und winkten noch einem Bedienten, einen Tisch und einen Schemel zu bringen, damit ich die Zeichnung

bequem und so lange als ich nur wünschte an der Wand sehen könnte. Alle meine wiederholten Entschuldigungen waren umsonst und die Damen gingen in ein anderes Zimmer, welches, wie sie sagten, ihr gewöhnliches Arbeitszimmer war; auch befahlen sie dem Bedienten, mir Alles zu leisten, was ich nöthig hätte, die Zeichnung recht zu sehen. — Ich stieg nun auf den Tisch und betrachtete die Zeichnung Kopf für Kopf. Die Köpfe waren alle sehr meisterhaft gezeichnet und der Charakter von jedem, wie im Bilde, ohne Veränderung. Sie schienen mir daher auch nicht die Skizze zu dem Bilde zu sein, sondern nach dem Bilde gezeichnet, denn die Contoure waren zu rein und dem Bilde zu ähnlich, was gewiß nicht sein würde, wenn es ein Entwurf gewesen wäre. Wie unschätzbar würde es sein, wenn man die Studien hätte, die Leonardo zu diesem Bilde gemacht hat! Als ich die Zeichnung lange besehen hatte und eben weggehen wollte, kam die Dame wieder mit einer anderen und sagte mir, diese sei ihre Schwester und die Frau vom Hause. Auch diese war sehr freundlich und bat mich, jeden Tag wiederzukommen und nach Gefallen zu bleiben, so lange ich wollte; sie bedaure nur, daß ihr Mann nicht zu Hause sei, der gern meine Bekanntschaft gemacht haben würde. Ich dankte für die Erlaubniß und für den Genuß, den mir die vortreffliche und seltene Zeichnung gewährt hätte, und als ich mich schon empfohlen hatte, kam Herr Casanova zu Haus und ich mußte auf der Treppe mit ihm umkehren. Er war äußerst freundlich, überhäufte mich mit Höflichkeiten, sagte, daß er die Deutschen sehr liebe, und lud mich für heute und für alle Tage, so lange ich in Mailand bliebe, zum Mittagsessen ein; er habe täglich einige Freunde bei sich, Männer von Verdienst und muntere Köpfe, deren Unterhaltung mir vielleicht Vergnügen machen könnte. Ich nahm

für morgen die Einladung an. Am folgenden Tage lud mich der Bediente nochmals ein und sagte dabei, ein Herr von der Gesellschaft würde mich abholen. Dies geschah und ich fand eine zahlreiche Versammlung von sehr interessanten Männern, mit denen ich zum Theil nähere Bekanntschaft machte, besonders mit einem Liebhaber von Originalzeichnungen, deren er eine große Sammlung hatte. Er war ein Spanier von Geburt und bekleidete eine Stelle in der Regierung. Während der Tafel war es sehr lustig; die witzigen Köpfe scherzten wechselsweise mit munteren und launigen Gesprächen. Es war Einer darunter, der auch mit zu einer solchen Gesellschaft gehört und so nöthig ist wie ein Buffone. Er erzählte alle Neuigkeiten des Tages, und weil es angenehm und bequem war, durch seinen Mund zu vernehmen, was sich seit gestern, seit der letzten Nacht und heute morgen zugetragen, so nannte man ihn, wie man mir in's Ohr raunte: „La trombetta di Milano". Besondere Aufmerksamkeit erregte auch der Sohn des Herrn Casanova, ein Knabe, der die schönsten Brindisis ausbrachte und trefflich improvisirte. Alle, die da waren, setzte er in Verwunderung, sie lobten die Gedanken, die vielfachen blumigen Wendungen und den Reichthum seiner Ideen. Wie ein Quell, der unabgesetzt fließt, so reich strömten die Gedanken. Jedem, der Reihe nach, die da am Tische waren, brachte er ein Brindisi. Einige der Gäste griffen sie auf, wiederholten sie und schätzten ihn dem besten Improvisatore gleich. Ebenso tüchtig war er auch in der Musik; er sang Arien mit Beifall der Kenner. Sonderbar, daß in diesen Künsten Kinder oft so viel vermögen, aber im Zeichnen können sie selten etwas Erträgliches hervorbringen! Und doch kritzeln sie schon, sobald sie nur etwas in die Hände bekommen, womit sie einen Strich oder Riß zu machen im Stande sind. Gewiß liegt

die bildende Kunst ebenso in dem Menschen und ist ihm ebenso angeboren wie Musik und Poesie, aber es scheint, als wenn zu jener eine männlichere Kraft gehöre, und das Praktische zu lernen erfordere Zeit bis zu den gesetzteren Jahren. Es haben Jahrhunderte hindurch Männer die Malerei geübt und sie blieb doch in der Kindheit und konnte sich nicht erheben, obgleich das Praktische schon erworben war. Der malerische Geist lag gefangen und konnte nicht aufstreben, bis der große kräftige, lichtvolle Leonardo die Hülle brach — und es ward Licht! Ueberall erschienen jetzt freie Werke der Malerei. In der sixtinischen Capelle schuf Michel Angelo aus sich selbst jenen Gott-Vater im purpurnen Gewande, der den mächtigen Arm ausstreckt, und wo er nur hindeutet, einen Menschen werden sieht. Michel Angelo malte mit dem Verstande. Er wußte, woraus die Sache bestand, und so machte er sie. Tizian arbeitete mit höchster Phantasie; wenn Leben und Bewegung ein Vorzug in einem Bilde ist, so muß er der größte Maler genannt werden. Er wußte das Momentane zu ergreifen, die Bewegung und das Gefühl, wie es sich im Munde und Auge zeigt. In dieser Weise sah ich ein Bild von ihm, worin ein Kind mit inniger Liebe nach der Mutter blickt; so ist auch das Gesicht der Danae. Endlich stand der Heliodor von Raphael da, groß mit ungebundenem Geiste, und in Parma schwebten die Götter und Engel im offenen Himmel durch die Kuppel in die Kirche hernieder! So lösete Correggio vom Grunde die Figur und man sah sie sich drehen und wenden. Da kamen die Caracci, deren Schule noch bis jetzt fortgeht; Guido, der das Kleine als unnöthig verschmähte, u. A. Ich will hiermit nicht sagen, daß vor Leonardo nichts Gutes gemalt sei. Nein, es wurde viel mehr hervorgebracht, als seither geschehen, denn jener Zeit

verdanken wir das Bild der Jungfrau Maria, der Mutter Gottes, die der Welt den Vermittler gebar, die reine Unschuld, weibliche Sittigkeit und Würde; das Schätzbarste, was für den Menschen auf der Welt ist. Sie wurde wohl von Griechenland durch die Maler mitgebracht, aber in Italien ist sie erst völlig ausgeführt. Die Innigkeit ist nachher freilich durch das Malerische verloren gegangen, aber im Ganzen war die Malerei jener früheren Zeit noch ohne freien Geist. Die Künstler malten wie nach ausgeschnittenen Mustern, die sie nur auflegten, umschrieben und ausfüllten, oder als wäre es nach Schatten an der Wand gezeichnet und dann colorirt; so flach sind die Figuren auf der Tafel. Das Innere, was sie mit freier Hand ausführen mußten, ist auch schwächer als der äußere Contour. Doch findet man sehr scharf gezeichnete, schöne Marienköpfe und Engel aus jener Zeit. Selbst einige Mosaiken sind ihrer Einfachheit und Größe, sowie ihres Contoures wegen achtungswerth, obwohl trocken und armselig. Es war auch nicht auf einmal, daß Leonardo da Vinci erschien; er war es auch nicht allein, Mehre kamen ihm in der Kunst nahe. Sie waren allmälig gereift und Alle gehörten sie der Zeit an. Einer muß als Glied des Anderen betrachtet werden, denn Einer bildete den Anderen und bildete sich durch den Anderen. Die Medici beseelten den Kunstgeist in Italien und überall wachte er auf. Die Zeit war da, daß sich die Blüthen zeigten, und sie verbreiteten sich wie ein Frühling, dessen Hauch die Blumen weckt.

Bei dem Spanier, welcher mich eingeladen hatte, seine Sammlung von Originalzeichnungen zu sehen, fand ich nach meinem Wunsche viele von Leonardo da Vinci, und es freute mich zu sehen, wie diesem Meister darum zu thun war, den Contour recht rein und genau zu haben. Gewöhn-

liches Papier genügte ihm nicht, das war ihm zu grob und höckerig, deshalb hatte er es mit Kreidegrund überzogen und dann mit einem Silberstift darauf gezeichnet. Auf diese Weise konnte er die Grenzen der Form mit allen, auch den geringsten Ein- und Ausbiegungen, nach seinem Willen bestimmen, denn sein scharfes Auge sah, was Anderen unentdeckt blieb. So machte er's ebenfalls mit den Schatten; auch diese waren bis auf die geringsten Nüancen der Flächen, Höhen und Tiefen ausgeführt. Einige nackte Figuren nach der Natur, nicht viel größer als ein Finger, waren zum Erstaunen ausgeführt, besonders ein Hieronymus, vermuthlich um ein Bild danach zu malen. Zu seinen schönen Frauen scheint er ein gewisses Lieblingsgesicht aus der Natur genommen zu haben, auch sieht man in den Werken seiner Schüler oft das nämliche. Ich gab mir viele Mühe, womöglich Alles von Leonardo und seinen Schülern in den Kirchen und Gallerieen von Mailand aufzufinden, fand auch Verschiedenes von ihm und Vieles von seinen Nachahmern. Unter anderen sah ich einige Bilder mit nackten Kindern, wo Form und Zeichnung den Antiken sehr nahe kam; die Contoure waren äußerst rein und bestimmt. Sie waren nicht ganz fertig, aber desto geistiger. Von Luini sah ich noch verschiedene, die alle ein schönes, warmes und helles Colorit hatten; auch von anderen Nachahmern, ebenfalls äußerst fleißig ausgeführt, das Colorit war aber zu braun. Vermuthlich hatte die Zeit viel dabei gethan, sodann das viele Uebermalen und Anfeuchten, wie es schien, mit Oel oder Firniß, was denn mit der Zeit nachdunkelte. Doch waren alle diese Bilder voll Verdienst, nicht allein wegen der äußersten Vollendung der Formen, sondern auch wegen des Ausdrucks in den Physiognomieen; besonders war in einem Kopfe des Johannes das sanfte Gemüth ansprechend

ausgedrückt. Man muß die Bilder des da Vinci und seiner Schüler mit Ruhe und Nachsinnen betrachten; denn es sind tiefgedachte und reiflich überlegte Kunstwerke. Sie haben aber nicht das Brillante, was beim ersten Anblicke gefällt und anzieht. Es war mir sehr auffallend, was der König von Schweden Gustav III. sagte, als ich mit ihm in der Gallerie Borghese zu Rom war. Er ging vor einem Bilde von L. da Vinci schnell vorüber. Ein Kenner bat ihn, wieder zurückzukommen und das Bild zu betrachten, welches von Allen für ein großes Kunstwerk geschätzt werde. Der König kam zurück und betrachtete es eine Weile, dann ging er wieder fort und sagte: „Es mag wohl viel Verdienst haben, aber es ist nicht angenehm.“ Die meisten Bilder des Leonardo haben auch wirklich etwas Eigenes, das nicht gefällt, zum Beispiel seine „Carità“, wo eine Frau sich bückt und drei Kinder von der Erde aufnimmt. Ich habe Menschen gesehen, denen es nicht gefallen wollte. Die Frau mit den mageren Armen und dem gelben Colorit hat nichts Schönes. Der Künstler hat mit Schattentönen gerundet; man kann aber auch mit Farbe runden; das nebelige Blaue fernet mehr als das dunkle. Ist man ein Kenner der Menschen und betrachtet dieses Gesicht, so sieht man in den Augen das mitleidende Herz, wie gern sie hilft und beisteht und wie sie mit dem Blicke der Liebe beklagt, nicht in dem Maße wohlthun zu können, als sie wünsche! — In einem anderen Bilde von Leonardo, ich sah es zu Rom, es sind zwei weibliche Figuren, „die Eitelkeit und die Tugend“, welch' ein Ausdruck im Gesichte der ersteren! Die Tugend tritt zu ihr und sagt, daß etwas Höheres sei, als eitler Schmuck. Leonardo kannte die Menschencharaktere und war ein großer Physiognom. — Ich sah auch viele Caricaturen von ihm, die er in üppiger Laune mit der Feder

gezeichnet hatte, alle geistvoll, manche Bewunderung, andere Lachen erregend. Eine besondere Zeichnung der Art, einen Kopf in Lebensgröße, hatte ein Maler in Rom. Das Gesicht war nach einem pöbelhaften Schimpfworte zusammengesetzt; man hört es oft in Rom, wenn man einen Menschen ohne Kraft schimpfen will, sogar von Damen! Hamilton bot einst eine große Summe dafür, ich glaube hundert Carolinen, aber der Besitzer forderte tausend, und so verschwenderisch sonst die Engländer für Kunstsachen sind, so erlaubte er sich doch nicht, so viel für eine etwas obscöne Zeichnung zu geben.

Ich besuchte nachher die ambrosianische Bibliothek noch einmal. Ein Fremder, der den Bibliothekar kannte, führte mich zu ihm und dieser, ein äußerst gefälliger Mann, gab sich viel Mühe, uns Alles vorzulegen, was uns besonders interessirte. Zuerst sahen wir viele große Foliobände von Leonardo da Vinci's Hand. Alles war verkehrt von der Rechten zur Linken geschrieben, die Buchstaben rein und deutlich, und auf vielen Blättern hatte er mit der Feder Zeichnungen beigefügt von allerlei Maschinen, die er erfand, für Wasserbau, Festungswerke, Kanonengießereien u. s. w. Man muß erstaunen, was der Mann alles wußte, wie thätig und fleißig und in wie vielen Künsten er Meister war! Zu bedauern ist es, daß er uns nichts von seinen chemischen Kenntnissen hinterließ, wie er z. B. seine Farben machte und wie er sie behandelte; denn die Farben auf seinen Bildern haben sich vor anderen jener Zeit am besten erhalten. Was man Gedrucktes hierüber von ihm hat, daraus ist wenig zu entnehmen. Auch hatte er in jenen Manuscripten allerlei Bemerkungen an den Rand geschrieben; so stand auf einem Blatte: „Mein Bedienter Francesco hat mir meinen Silberstift gestohlen.“ — Wir besahen hierauf

noch viele Bände mit Originalzeichnungen von anderen großen Meistern. Auf dem vordersten Blatte war eine Liste von den darin befindlichen Zeichnungen. Darunter auch einige von Raphael und mehren der größten Meister, aber wir fanden sie nicht mehr, die Blätter waren sammt den Zeichnungen ausgeschnitten. — Der fremde Herr gab sich für einen Kenner aus und hatte auch einige Kenntniß. Wenn nun eine Zeichnung kam, worauf kein Name stand, so sagte er ganz bestimmt, von wem sie sei; dann freute sich der Bibliothekar und meinte, es sei auch für den Nichtkenner gut, wenn der Name sogleich dazu geschrieben würde. Der Fremde ließ sich nicht lange bitten, seine Weisheit schriftlich von sich zu geben, und forderte Dinte. Da stand nun unglücklicherweise ein Dintenfaß mit einer Feder, die sehr grob schrieb, die nahm er und schrieb auf jede Zeichnung den Namen hin, welchen er für den rechten hielt. Nun kam ein Blatt von Albrecht Dürer, nach welchem der bekannte Kupferstich gemacht ist, wo Gott der Vater den Christus, seinen Sohn, todt auf dem Schooße liegen hat. Diese Zeichnung war überaus schön und mit dem gewöhnlichen Fleiße des Dürer ausgeführt, und sie war so groß wie das Blatt vom Buche, ohne Rand. Ich war soeben in meiner Freude über die bestimmten Formen, welche mit markigem Federzuge hingeschrieben waren, wo jeder Zug mit Gefühl und Ausdruck von der ersten Eingebung geleitet worden war, wo der lebende Geist, mit dem es der Künstler empfand, noch durchaus darauf schwebte, und ich überzeugte mich hier so recht, wie viel mehr Geist in der Zeichnung sei, als in dem Kupferstiche, bei dessen mechanischer, langsamer Arbeit das Feuer so leicht erkaltet: als in diesem Augenblicke jener Kunstkenner so schnell, daß ich es nicht mehr verhindern konnte, mit der groben Feder mitten auf den Leib Christi

schrieb: „Alberto Durero". Es wurde mir dabei zu Muthe, als sähe ich einen Menschen dem Albrecht Dürer einen tödtlichen Stich versetzen! Die Italiener nennen ihn übrigens Durero, weil sie glauben, er habe seinen Namen von duro, und geben auch jedem harten Bilde den Namen Durero. — Wie sorgfältig bewahren doch die Holländer dagegen ihre Bilder! Beim Besehen der Zeichnungen ziehen sie weiße Handschuhe an und Niemand darf indessen rauchen oder eine Prise dabei nehmen. — Bei einem Kunstliebhaber, der auch selbst Versuche in der Malerei gemacht, aber es darin nicht weit gebracht hatte, sah ich gleichfalls eine Sammlung von Handzeichnungen, worunter viele schätzbare Stücke waren. Nur schade, er hatte in einige selbst hineingezeichnet, um ihnen mehr Ausführung zu geben, und ihnen dadurch das Geistige und die Originalität benommen. Hier waren ebenfalls verschiedene von Leonardo da Vinci. Ueberhaupt war mir in Mailand vorzüglich darum zu thun, Werke von diesem Meister zu sehen, und ich überzeugte mich immer mehr, daß er vor allen Anderen die Kunst verstanden hatte, der Form den reinsten Contour zu geben, und daß eben darum ein angehender Künstler seine Werke studiren müsse, doch nicht zu viel! Wie noch Größeres würden Leonardo und seine Schüler geleistet haben, wenn sie die Schönheit der griechischen Formen gekannt hätten, besonders die schönen Gesichter und die großen Charakterköpfe, so wie sie nachher bekannt geworden sind durch den Cardinal Alexander Albano, Winckelmann und Mengs. Seit dieser Zeit kennt man erst die Schönheit; gefällige Köpfe sah man von jenen, aber keine von hoher Schönheit, so wie in den Antiken. Von solchen Männern möchte ich den Kopf der Niobe, den Apoll, die Juno, den Jupiter gezeichnet sehen! — Nachher besuchte ich auch verschiedene

Künstler, unter anderen den Herrn Knoller, der eben an einem großen Altarbilde für seine Landsleute, die Tyroler, arbeitete. Man sah da den offenen Himmel mit unzähligen Heiligen. Er hatte viel Phantasie und eine große Praktik im Pinsel und war ein äußerst artiger und gefälliger Mann. Sein Atelier war voller Arbeiten, aber seine Manier war sehr flüchtig und er klagte selbst, daß er sich diese der geringen Preise wegen habe angewöhnen müssen. — Ich besuchte auch die Professoren der Akademie. Diese fand ich aber gar nicht aufgeheitert, sondern vielmehr niedergeschlagen und zum Theil müßig. Sie beklagten sich, daß sie keine Käufer für ihre Werke fänden und daß keine Liebhaber für die Kunst da wären. Doch wurden sie wieder aufgemuntert, als sie sahen, daß ich so viel Eifer zeigte, indem ich bei ihnen um die Erlaubniß bat, mit auf der Akademie nach dem Leben zeichnen zu dürfen. Sie erwiederten, daß sie schon seit Jahren dort nicht mehr gezeichnet hätten, indeß wollten sie nun in meiner Gesellschaft wieder anfangen. Dies geschah auch. Den Montag Abend waren die meisten versammelt und sie thaten mir die Ehre an, daß ich selbst das Modell stellen sollte. Ich weigerte mich lange, aber ich mußte es annehmen. Von meinem Freunde Trippel hatte ich das Actstellen ziemlich gelernt, denn der war darin ein Meister ohne Gleichen. Ich gab dem Modelle erst verschiedene Stellungen, wovon ich wußte, daß die递Haupttheile des Körpers sich vortheilhaft zeigen und eine schöne Figur machen würden: sitzend, dann liegend, von vorn, dann eine in heftiger Bewegung, dann einige von hinten. Nachdem ich so mancherlei Versuche gemacht hatte, stellte ich es aufrecht gerade von vorn, den einen Arm von innen, den anderen etwas gebogen von außen zu sehen; dann fragte ich, ob sie damit zufrieden wären? Sie sagten Alle „ja“. Ich hätte höflicher

sein und eine leichtere, sitzende Stellung wählen sollen, aber ich that es wegen meiner selbst. Ich wollte die stehende Figur zeichnen, welche das Schwerste ist, um zu sehen, wie viel ich verlernt hätte, seitdem ich nicht nach dem Nackten gezeichnet hatte. An einer aufrecht stehenden Figur kann man sehen, ob Einer zeichnen kann und was er versteht. Ueberhaupt muß man bei dem Actzeichnen auf die zufällige, momentane Bewegung Acht geben. Wenn sich das Modell regt, kommen die Theile zum Vorschein, die man in der Ruhe nicht gewahr wird. Viele verlangen, daß das Modell stillstehe oder sitze, damit sie es genau abcopiren können; das muß man aber nicht. Das Modell ist nur eine Hülfe, wodurch man die Figur, welche man in der Imagination hat, vollenden kann. Man muß oft dem Modelle sagen, daß es sich bewege, damit man sieht, woher der Muskel komme oder wie die Knochen der Gelenke sich bewegen. — Ihre Akademie war übrigens gut eingerichtet, besonders für die Classe der Handwerker, welche in Verzierungen arbeiten. Sie hatten Modelle in Gyps, auch Abgüsse von den meisten antiken Verzierungen, aus ganz Italien zusammengesucht. Ich habe auch Leute gekannt, die sich hier gebildet hatten und ganz vortreffliche Arbeiten machten.

Den Thier- und Landschaftsmaler Herrn Londonio besuchte ich auch. Bei dem sah es sonderbar aus! In seinem Hause fand man das Hirtenleben im Kleinen. Er hatte allerlei Modelle, Schäferhütten von Binsen, Schilf und Stroh, allerlei Geräthschaften der Schäfer, auch alte bemooste Baumstämme und Aeste, Steine und Wurzeln, die er gebrauchte und natürlich mit Schatten und Licht in seinen Bildern anbrachte. Auch sah man bei ihm viele Studien nach der Natur: Ochsen, Pferde, Kälber, Schafe ꝛc. Besonders gut waren einige Figuren nach dem Leben gemalt: alte

Hirten und Knaben und Mädchen, worauf er sich auch viel einbildete und sagte: „Um das zu können, habe ich lange Studien gemacht; in der sixtinischen Capelle nach Michel Angelo gezeichnet und die ganze Kuppel des Correggio in Parma copirt; ohne dies würde man's nicht so malen können, wie ich." In der That waren seine Sachen kräftig und markig. Er war ein geistiger alter Mann, der mir sehr gefiel, mit Enthusiasmus und Liebe über seine Kunst sprach und ein stilles Schäferleben führte. Ich glaubte eine lebendige Idylle zu sehen. Um sein Haus waren Gärten und schon das Aeußere zeigte daher einen ländlichen Sitz. Es schienen hier Philemon und Baucis zu wohnen, er selbst ein fröhlicher Alter, sie — ein gutmüthiges Mütterchen. In dem friedsamen Hause wohnte inniges Ergötzen an der Natur. Er zeigte mir noch die Hütte, die er gebraucht hatte, als er sein Bild, „die Verkündigung der Hirten," malte. Modelle von Engeln schwebten darüber und Schafe und andere Thiere standen herum. Er habe Alles stehen lassen, sagte er, weil es ihm noch immer Freude machte. — Angelica Kaufmann hatte verschiedene Sachen, welche von Londonio nach der Natur gemalt waren, copirt und behielt sie immer für sich. Sie zeigte sie mir einst und sprach mit vielem Lobe über seine Verdienste. Seine Thiere waren nicht immer in Proportion, die Köpfe oft zu groß. Das kam vielleicht daher, weil er die Köpfe, welche er als Studien gemacht hatte und die meistens in Lebensgröße waren, dann bei ganzen Thieren auf seinen Bildern anbrachte. So geschieht es wohl, daß der Kopf zum übrigen Thiere nicht paßt, weil man das Eine zu viel im Auge hat, ohne das Ganze zu übersehen. Von seinen Kupferstichen, die er selbst radirt hatte, ließ er einige auf blaues und braunes Papier drucken und höhete sie dann mit wei-

ßer Farbe, so daß sie zum Theil eine schöne Wirkung thaten.

Als ich das erste Mal in Mailand war, besuchte ich auch das Haus des Grafen Firmian. Damals stand der Graf mit Geist und schönem Sinn unter seinen vortrefflichen Kunstwerken, die mit Geschmack geordnet waren. Während der Zeit, daß ich in Zürich mich aufhielt, war er gestorben. Ich sah es, wie seinen Tod Füßli beweinte, mit dem er freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt und der ihm öfters Kunstsachen schickte, wogegen der Graf ihm mäcenatische Geschenke machte. Wie ganz anders sah es jetzt in diesem Hause aus, da er fehlte! Alles lag wüst durch einander; die Bilder waren von der Wand abgenommen, zum Theil schon verkauft, und in der Bibliothek welch' ein Chaos! Die Bücher lagen haufenweis auf der Erde umher und die Kisten daneben, in denen sie hierhin und dorthin versandt werden sollten. So ward das schöne Ganze getrennt, das mit so vieler Mühe zusammengebracht worden war. — Die Kupferstiche kaufte nachher der König von Neapel für 7000 Scudi; die besten seiner Bilder hatte er gut vertheilt in Vermächtnissen, damit sie an Stellen kämen, die ihrer würdig wären. Ein vortreffliches Bild von Procaccini, voll Feuer und glühender Farbe, war für den römischen Kaiser bestimmt, eine Magdalena von Guercino mit einigen anderen für die Gallerie zu Florenz; ein kleines schönes Familienbild von van Dyck hatte er seinem Nachfolger, dem Grafen Wilzeck, vermacht.

Oft war ich erstaunt über die vielen schönen Gebäude und Paläste der Stadt; besonders sieht man schöne Höfe mit Colonnaden von Granitsäulen, die leicht hier zu haben sind, weil man Granitgebirge in der Nähe hat. Auch bemerkte ich an den Gebäuden häufig Zierrathen von ge=

brannter Erde, eine Sache, die man in Gebrauch bringen sollte, wo Marmor oder andere Steine, die sich zu Zierrathen verarbeiten lassen, selten sind; wo aber guter Thon ist, der gebrannt an der Luft sich hält. Auch ist es nicht so kostbar, in Thon zu formen als in Stein, der zum Bearbeiten viele Zeit erfordert. Dergleichen Ornamente fand ich z. B. an der Kirche alle Grazie und an dem Krankenhause, dessen ovale Fenster mit Kränzen von gebranntem Thon dem Gebäude eine schöne Zierde gaben. Die Alten haben das viel in Gebrauch gehabt. Ich habe Fragmente von antiken Tempeln gesehen, aus den ältesten Zeiten, die sich noch sehr gut erhalten haben, sowohl Figuren wie auch Zierrathen, und sie sind fast dauerhafter als Marmor. Man sieht dies an den griechischen Gefäßen von gebrannter Erde, die man in Gräbern findet; einige sind so unversehrt, als kämen sie eben aus dem Ofen.

Die Einwohner von Mailand sind bekanntlich gutmüthige Menschen. Davon habe ich selbst viele Erfahrungen gemacht. Ich wollte mir ein Logis miethen und wurde von dem Secretair des Grafen Wilzeck in ein Haus geführt, wo ein solches war. Als ich es besehen hatte, fand ich es mir nicht passend und wollte es nicht. Der Hausherr aber sagte, ich müßte bei ihm wohnen, er verlange keine Bezahlung; er liebe die Deutschen so sehr, daß er sich eine Freude daraus mache, wenn ich bei ihm wohnen, essen und trinken wolle. — Sogleich führte er mich in die Speisekammer und zeigte mir den Vorrath von Eßwaaren, Kapaunen und allerlei Geflügel. „Seht," sagte er, „wir leben gut und Ihr sollt mit uns leben." Dann führte er mich tiefer in's Souterrain. „Hier sitzen wir an der Tafel, wenn es Sommer ist, und fühlen keine Hitze, das Wasser weht uns Kühlung zu." Das Gewölbe hatte einen weiten Bogen, viel-

leicht um Waaren aus dem Schiffe gleich hier auszuladen. Der große Canal floß dicht am Hause vorbei und hatte viele Schleusen und Wehre. Gerade vor einer Oeffnung der Halle stürzte sich das ganze Wasser von der Höhe über ein Wehr herunter mit donnerndem Getöse und brauste in Schaum und Wellen auf. Es war ein schönes Schauspiel und der Mann wußte nicht genug zu rühmen, wie angenehm es wäre, hier in den Sommertagen die Stunden der Hitze zuzubringen und dem Leben des eilenden Wassers zuzusehen.

Mailand war von jeher seiner schönen Frauengestalten wegen berühmt. In Monza, wo der Erzherzog einen Ball gab, waren wohl die hübschesten Frauen versammelt, die ich in Italien gesehen habe; ihre Farbe schöner als irgendwo, die Gesichter von voller, runder Form. Besonders zeichneten sich zwei junge Prinzessinnen aus, deren Köpfe fast die hohe idealische Schönheit der Griechen erreichten. Auch im Hause des Herrn Casanova sah ich schöne Gesichter; man hatte mir zu Gefallen einige Male die schönste Jugend in der Abendconversation versammelt. So gaben sie am Neujahrsabend ein Fest, wo nur schöne Damen und ausgezeichnete Männer eingeladen waren. Da nahm ich auch Abschied von diesen vortrefflichen Menschen, die mir den Aufenthalt in Mailand so angenehm gemacht hatten. Ich reiste nach Lodi zu einem Freunde, den ich in Mailand kennen lernte und der eine schöne Sammlung Bilder besaß, besonders Schlachten von Bourguignon, die ich nie schöner gesehen habe. Diese Stücke begründeten auch Bourguignon's Ruf, daß er die lebhaftesten und feurigsten Schlachten male.

Meine Reise ging nach Parma. — Ehe man dahin kommt, muß man auf einer Fähre über einen Fluß setzen. Es waren eben viele Menschen versammelt, die alle hinüberwollten: das Wasser war so seicht, daß die Fähre nicht so

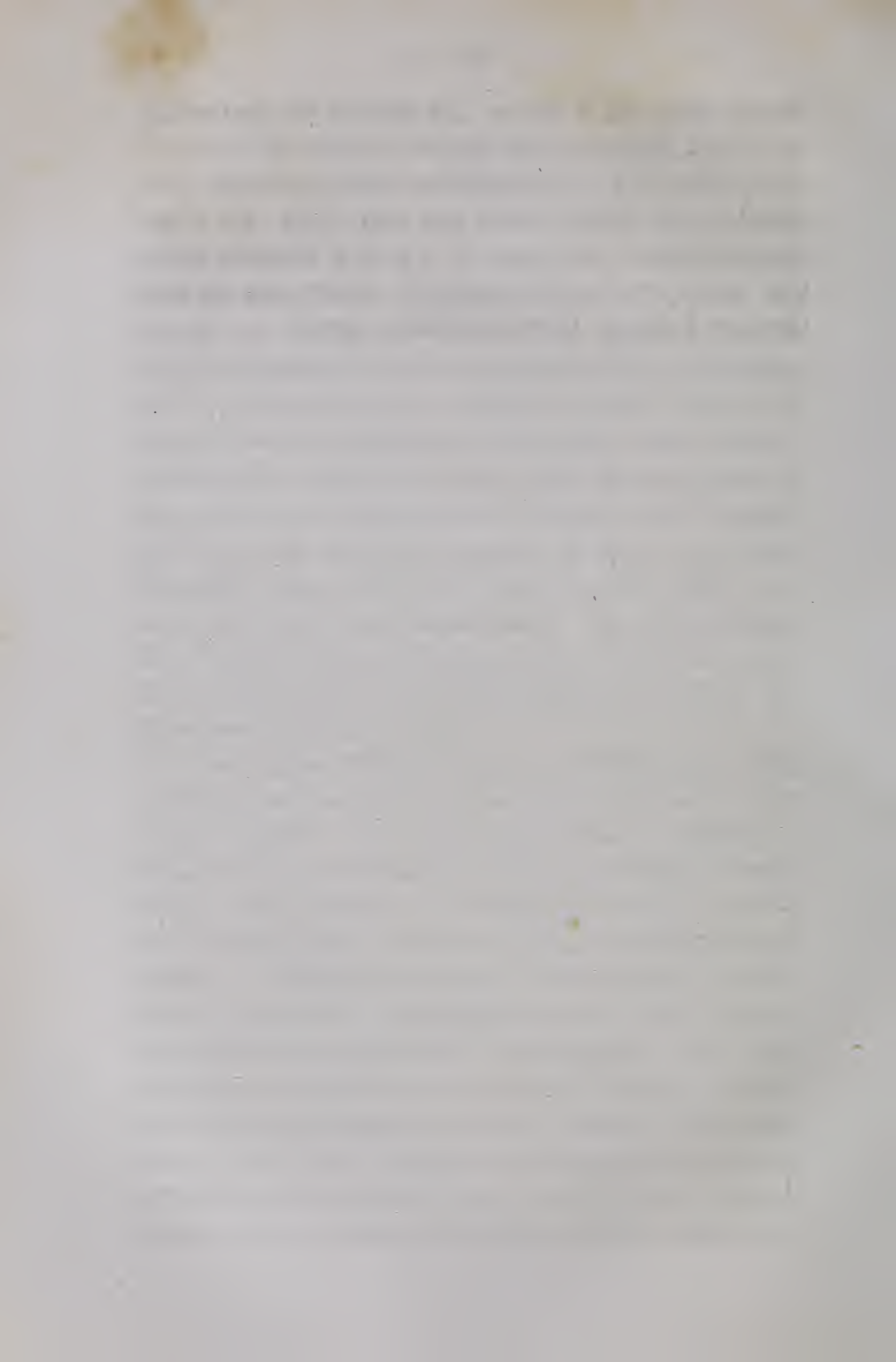
dicht an's Ufer konnte, um einsteigen zu können; man mußte eine Strecke durchwaten oder sich von Männern auf den Schultern hintragen lassen. Da gab es denn viele Scenen zum Lachen. Besonders komisch kam mir ein Mann vor, der wie zu einer weiten Reise mit Stock und Degen bewaffnet, mit Stiefeln und Sporen einem Menschen auf der Schulter saß. Dabei machte der Ritter eine so ängstliche Miene, wie ein Feiger, der in die Schlacht reitet. — Mein erster Gang in Parma war zu dem weltberühmten Bilde von Correggio, der sogenannten „Madonna di S. Girolamo e Magdalena". Es läßt sich nichts darüber sagen; alle Beschreibung reicht nicht hin, von der Vortrefflichkeit und dem Glanze des Colorits, von der Freundlichkeit der Köpfe und der Grazie, welche in den Figuren herrscht, eine deutliche Idee zu geben. Das muß man selbst sehen! Und man hat ja außerdem schon viele Beschreibungen davon. Zu welcher Größe stieg in kurzer Zeit die Malerei! Zu L. da Vinci's Gemälden muß man sich hinbiegen; Correggio's aber kommen einem entgegen und springen hervor. — Hier sah ich noch mehre Bilder von Correggio und anderen berühmten Malern. — In Bologna, der Stadt der vielen Bilder, besuchte ich alle Kirchen und Bildergallerieen; auch in Florenz besah ich Alles, was zu den vorzüglichsten Kunstschätzen zu rechnen ist.

Dann begann ich die Reise über die Apenninen, und als ich den Tag über die wunderbaren großen Massen von Gebirgen und Thälern mit Erstaunen betrachtet hatte, kam ich am Abend auf einer Höhe an, wo ein Kapuzinerkloster war. Der Vetturino wollte hier übernachten und sagte mir, wenn ich mir die Zeit zu verkürzen wünschte, so möchte ich zu den Fratres in den Convent gehen; die würden sich freuen, einen Besuch zu haben. Ich ging hinein. Es war kalt und die

Fratres saßen auf Bänken um ein Feuer, wo große Stämme loderten. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und mußte mich zwischen die braune Gesellschaft setzen, die zahlreich war und bei den leuchtenden Flammen sich wunderbar ausnahm. Es schien ihnen angenehm zu sein, sich mit einem Fremden unterhalten zu können, besonders fragten sie viel nach dem Könige von Preußen Friedrich. Den stellten sie sich als einen riesenmäßigen Mann von großer Stärke und Wildheit vor. — Da ich von dem Vergnügen sprach, das ich im Fahren über die abwechselnden Gegenstände dieser Gebirge gehabt hätte, versprachen sie mir, wenn ich im Sommer zu ihnen käme und einige Zeit bleiben könnte, mich herumzuführen und mir die schöne Umgegend zu zeigen. Bei hellem Mondschein führte mich Einer hinaus auf hohe Hügel, von denen man eine ferne Aussicht hatte. Da im Mondschein Alles größer erscheint, so sah man die an sich schon großen Gebirge noch größer und die Phantasie hatte es leicht, sich Alles nach Gefallen zu bilden.

Den anderen Morgen, noch ehe der Tag graute, fuhr ich weiter und es zeigten sich mir wieder die vielen fremdartigen Gegenden. Oft stellte ich mir dabei die Wildniß in Afrika vor mit den Bewohnern, Löwen und Tigern. Gegen Mittag, als die Sonne so recht heiß schien und ich eben auf einer Anhöhe hielt, kam aus der Ferne ein Mann hergeschritten, in türkischer Kleidung, mit dem Bunde auf dem Kopfe, einen Mantel umgeschlagen und mit nackten Beinen. Dem folgten noch zwei andere, ebenso gekleidet. Dann kam ein Wagen mit Männern in orientalischer Kleidung; es war der marokkanische Gesandte mit seinem Gefolge, welcher nach Wien reiste. Wenn ein Maler diese Gegend von wirklich afrikanischem Ansehen hätte malen und sie mit passenden Figuren beleben wollen, so würde er keinen schicklicheren

Vorfall haben finden können. Ich erkannte hier dankbarlich, wie günstig mir mein guter Genius war, daß er Landschaft und Staffage mich in dieser Vollkommenheit sehen ließ. Die marokkanischen Männer haben eine gelbe, blasse, fast grünliche Gesichtsfarbe, was ihnen bei den weiß-gelblichen Mänteln, welche wie Shawls umgeworfen werden, und bei dem schwarzen Barte ein kränkliches Ansehen giebt.



VIII.

Zweiter Aufenthalt in Rom.

(1783—1787.)

Am 24. Januar 1783 kam ich zum zweiten Male in Rom an*) und bezog meine alte Wohnung in der Strada Baboina bei meinen guten Hausleuten; dies Mal aber leider ohne meinen Freund Waagen. Mein erster Gang war am frühen Morgen auf die Treppe der Trinità de' Monti, um von der Höhe Rom zu begrüßen. Indem ich mich an der herrlichen, weiten Aussicht mit Rührung weidete, stieg zugleich der innige Wunsch in mir empor, daß die hohe Stadt mich freundschaftlich aufnehmen und mir einen Theil des Geistes zukommen lassen möchte, der hier so viele große Männer beseelte, Werke zu vollenden, die von der Nachkommenschaft mit Bewunderung verehrt werden. — Auch hatte mich die ganze Nacht die heißeste Sehnsucht nach dem Frescobilde von Daniele Volterra in der Kirche della Trinita getrieben, um mich einmal wieder an einem durchaus gut gezeichneten Bilde zu laben. Es stellt bekanntlich eine „Abnehmung Christi vom Kreuze" vor. Die wohlgezeichneten Männer und die schöne Gruppe von Frauen, welche der in Ohnmacht sinkenden Mutter Maria mit so vieler Sanftheit zu Hülfe kommen, ergötzten mich unendlich. Lange stand ich davor, um aller der Kenntniß nachzuspüren,

*) Anmerk. d. Verfassers: Am 15. Februar 1812 habe ich meine zweite italienische Reise geschrieben, wie sie mir im 61. Jahre im Gedächtniß war.

womit dieses Bild gemalt ist, und um es mir im Gedächtnisse zu erhalten. — Dann besuchte ich einige Freunde, denen ich besonders viel von der Schweiz erzählen mußte und von den schätzbaren Männern daselbst, mit welchen ich Bekanntschaft gemacht hatte. Um alle meine alten Bekannten zusammen zu sehen, ging ich zur Mittagszeit in eine Tratteria, wo ich wußte, daß die mehrsten Künstler speisten. Das war nun eine Freude, sich wieder zu sehen und auch die Neuangekommenen kennen zu lernen! Im Kaffeehause, wohin die Künstler gewöhnlich von der Tratteria gehen, fand ich noch mehre zusammen. Ich kam also erst am Nachmittage nach Haus und eilte nun zu meinen guten Hausleuten hinauf, um sie noch recht zu begrüßen.

Ich fand noch Alles, wie ich es verlassen hatte. Die Lampe brannte noch ebenso vor dem Portrait des Signor Federigo, meines Vetters, wie vor dem Bilde der Santissima vergine madre Maria. Auch standen die fünf Lottonummern mit den 30,000 Scudi noch an der Wand, deren Verlust die Frau, ob es gleich schon viele Jahre her war, noch immer beweinte. Die unglückliche Geschichte verhielt sich so. Ein Engel hatte ihr im Traume die Nummern angegeben und dabei gesagt: „Setze darauf eine Quinterne im Lotto, Du gewinnst sie.“ Als sie erwachte, schrieb sie die Zahlen an die Wand und trug Jemandem auf, die Nummern für sie im Lotto zu besetzen. Dies war vergessen worden; die Nummern gewannen in der That und ich mußte nun, ob ich gleich diese Geschichte wohl hundert Mal von ihr gehört hatte, abermals sehen, wie die Frau bitterlich weinte, ihre Arme in's Kreuz auf der Brust zusammenlegte, dann wie in Verzweiflung die Hände rang, die Augen wie Guido's Magdalena gen Himmel wandte und schmerzhaft ausrief: La madre santissima hatte mir das zugedacht

und perfida gente hat mich drum betrogen!“ — Ebenso unerschöpflich war sie im Lobe des Signor Federigo; sie nannte ihn nach wie vor: „un puro angelo, garbato ed amabilissimo, un Santo della prima classe, gentile, polito, nobilissimo e di buon cuore e delle più scelte qualità, come un christiano può essere.“ Da ich nun „fratello carnale del signor Fèdèrigo“ war und die guten Leute auch die Aehnlichkeit der Blutsfreundschaft in mir zu finden glaubten, so ward ich bei ihnen auf die nämliche Art aufgenommen und mit aller erdenklichen Dienstfertigkeit und Gutmüthigkeit behandelt. Hier kamen mir nun alle die Vortheile zu Gut, die Jemand genießt, wenn er vortreffliche Verwandte und Vorgänger hat, die bei den Menschen in Liebe und Achtung stehen. Dies erfuhr ich sehr oft in meinem Leben. Wo meine Oheime und Vettern gewesen waren, fand ich überall eine gute Aufnahme; ja, oft wollten die Wirthe von mir gar keine Bezahlung nehmen, weil sie, wie sie sagten, noch Schuldner wären für so viel Vergnügen, welches Kunst und Freundschaft meiner Vettern ihnen gewährt hätte. — Ueberhaupt wird in Rom der Fremde gut von den Hausleuten bewirthet; man fühlt sich wie zu Hause bei ihnen. Die meinigen wohnten im oberen Stock und hatten im Fußboden ein kleines, viereckiges Loch, durch welches sie in mein Zimmer sehen konnten. Da lauerten sie nun beständig, ob ich etwas nöthig hätte; und gleich waren sie da, um es mir zu reichen.

So angenehm und lehrreich es ist, besonders für den Neuangekommenen, bei einem Traiteur in der Gesellschaft von Künstlern zu speisen, so zog ich es doch vor, bei meinen gefälligen Wirthsleuten an Tisch zu gehen, um für mich allein zu sein und ungestört arbeiten zu können. Ich fing meine Studien wieder an, zeichnete nach den Antiken und

machte Entwürfe zu Bildern eigener Erfindung. Hier ist nun ein junger Künstler wie in einer Wüste ohne Weg und Wegweiser; oder vielmehr, und besonders in Rom, ist er allein in einer Gegend, wo tausend Wege sind und nur ein Wegweiser steht, der tausend Arme nach allen Seiten ausstreckt. Welchen Weg soll man einschlagen? So war es mir. Ich wußte nicht, was ich malen sollte. Eins schwebte mir zuerst als würdiger Gegenstand vor, dessen Ausführung mir aber große Schwierigkeiten zu enthalten schien. Bilder, die auf den Geist der Deutschen wirkten, vaterländische Geschichten, wo Menschen von Edelmuth und Kraft Thaten vollbrachten, die würdig waren, als Muster zur Nachahmung im Bilde aufgestellt zu werden: solche Bilder, fühlte ich, müßte ich malen. Wenn ich mir auch selbst sagte, daß der Charakter hauptsächlich durch das Wort und die lebendige That gebildet wird, so hatte ich doch die feste Ueberzeugung, daß auch Bilder dazu beitragen könnten, die sich ebenso der Phantasie einprägen, wie das Wort dem Verstande; und wirkt nicht die Phantasie oft ebenso viel im Leben, wie der Verstand? — Dachte ich mir nun ein solches Bild aus der alten Geschichte, so sah ich nichts, als eiserne Harnische und dicke Kleider, die den Körperbau versteckten und höchstens Gesicht und Hände sehen ließen; oder Nonnenkleider, die nichts als die Fingerspitzen zeigten und das Schönste verhüllten, was die Schöpfung hervorgebracht hat. Nahm ich dagegen mein Süjet aus der neuen Geschichte, da steckte der Held gar in vielfarbiger, zerstückelter Uniform und die Beine in schwarzen oder gelben ledernen Fässern! Meine Einbildungskraft beschäftigte sich ganz mit den früheren rohen Zeiten, wo Völker aus bloßem Gefühl, in ungezügelter Leidenschaft kräftige Thaten vollbringen und mit Hartnäckigkeit alle Beschwerden überwinden, die sich ihnen

entgegensetzen. Dies muß dem jugendlichen Menschen immer am meisten gefallen, weil er sich gleichsam im nämlichen, noch ungebildeten Zustande des Gefühls und der Kraft befindet und selbst eher rasch nach Eingebung der Leidenschaft, als nach Ueberlegung handelt. Auch sind solche Gegenstände die auffallendsten in der Geschichte und sie lassen sich am leichtesten im Bilde darstellen; denn heftige Bewegung des Körpers, ausgestreckte Arme, schlagende Fäuste zeigen gleich, was die Figur thun will; und der Gegner im kräftigen Widerstreben, oder durch Leiden niedergeworfen, giebt sich ebenso leicht zu erkennen. Dergleichen Bilder wirken auf den Anschauer plötzlich; den Nichtkenner ziehen sie am frühesten an; aber nicht so den Kenner. Dieser verhüllt vor den heftigen Darstellungen sein Gesicht; er vermißt die besonnene Ruhe in den zu stark ausgedrückten Leidenschaften. Auch ich hatte jenen Fehler, worauf mich der feingebildete Nüßler oft aufmerksam machte, wenn wir an den traulichen Ufern des Zürichersees in seinem schönen Garten zusammen saßen. Erst späterhin führten mich die Eindrücke, die seine Gespräche in mir hinterlassen hatten, auf die besonnene Prüfung meiner früheren Ansicht; denn ich merkte nun immer mehr, daß mich das zarte, stillgemüthliche Schöne allgewaltig anzog und bleibendes Wohlgefallen in mir zurückließ. Wie viel mehr wurde dies durch das Anschauen der alten Heiligenbilder aus der Zeit der Wiederauflebung der Kunst in Italien geweckt und gestärkt! In diesen Bildern, deren man noch so viele in den alten Kirchen Italiens findet und die in mancher Hinsicht mit den altdeutschen Bildern in Verbindung stehen, gewahrt man das ächte, stille, gemüthliche Leben edler Wesen ohne heftige Bewegung und ohne malerischen Prunk; und deshalb ließ ich mir's besonders angelegen sein, solche fleißig zu studiren. Da mich aber dabei

immer der Wunsch beseelte, Bilder zu fertigen, die meine guten Landsleute interessiren könnten, so suchte ich mir Gegenstände aus der deutschen Geschichte und zeichnete verschiedene Entwürfe. Ich schwankte aber, welche ich zur weiteren Ausführung wählen sollte.

In der Schweiz hatte ich bereits mehre Skizzen der Art gemacht, unter anderen den „Conradin von Schwaben“, ein kleines Bild, das ich da ließ, weil ich's nicht der Mühe werth achtete, es mitzunehmen. Unverhofft erhielt ich nun eines Tages Brief und Wechsel von Freund Lavater, der mir schrieb, er habe einer durchreisenden Dame die kleine Skizze von Conradin gezeigt; derselben habe das Bildchen so wohl gefallen, daß sie es zu besitzen gewünscht und mir das beikommende Geld dafür schicke. Ich erkannte hierin recht die Freundschaft des edlen Lavater, der abwesend noch eben so besorgt für mich war, wie in der Nähe, und den ich im Tode noch liebe, wie ich ihn in seinem Leben geliebt habe! Den Manen dieses unvergeßlichen Freundes sei hier nochmals mein warmer Dank gebracht! —

Die beiden jungen Prinzen, Conradin von Schwaben und Friedrich von Oesterreich, die sich mit großer Seele so standhaft in ihrem Unglücke bewiesen, lagen mir nun beständig im Sinne; ich hatte Lust, ein großes Bild davon zu machen. Ich fing an, die Köpfe zu zeichnen, so daß in jedem sein Charakter und seine Leidenschaft zu erkennen war; der trotzige Unwille Conradin's über das ungerechte Urtheil und seine Standhaftigkeit bis an den Tod; im Friedrich sah man den Unmuth, daß er seinem Freunde nicht beistehen, ihn nicht retten konnte; in dem Herzoge von Flandern das Mitleid für die Unschuld der jungen Prinzen. Er weinte, mit der Hand auf dem Herzen. Doch wurde es mir schwer, den Letzten anzubringen; weil ich ihn bei der

einmal erdachten Composition nicht anders, als mit dem Rücken gegen den Anschauer stellen konnte. Nun wußte ich nicht, ihm die Hand auf's Herz zu bringen; alle Versuche mißlangen. Endlich erschien er mir im Traume; da wußte ich's. Den Richter Bari, welcher das schreckliche Urtheil geschmiedet hatte, konnte ich mir nicht anders, als mit häßlichem Gesichte vorstellen und es nicht über's Herz bringen, ihm ein gefälliges Ansehen zu geben. Ich kannte einen Menschen, der ein solches Gesicht hatte, dem auch Alles gleich galt, was er sagte, der die größten Unwahrheiten mit unverschämter Frechheit log und mit den gräßlichsten Schwüren bekräftigte. Den nahm ich zum Modell. In des jungen Pagen Gemüthe lag Mitleid für den Prinzen; im Gefangenwärter Neugier, in den zwei Soldaten Sehen und Horchen. Als ich eben an dem Bilde arbeitete, trat ein junges Mädchen in mein Zimmer. Ihr Auge fiel auf das häßliche Gesicht des Bari, der das Urtheil vorlieset. „Ei," sagte sie, „um so ein scheußliches Gesicht hätte ich mir nicht so viel Mühe gemacht!" Ihr Tadel traf mich scharf und ich dachte an meinen Freund Nüßler, der mir die Lehre gab: „in einem Kunstwerke muß Alles schön sein, sogar Furien; das zeigt die Meduse im Palast Rondanini, die Alles zu versteinern scheint und doch schön ist."

Bei meinem ersten Aufenthalte in Neapel sah ich noch die Capelle, welche über dem Orte errichtet wurde, auf welchem einst das Schafot der beiden jungen Prinzen Conradin und Friedrich stand. Noch war der Fleck zu sehen, wo ihr unschuldiges Blut floß. Die Marmorfliesen hatten es unvertilgbar eingesogen, man mochte so viel waschen, wie man wollte. So sagte der Cicerone, der den Schlüssel zu dieser Capelle hatte; aber es mochte wohl aufgefrischt worden sein, wie der Dintenfleck auf der Wartburg. — Die Wände die-

ser Capelle waren mit Figuren bemalt aus der Geschichte der beiden jungen Prinzen. Auch sah man die Statue der Mutter, welche einen Beutel voll Gold trug, womit sie das Leben ihres Sohnes hatte erkaufen wollen. — Auf dem Capitole zu Rom, wo der Senator wohnte, stand die Statue des Carl von Anjou.

Auf Spaziergängen besprach ich mich oft mit meinem Freunde Dornow über die Composition des Bildes und wie man in den Gesichtern jeder Figur lesen müsse, was im Gemüthe vorgehe. „Ich sehe nicht ein, wie Ihr das anfangen wollt,“ versetzte er; „und ich gestehe, daß ich es nicht zu machen wüßte.“ Ich erwiederte ihm, das Bild läge mir so am Herzen, daß ich den Gedanken durchaus nicht fahren lassen könnte; auch hätte ich die Köpfe dazu schon alle gezeichnet. „Dann ist das Bild schon halb fertig,“ versetzte er; „und so fahret nur getrost fort.“ Wer von einer Idee erfüllt ist, den muß man nicht irre machen; was dem Einen unmöglich scheint, bringt der Andere zu Stande. Leicht ist das geistige, eben aufgelebte Flämmchen durch Widerstand ausgelöscht. — Die Zeichnungen der Köpfe schickte ich nun an den Herzog von Gotha und bemerkte dabei, daß ich danach ein Bild in Oelfarbe anfinge. Wie mir Andere sagten, sind diese Köpfe oft nachgezeichnet worden. Auch Dornow war mit denselben zufrieden. Ehe ich das Bild anfing, machte ich erst alle Zeichnungen von den Stellungen, Händen, Gewändern; Alles in nämlicher Größe, wie ich es auf dem Bilde brauchte. In Nürnberg sah ich in einer Kirche ein rothsammetnes, mit Perlen gesticktes Kleid, welches ein Kaiser getragen hatte; das nahm ich für den Conradin. Nun mußte mir ein junger Mensch sitzen, den ich erst nackend zeichnete; dann ließ ich mir ein Gewand von dünnem Zeuge machen, welches gute Falten warf; das zog ich

ihm an und legte die Falten so, daß der Körper und seine Theile gut zu sehen waren. Hierauf bestellte ich die Leinwand zum Bilde und gab dem Colorar genau an, wie ich sie haben wollte. Weil ich wußte, wie viel auf eine tüchtige Leinwand ankommt, kaufte ich sie selbst; denn die, welche die Colorari gewöhnlich nehmen, ist sehr dünn und nur mit Leimwasser und Kleie fester gemacht. Ueber diesen Grund streichen sie alsdann Oelfarbe, wozu sie Thon nehmen; unter die dritte Grundirung nehmen sie etwas Bleiweiß. Ihre Tücher sehen glatt aus, sind eben und wohlfeil, worauf die jungen Maler hauptsächlich sehen müssen; aber sie sind nicht so zweckmäßig, als sie sein könnten. Der Leim macht, daß Spinngewebe Halt bekommt; die Kleie füllt die Zwischenräume der Fäden aus und Leim und Kleister machen nun eine so starke Decke, daß die Oelfarbe nicht, wie sie eigentlich sollte, bis zu den Fäden der Leinwand eindringen kann. Daher fällt die Oelfarbe stückweise ab, sobald das Tuch von hinten Nässe bekommt. Wenn das Bild nur einige Jahre an einer feuchten Wand hängt, quillt schon der Leim und Kleister dick auf und läßt die Farbe ab. So ging es dem Maler David an seinen „Horatiern"; auch dem Philipp Hackert, der sonst sehr vorsichtig war, mit einer Landschaft, woran nur noch einige Stücke hingen. Ich war also jedesmal dabei, wenn die Farbe gerieben und aufgespatelt wurde. Als nun die Leinwand gehörig ausgetrocknet war, fing ich an, darauf zu malen, nachdem ich die Stellen, wo Köpfe und Hände hinkamen, noch einmal mit feiner Farbe übergangen hatte. Eben so viel Mühe gab ich mir mit den Farben. Diejenigen, welche am meisten Sorgfalt erforderten, rieb ich selbst. Die Künstler sind oft zu gleichgültig, worauf und mit was für Farben sie malen. Sie lassen ihre Tücher und Farben vom Colorar holen und verbrauchen sie, so wie

dieser sie schickt. Ja, sogar Battoni rühmte sich, daß er mit ordinären Farben so schön zu malen verstehe. Um wie viel besser aber würde dieser geschickte Mann gemalt haben, wenn er sorgfältiger in der Wahl der Farben gewesen wäre!

Ich machte mich nun recht fleißig daran; fuhr aber auch immer fort, die Antiken zu studiren und Skizzen zu anderen Bildern zu entwerfen. Da ich die Köpfe für die Hauptsache hielt, so befliß ich mich besonders, diese recht zeichnen zu lernen, die verschiedenen Charaktere der Menschen und die Leidenschaften der Seele, wie sie im Gesichte sich äußern, zu beobachten. Ich wählte daher zu meinen Entwürfen Gegenstände aus der Geschichte, worin Personen von ausgezeichneten Charakteren und Leidenschaften vorkamen; erst späterhin, wenn ich etwas mehr die schönen Formen studirt hätte, wollte ich mich an ein Bild wagen, worin die Schönheit der Formen der Vorzug sein sollte. So machte ich jetzt einen Entwurf zu einem Bilde aus der schönen Zeit, wo die Wahrheit in Deutschland kräftig aufblühte zur Befreiung des Menschengeistes: „wie Doctor Luther mit seinen Gegnern disputirt." Hier wollte ich den festen und reinen Wahrheitsverfechter zwischen den listigen, schlauen Gegnern vorstellen. Dies Bild gedachte ich in Deutschland zu malen; denn in Rom schickte es sich nicht. Dann entwarf ich auch den „Brutus, wie er seinen Söhnen die Liste der Verschwornen vorhält, worauf auch ihre Namen stehen." Dies waren Figuren in Lebensgröße bis etwas unter die Kniee. Ich mußte eine Maße wählen, die ich mit meinen Ausgaben bestreiten konnte, und dies war mir auch genug, da es hauptsächlich um die Köpfe zu thun war. Dann wünschte ich aber doch auch, ein großes Bild zu malen, worauf die Figuren ganz zu sehen wären. Besonders hatte ich Lust, eine Frau von großem Charakter darzustellen, und ich wählte dazu

„die Sophonisbe, die, im Unglück stolz, auf ihren Ueberwinder mit Verachtung schauet.“ Wo die Oberen voll so edlen Stolzes und solcher Hoheit waren, da konnte kein niederträchtiges Volk sein; und bei aller Verläumdung ihrer Sieger, sie verächtlich zu zeigen, leuchtete doch immer ihr großes Herz durch. Ich nahm den Augenblick, wie der Römer Lälius sie vom Syphar fordert, um sie in Rom im Triumph aufzuführen. In dem Römer hatte ich einen Mann gezeichnet, der kalt und fest seine Aufträge ausführt, und im Numidier einen wankenden, von Leidenschaften bewegten, mit seinen Gefühlen kämpfenden Mann. Sophonisbe, eine hohe Gestalt, steigt eben aus dem Bette; das Betttuch ist zurückgeschlagen; ihr nachlässig umgeworfenes Gewand sinkt an der aufgerichteten Figur lang herunter und läßt hier und da die Form ihrer schönen Glieder sehen. Syphar ist früher aufgestanden und sitzt unbekleidet auf der vorstehenden Kante des Bettes, gefoltert von unentschlossenem Muthe, da er zwar die schöne Frau heftig liebt, aber doch auch sein Wort gegeben hat, sie zu retten oder ihr den Tod zu geben. Lälius steht aufrecht in römischer Rüstung. Ich hatte mich ganz in den großen Geist dieser Carthaginenserin hineinversetzt, die als Tochter des Hasdrubal, der einen Theil der Welt beherrschte, die Ehre höher, als das Leben schätzte. Wo ich stand und ging, schwebte Sophonisbe mir vor; auch in meinen Träumen erschien mir die erhabene Gestalt.

Abwechselnd in nämlicher Zeit trat auch das Gegenbild vor meine Phantasie. Neben dem starken weiblichen Charakter sah ich die schöne, anmuthsvolle, sanfte Helena mit ihren holden Augen, sie, von deren Schönheit die alten weisen Männer urtheilten, daß sie es werth sei, ihretwegen das größte Uebel zu tragen. — So arbeitete ich an den Studien beider Bilder, je nachdem ich mich innerlich gedrängt

fühlte. — Sah ich Augen, die etwas Erhabenes, Stolzes hatten, die von einer Höhe auf das, was unter ihnen klein ist, herunterschauten, dann zeichnete ich sie für die Sophonisbe. Bei einem Feste in S. Peter zu Rom ging einmal im sehr dichten Menschengedränge eine schön gewachsene Römerin mit ihrem Bräutigam vor mir her. Unabsichtlich trat ich ihr einige Male auf die Fersen. Plötzlich wandte sie sich um und maß mich mit einem Blicke voll Verachtung von unten bis oben, so daß ich erschrak und mich freute, daß sie nur ihrem Bräutigam nichts davon sagte, der mir ohne Zweifel sein Messer in die Brust gestoßen haben würde. Diesen Blick hielt ich fest und gab ihn dem Auge meiner Sophonisbe. — Sah ich aber schön geformte, hold-lächelnde Augen, so zeichnete ich sie für die Helena. Und ebenso machte ich es mit den Studien zu den anderen Theilen des Kopfes, auch zu den Armen, Füßen u. s. w. Ich wollte die Helena, umgeben von Mädchen, mit weiblicher Arbeit in ihrem Zimmer beschäftigt vorstellen; der schöne Paris, ihr Gemahl, tritt herein mit glänzenden Waffen, mit ihm Hektor, der Vortreffliche, sein Bruder.

Mein Bild, der Conradin, war bereits fertig. Ich zeigte es meinen Landsleuten, doch fürchtete ich, daß diese aus Liebe für mich die Fehler mir nicht sagen möchten, und ich wandte mich also an die vorzüglichsten Künstler in Rom. Mein Vetter Fritz, der in Paris eine genaue Freundschaft mit dem Maler David angeknüpft hatte, rühmte dessen Geschicklichkeit, und wie Großes mit der Zeit von ihm zu erwarten sei. Da eben David ein Bild für eine Kirche in Frankreich fertig hatte, so führte mich mein Vetter, um es zu sehen, an einem Sonntag-Morgen zu ihm. Beide plauderten lange mit einander von ihrer Freundschaft aus Paris und ich mußte die lange liebe Zeit immer das Bild

ansehen, das mir nicht sehr gefiel. Die Franzosen lieben es, in der Manier des Michel Angelo da Caravaggio und Valentino zu malen. — Dieses Bild brachte David selbst nach Frankreich, kehrte jedoch bald nach Rom zurück und fing sein bekanntes Bild an, „die Horatier", wovon man sich etwas Vortreffliches versprach. Bisher hielt er sein Atelier verschlossen und ließ Niemand hinein, als einen Bildhauer, der ihm die Modelle dazu fertigte, außerdem seinen Schüler Drouais und einige Landsleute, denen er sich vertrauen konnte. Man hörte immer mehr von diesem Bilde und sagte, daß es seiner Vollendung nahe wäre. David wohnte nicht weit von mir, auf Trinità de' Monti, und ich sah ihn jeden Tag vor meinem Hause nach seinem Atelier vorbeiwandern. Ich ging nun zu diesem meinem Nachbar und bat ihn auf's Höflichste, sich zu mir zu bemühen, um mir sein Urtheil zu sagen über ein Bild, das ich so eben gefertigt hätte. Er schlug es mir rund ab: „Dazu habe ich keine Zeit," sagte er, „ich werde von so vielen jungen Künstlern darum angesprochen, aber der Gang ist doch vergebens; solche Bilder sind kaum des Ansehens werth." Ich bat ihn nun inständig, daß er mir aus Rücksicht gegen meinen Vetter Federigo Tischbein diese Gefälligkeit erweisen möchte, der habe viel von seiner Wissenschaft in der Kunst gerühmt und ich sei auch mit diesem früherhin bei ihm gewesen, er hätte mich nur übersehen, während er mit diesem gesprochen. Er schien noch immer nicht Willens zu sein, die paar Schritte zu machen, nahm noch von seiner artigen Frau einige Tassen Kaffee, dann setzte er seine Pantoffeln weg und kleidete sich langsam an. Endlich gingen wir zu meiner Wohnung und stiegen die hohe Treppe hinauf. Als ich die Thür aufmachte und er das Bild sah, schien er zu erstaunen und rief: „So etwas kann Ihr Vetter

nicht; von Füger habe ich viel gehalten" (vielleicht weil er eine Skizze gemalt hatte, wo ein Horatier seine Schwester unter dem Thore ermordet, als sie ihres Bräutigams Rüstung auf ihres Bruders Schultern sieht und jammert), „aber ein solches Bild mit Ausdruck glückt ihm nicht, auch Ihrem Landsmanne Mengs nicht! Wie kommt es, daß ich von Ihnen noch nie etwas gehört habe?" Ich erwiederte, dies sei mein erstes Bild. Dann fuhr er fort: „Ich reise bald wieder nach Frankreich, Sie müssen erlauben, daß die jungen Künstler der französischen Akademie dieses Bild sehen, ich werde sie herschicken. Nun gehen Sie mit mir, und sagen mir Ihr aufrichtiges Urtheil über mein Bild." Ich ging mit ihm und als ich es sah, ergriff mich ein eiskalter Schauer über den Ernst der schwörenden Söhne, indem der Vater ihnen die in die Höhe gehobenen Schwerter übergiebt, zu siegen oder zu sterben! Auf der Seite war eine Weibergruppe, unter ihnen saß die wehmüthige Mutter, besorgt über das Leben ihrer Söhne. Aber noch wehmüthiger saß da ein gebeugtes junges Mädchen, die Braut des Albaners, fürchtend für das Leben ihres Bräutigams. Daneben stand ein Knabe, der sah hin nach den Schwertern und schien Lust zu solchen Thaten zu haben. — Nun versicherte mich David noch einmal, daß er mich schätze, und er halte mich für seinen Freund, der ihm treu die Meinung über sein Bild sagen werde. Ich erwiederte ihm, daß ich aufrichtig spräche, wie ich in meinem Inneren es dächte: „Wenn Sie die Frauengruppe ebenso ausarbeiten, wie die Männer, alsdann kann es unter die vorzüglichsten Bilder gesetzt werden und keins wird ihm den Rang streitig machen." Er antwortete dagegen, das Bild sei fertig und er rühre es nicht mehr an. „Aber man sieht die Farbe des blassen Gypses noch darin," versetzte ich, „Sie müssen etwas mehr

Fleischfarbe und der ganzen Gruppe mehr Klarheit geben, besonders dem jungen Mädchen!" — „Nichts werde ich mehr daran machen, es muß so bleiben!" versetzte er und ich schwieg. — Kaum war ich nach Haus gekommen, so standen auch schon alle französischen Pensionairs vor meinem Bilde und lobten es, besonders daß man in den Gesichtern der Figuren sähe, was sie in der Seele fühlten.

Hierauf ging ich zum Cavaliere Pompeo Battoni, der mir sehr geneigt war. Ich zeigte ihm einmal einen Pariskopf, der gefiel ihm so, daß er sagte: „Voi farete una volta spicco tra i pittori." Dies ermunterte mich, daß ich es wagte, ihn um die Gefälligkeit zu bitten, mein Bild anzusehen, denn an seinem Urtheile wäre mir Alles gelegen, und es würde mich erhöhen, wenn ihm meine Arbeit gefiele. — Der Mann war sehr eingebildet und stolz auf seine Kunst. Als er einst am Tische neben einer schönen Dame saß, sagte er zu ihr: „Sie sind ebenso gewiß die schönste Frau, als ich der beste Maler in der Welt bin!" Als er hörte, daß ich auf Trinità de' Monti wohnte, versetzte er: „Das ist eine hohe Treppe, bedenkt, daß ich etliche achtzig Jahre alt bin. Aber doch will ich es thun, weil ich Euch gut bin, kommt Sonntag Nachmittags zu mir und führt mich hin." — Als wir in meinem Arbeitszimmer angekommen waren, stellte ich einen Stuhl dem Bilde gegenüber; er setzte sich und blieb, ohne etwas zu sagen, in Betrachtung lange sitzen. Dann sagte er, er glaube einen Kopf von Annibale Caracci gemalt zu sehen, es war der Kopf vom Prinzen Friedrich, so kräftig sei er von Schatten, Licht und Farbe, und man sehe den Unmuth, daß er nicht helfen könne, und den Zorn in der geballten Faust, die er auf den Schenkel stütze. Dann sprach er noch viel über die Anordnung des Bildes und über jeden Kopf und schien sehr zu-

frieden mit der ganzen Arbeit. Ich begleitete ihn wieder nach seinem Hause und er sprach noch immer über das Bild. Dabei gab er mir oft zu verstehen, daß, wenn Pompeo Battoni zu einem jungen Maler ginge und mit seiner Arbeit zufrieden wäre, dies seinen Ruhm erweitern, ja sein Glück sein könne, worauf ich erwiederte, daß ich dies erkenne und ihm dafür sehr dankbar sei. — Battoni war übrigens ein herzensguter Mann, von weichem Gemüth und einer frommen Seele. Als ich einst von ihm gehen wollte, begleitete er mich vor die Thür. Im Vorzimmer hing sein unvollendetes Bild: „Coriolan und dessen Mutter." Ich fragte, weshalb er es nicht fertig mache? „Das kann ich nicht," antwortete er, „weil ich zu gerührt dabei werde. Sehet diese Mutter, welche Coriolan unter dem Haufen der Matronen gewahrte, auf sie zuging, um sie zu umarmen, wie sie ihn zurückstößt und sagt: „Unmensch, in Rom bist du geboren, Rom hat dich genährt und stark gemacht, und du willst es aushungern und verdursten lassen? diese Stadt, wo du die Milch meiner Brust genossen hast? Willst du nach Rom, so wisse, der Weg dahin geht durch meine Brust." — Indem Battoni dieses sagte, wurde er so gerührt, daß er bitterlich an zu weinen fing, und da mir die Thränen auch gerade nicht angefroren sind, so weinten wir Beide vor dem Bilde. — Mit einem anderen Gemälde war es ebenso. Es stellte den „Joseph vor, wie er die Maria verlassen wollte." „Da sehet," sagte Battoni, „das Bündel hat der Joseph schon geschnürt, er wollte morgen fort, da erscheint ihm aber der Engel im Traume und sagt: „Joseph, thue das nicht, was soll die arme Mutter mit dem Kinde anfangen, wenn du nicht ihr Rathgeber und Führer bist?" — Und wir weinten Beide bitterlich. — Weil er mir sehr gewogen war, so stieg er oft, wenn ich zu ihm kam,

von einem hohen Gerüste, wo er malte, und schloß eine Stube auf, in der ein Bild stand, welches „die Trauung Christi mit der heiligen Catharina" vorstellte. Das Gesicht der Catharina war so schön, daß man es den Bildern der ausgezeichneten alten Maler zur Seite stellen kann. Besonders schön war der Finger, den sie hinhält, damit Christus den Ring darauf stecke. „Sollte man nicht glauben," sagte Battoni, „wenn man den Schenkel des Christus berührte, das Fleisch würde nachgeben?" Auf einem kleineren Bilde war ein schlafendes Mädchen, die von Putzsachen träumte. Genien hielten ihr ein Kästchen mit diesen Schätzen hin. Man sah die unruhige Bewegung, welche ihr der Traum verursachte, und die Freude im Gesichte über eine Perlenschnur, die ein Genius ihr zeigte. Ein Amor versuchte die Spitze eines Pfeiles mit dem Finger, um sie auch mit Liebe zu verwunden. „Sollte man nicht glauben," sagte Battoni, „man könnte sich an der Spitze des Pfeiles verletzen?" — Es ist in der That viel, daß ein achtzigjähriger Mann noch ein so üppiges Bild malen konnte. — Battoni war sehr fromm und beinahe fanatisch religiös. Jeden Morgen um vier Uhr, es mochte schon Tag oder noch dunkel sein, ging er zur Kirche, um die Messe zu hören, im Winter mit einem Laternchen. Dann warteten schon einige Bettler auf ihn, die seine Zeit wußten. Jedem gab er etwas, und wenn er wieder aus der Kirche kam, so warteten in der Thür und an der Treppe seines Hauses schon Andere auf ihn. Auch diese beschenkte er. Dann waren noch einige Poveri vergognosi da; diese nahm er mit in sein Vorzimmer und gab auch ihnen. — Obgleich er für seine Bilder bedeutende Summen erhielt, so hatte er doch nichts erübrigt, weil er so mitleidig war und Alles an die Armen gab. Als der Großfürst, nachherige Kaiser Paul, mit seiner

Gemahlin in Italien reiste, kaufte er ein Bild von Battoni: „Elisabeth, Johannes und Maria mit dem Christkinde.“ Ich habe dieses schöne Bild nur einmal gesehen.

Da nun meine Arbeit bei einem so großen Manne, wie Battoni, Beifall gefunden hatte, so konnte ich sie mit freiem Muthe abschicken. Ich ging also zum Rath Reiffenstein und bat ihn, mein Bild je eher je lieber an Se. Durchlaucht, den Herzog von Gotha, zu übersenden. Reiffenstein wunderte sich über dies Begehren und antwortete, er habe wohl bald etwas an den Herzog zu besorgen, und da könne es beigepackt werden, er werde mir's dann schon sagen lassen. Man muß selbst Künstler sein, um das Gefühl zu kennen, welches solch' eine Aeußerung in mir erregte! Jede Minute scheint eine Ewigkeit, bis das Kunstwerk dem vor Augen steht, für den es bestimmt ist! Mir war es um so schmerzhafter, da ich meine Dankbarkeit beweisen wollte gegen einen Fürsten, der mich an einem Orte erhielt, wo griechische Werke der Kunst und Gemälde in Fülle waren und wo ich nach Herzenslust meine Kunst ausüben konnte.

Mein Bild war von der Staffelei noch nicht abgenommen, als eines Tages meine Thür aufging und ein fremder Mann hereintrat, der, wie er sagte, einen jungen Künstler aus Rußland, Namens Demetrio, hatte besuchen wollen, und da er dessen Stube verschlossen fand, die Thür gegenüber öffnete. Wir bewillkommneten uns gegenseitig und sein Blick fiel sogleich auf mein Bild vom Conradin. Es schien ihm zu gefallen und ich legte ihm aus, was es vorstellte. — Ehe ich noch damit fertig war, verlangte der Fremde es von mir zu kaufen, für welchen Preis ich nur wollte. Es war der russische Staatsrath von Wießen. Ich wandte ihm dagegen ein, wie ich dem Herzoge von Go-

tha mit diesem Bilde meine Schuldigkeit zu erkennen geben wolle für das Glück, welches ich ihm verdanke. Nun schlug er mir vor, da das Bild vielleicht nicht so bald abgehen werde, es für den Herzog zu copiren; wogegen ich erwiederte, das dürfe ich nicht, weil ich überzeugt sei, daß eine Copie das Original nicht wiedergeben könne. Es sei damit wie mit der Uebersetzung eines Buches aus einer fremden Sprache; die erste Kraft, der erste Geist, wo das Gefühl den Pinsel führe und mit Feuer das Bild hinstelle, könne nicht noch einmal wiederkommen. Auch sei der Herzog, wie man mir gesagt habe, ein Kenner, und dann werde er in dem Bilde die Originalität vermissen. Ich mußte ihm nun versprechen, ihm eine Copie im Kleinen zu machen. Das that ich und er bezahlte mir hundert Ducaten dafür. Auch sah er viele Zeichnungen von Köpfen, Entwürfen zu diesem und anderen Bildern, die zum Theil auf der Erde herum lagen. Er las viele davon auf. „Solche Skizzen," sagte er, „liebe ich;" und ich versprach ihm, mehre davon auszuführen. Dann sah er einige Portefeuillen durch und legte noch viele Stücke dazu, und als er fertig war, gab er mir für jedes drei Ducaten. „Nun müssen Sie mit mir nach meinem Hause kommen," sprach er, „um auch meine Frau kennen zu lernen." Diese war ein sanftes, gutmüthiges Weibchen und sie nöthigte mich auch, bei ihnen zu Mittag zu speisen. Wießen selbst war ein fröhlicher Mann, dabei ein Gelehrter, und wie mir die Russen sagten, einer ihrer besten Köpfe. Auch hat er Verschiedenes geschrieben, besonders ein Schauspiel, womit aber der Adel nicht zufrieden war, weil dieser sich darin stark mitgenommen fand. — Herr von Wießen kam nun fast täglich zu mir und ich zu ihm, wenn ich Zeit hatte. Auch kaufte er in Rom für mehr als zehntausend Zechinen Kunstsachen für seine Kaiserin und bestellte außer-

dem Vieles. Lange schon wollte er ein Bild von Raphael haben. Kaum war dies bei den Bilderhändlern bekannt, so wurden ihm täglich bei Dutzenden Raphaels gebracht. Zum Theil waren es alte Copieen, zum Theil neuere. Er sah selbst ein, daß es keine Raphaels waren, und doch sollte er ein echtes Original nach Rußland bringen. Endlich bekam er eins von diesem großen Meister aus seiner ersten Zeit, eine „Maria mit dem Christkindlein auf dem Schooß"; Joseph der hinter ihr stand, war das Portrait von Raphaels Vater, und vielleicht war die Maria seine Mutter. Das Bild war etwas dünn von Farbe und wie es oft der Fall ist, durch den Qualm der Lampe, die darunter gehangen hatte, etwas verdorben. — Eines Morgens schickte Herr von Wießen seinen Lakai und ließ mich einladen, zu ihm zu kommen. Ich fand ihn am Kamine stehen. „Sie wissen," redete er mich an, „wie gut wir Ihnen sind und wie viel Freundschaft wir für Sie haben; aber Sie hegen sie nicht für uns. Noch diese Nacht sagte mir meine Frau, Tischbein sieht so traurig aus, er seufzt oft schwer auf, wer weiß, was für ein Kummer ihn drückt! Wir müssen ihm helfen; frag ihn doch morgen. Deshalb sein Sie nun aufrichtig und gestehen Sie mir, ob Sie vielleicht Schulden haben, die Sie ängstigen?" „Ich habe keine Schulden," antwortete ich. — „Schämen Sie sich nicht, es zu sagen, ich will sie gern bezahlen." — „Ich habe gewiß keine Schulden," versicherte ich. — „So kommen Sie wohl mit dem nicht aus, was Sie verdienen?" fragte er. — „Ich brauche allerdings mehr, als ich jetzt habe," antwortete ich. „So will ich Ihnen," fuhr er fort, „jedes Jahr hundert Ducaten geben, die Sie bei meinem Banquier heben können." — „Wenn ich Ihnen mit meinen Arbeiten den Werth ersetzen könnte, würde ich es annehmen," war meine Antwort. —

„Alles, was Sie mir machen, wird mich freuen," entgegnete er. — Er reiste hierauf wieder nach Rußland und starb bald darauf, so daß ich nur ein Jahr diese hundert Ducaten bezogen habe. — Der Antrag, mein Bild vom Conradin an die russische Kaiserin Catharina für jeden Preis, den ich verlangte, zu überlassen, wurde auch von Seiten ihres Consuls Santini auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin wiederholt. Meine Freunde riethen mir zu, weil ich eine große Summe dafür bekäme, da die Kaiserin sehr freigebig in Kunstangelegenheiten sei und man nicht wisse, welche Bestellungen damit verbunden sein könnten! Ich erwiederte aber, daß, so nöthig ich auch Beides hätte, doch alles Geld in der Welt das Gefühl meiner Pflicht gegen meinen Wohlthäter nicht aufwiegen könnte.

Nun wurde endlich mein Bild an den Herzog abgeschickt. Als es in Gotha angekommen war, ward es in dem Arbeitscabinet des Herzogs aufgehangen, wo es leider Niemand zu sehen bekam. Dies erfuhr ich durch Andere und ich mußte zwei Jahre auf Antwort warten. Was das für ein peinliches Gefühl war! Wenn man jung ist, glaubt man wunder was man hervorgebracht hat, und Jeder, meint man, müsse Theil daran nehmen! Mein Freund Dornow beklagte sich ebenfalls darüber, daß so manche seiner Bilder in England auf's Land kämen, wo sie Niemand sähe. Ein Anderes ist es in einer großen Stadt, wo das Atelier des Künstlers oder auch eine Gemäldegallerie für Jedermann offen steht; da wird der Ruhm verbreitet und es fehlt nicht an Bestellungen und Ermunterungen zu neuen Arbeiten! — Endlich bekam ich einen Brief von Sr. Durchlaucht, worin er sehr gnädig sagte, er habe eine Reise nach England gemacht, daselbst alle Ateliers der Maler besucht, aber nichts darin gefunden, das ihm so gefalle, wie mein „Conradin".

Das war sehr schmeichelhaft für mich, und da er sich so zufrieden mit meiner Arbeit äußerte, glaubte ich die Bitte um etwas Zulage wagen zu dürfen, weil ich ein Bild anfinge, welches große Kosten erfordere für die Farben, die Tücher und die lebenden Modelle. Nun schrieb der Herzog, aber nicht an mich selbst, sondern an Reiffenstein, der mir aus dem Briefe vorlas: „Weil Tischbein mehr fordert, als ich ihm gebe, so bin ich mit ihm geschieden.“ Ich erschrak und wurde inne, daß man nicht immer dem Gefühle seines Herzens folgen müsse. Nun dachte ich an die freigebige Catharina und an den Rath, den mir meine Freunde gaben, den ich aber so leichtsinnig verwarf! Hätte mich doch der Herzog gekannt! Mit 60 Scudi konnte er mich zu einem geschickten Künstler bilden; und hätte er nur zuweilen noch etwas hinzugethan, so konnte er eine Gallerie von alten Originalbildern in Gotha gründen, da man hier bei Gelegenheit Manches für eine Kleinigkeit kaufen kann. So rief mich noch vor Kurzem ein armer Trödler in seinen Laden und zeigte mir einen kolossalen Plato-Kopf von schönster griechischer Arbeit, aus parischem Marmor. Der Mann forderte nur acht Ducaten, aber mir ging es wie ihm; ich hatte sie nicht. Sogleich erzählte ich allen Freunden, allen Künstlern und Kunstfreunden von diesem Funde und als wir hinkamen, war er schon verkauft.

Reiffenstein fragte mich nun, was er antworten solle? So schwach ich mich auch fühlte, so hoffte ich mir doch selbst zu helfen. Bitten würden nichts geholfen haben, und zu betteln, schämte ich mich. Ich antwortete daher, daß ich mich in des Herzogs Willen füge, geschieden von ihm zu sein; ich wolle nach Neapel gehen, wo ich gewiß sein dürfte, gut aufgenommen zu werden. — Nachher erst habe ich erfahren, was der Herzog für ein vortrefflicher Mann

war. Das Mißverständniß lag nur darin, daß ich nicht selbst an ihn schrieb, sondern durch Andere. Reiffenstein konnte mich nicht kennen, wer weiß, was der an ihn schrieb. Er hatte wenigstens noch die Offenherzigkeit, mir zu sagen, daß Fürsten immer übel liefen, wenn sie selbst wählten und es nicht Anderen überließen, die Kenntniß von der Sache hätten; er würde dem Herzoge einen Besseren gewählt haben, als mich. — Reiffenstein war übrigens ein ehrlicher Mann, er hatte nur keine Originalität. Er behandelte die Leute noch immer als Pagenhofmeister, dem man nicht widersprechen darf, wie er es in Cassel gewohnt war. Erst war er Führer des jungen Grafen Lynar; blieb dann in Rom, spielte den Antiquar und führte die Fremden herum. Nie hat er aber Vortheil davon gezogen, auch wenn die Fremden Bestellungen bei ihm machten. Als ich zum ersten Male nach Italien reiste, gab mir der Professor Casperson in Cassel einen Brief an ihn mit. Er sagte mir, daß Reiffenstein als Vater für mich sorgen werde; das glaubte ich auch und folgte ihm vertrauend. Vorher kannte ich ihn noch nicht, außer im Bilde. Als mein Onkel nämlich mit dem Landgrafen in Hamburg war, malte er ein Familienbild von der Familie Timmermann, der die ausgesuchte Sammlung alter Originale hatte. Dieses Familienbild stellte ein Concert vor, worin Reiffenstein den Baß spielte. Auch das Portrait meines Onkels war darauf. Später sah ich einige kleine Pastellköpfe, die Reiffenstein in der Manier des Rembrandt gemalt hatte und an seine Freunde verschenkte. Das Beste übrigens, was er that, war wohl, daß er dem Abbate Fea den deutschen Text des Winckelmann erklärte, damit Fea denselben in's Italienische übersetzen könnte.

David hatte einen Schüler, Namens Drouais, den

er liebte wie seinen eigenen Sohn; es war auch ein schöner und vortrefflicher Mensch. Bei seiner Abreise nach Paris übertrug mir David, für diesen seinen geliebten Schüler als Vater zu sorgen. Da dieser wohlhabend war, so hatte er in verschiedenen Quartieren der Stadt Zimmer gemiethet, wo er ungestört arbeiten konnte. Eines Sonntags führte er mich zu einem derselben in einer abgelegenen Straße, an der Treppe des Capitols. Hier sah ich sein berühmtes Bild, den „Marius“, wie der Cimbrer, der ihn ermorden sollte, beim Eintritt in das Gefängniß vor dem bloßen Anblicke des großen Helden erschrickt, daß er das Schwert fallen läßt. Marius war vortrefflich gemalt; mit einem Blicke entwaffnet er den Mörder, der vor diesem ernsten Auge zurückfährt. Alle Nebensachen waren mit vielem Aufwande gemacht; Helm, Federbusch, Schwert, Scheide und Griff hatte Drouais vom Blechschmied fertigen lassen, um nach der Natur zu copiren; so war auch alles Uebrige, als Mantel u. s. w. Da er reich war, konnte er die Modelle bezahlen und an dem Bilde so lange arbeiten, bis es nach seiner Meinung ganz vollendet war. Mit dem nämlichen Aufwande hatte auch David sein Bild: „die Horatier“ gearbeitet. Der hatte sich ebenfalls Alles machen lassen, so daß er nur nachzumalen brauchte. Auch David war reich; er hatte die Tochter des Oberaufsehers der Stadtmauer zu Paris zur Frau. — Alle französischen Maler haben doch etwas Theatralisches und Caricaturmäßiges. So war das Einzige, was ich an Drouais' Bilde tadelte, der Fuß vom Marius; die große Zehe schien mir krampfhaft zu sein, weil er damit so stark an den Boden drückte. Drouais aber bemerkte dagegen, das habe er mit Willen gethan, weil alle Sehnen in starker Bewegung wären.

Als David abreisete, sagte er: „Ich lasse mein Studio

offen, damit Jeder über mein Bild: „die Horatier“ sagen kann, was er will; mein Bedienter nur bleibt hier, um Unordnungen zu verhüten.“ — Wenn je ein Bild Aufsehen gemacht hat, so war es dieses. Es war viele Tage hindurch wie eine Procession! Fürsten und Fürstinnen fuhren hin, um es zu sehen; Cardinäle und Prälaten, Monsignori und Pfaffen, Bürger und Arbeitsleute, Alle eilten hin. Da jeder Römer gewohnt ist, von Jugend auf Bilder in den Kirchen zu sehen, so bildet sich sein Geschmack. Nun kamen diese Leute in den Wirthshäusern zusammen. Der Eine sagte: „Das Bild ist besser, als Raphael“; der Andere: „Es ist nichts gegen Raphael!“ Bei der Erhitzung durch den Wein kam es zu Schlägereien und Dolchstichen. Und so stritten sich Gebildete und Ungebildete, Gelehrte und Ungelehrte, Kenner und Nichtkenner über den Werth des Bildes.

Auch Dornow hatte ein lebensgroßes Bild vollendet, das sehr gut gruppirt war: „Alexander, als er seinen Vater Philippus, der verwundet unter dem Pferde liegt, mit seinem Schilde deckt und mit seinem Spieße die andrängenden Feinde abhält, ihn zu ermorden.“ In diesem Bilde waren treffliche Sachen, der Kopf des Philippus grandios, der des Alexander voll Ausdruck eines jungen, muthigen Helden; aber hin und wieder war es doch etwas steif, weil Dornow antike Beine und andere Theile als Modelle gebraucht und zu genau copirt hatte. Diese leichten Fehler mochten wohl Schuld sein, daß er es nicht verkaufen konnte. Denn die Engländer sind wunderlich. Einer macht den Andern auf die Fehler aufmerksam, und um sicher zu gehen, kaufen sie dann lieber ein altes Bild, mit dem Namen eines berühmten Meisters, das vielleicht nicht so gut ist, wie das des lebenden Künstlers; aber es hat doch den großen Namen und

der Besitzer wird gelobt. So verliert der junge Künstler den Muth und es wird ihm unmöglich fortzufahren, weil zu viel Kosten und Zeit dazu gehören, ein solches Bild hervorzubringen. Zum Dornow kam aber sein freigebiger Landsmann, Mylord Bristol; der kaufte ihm Alles ab und bestellte die Ausführung der kleinen Skizzen in's Große. — Sehr wahr bemerkte daher einst David: „Es wird dem Maler schwerer fortzukommen, als dem Dichter und Musiker. Dieser bringt ein Concert zusammen, wo Viele für einen Thaler seine Kunst hören können; der Dichter und der Gelehrte läßt sein Werk drucken, welches der Buchhändler thalerweise verkauft, so daß er dem Verfasser sehr gut Zahlung leisten kann. Der Maler aber mit seinem großen Bilde kann sich nicht so helfen. Er muß warten, bis irgend ein Fürst oder reicher Privatmann ihm dasselbe abkauft, und dann wird es noch dazu nicht selten auf ein Schloß oder Landhaus gehängt, wo es nur der Eigenthümer sieht. Warum sollte nicht auch der Maler, wie der Musicus und Dichter, sein Bild ausstellen, damit Jeder für ein Geringes es sehen könnte? Würde für dieses Vergnügen nicht Jeder gern etwas bezahlen? Weil dies aber nicht ist, so kommt es, daß jetzt kein einigermaßen vollkommenes Kunstwerk mehr geschaffen wird; denn der Künstler, der Zeit und Mühe daran gewandt hat, seine Kunst zu erlernen, muß nun, um nur Brot zu bekommen, eilen, daß er sein Werk vollende, weil er befürchtet, keine Käufer zu finden. Wenn in England bei einem Künstler eine Bestellung gemacht wird, so bedingt er dabei gleich ein, daß er, außer dem Kaufgelde, das Werk noch ein Jahr lang zu seinem Vortheile ausstellen darf; und so hat er bald seine Unkosten wieder und auch noch so viel übrig, ein neues anzufangen." David setzte noch hinzu: „So will ich es in Paris auch machen." —

In dieser Zeit machte ich genauere Bekanntschaft mit dem berühmten Steinschneider Pichler, der schon durch seine schöne männliche Gestalt und edle Gesichtsbildung Jeden für sich einnahm; ruhig war sein ganzes Wesen und vernünftig seine Rede. Neben seiner schönen Arbeit, die mich oft zu ihm zog, lockte mich auch besonders seine Sammlung von Gypsabgüssen der vorzüglichsten antiken Köpfe, wonach ich oft gezeichnet und studirt habe, um von seinen Einsichten belehrt und unterrichtet zu werden. Ich freute mich sehr, daß unsere Meinungen oft übereinkamen. Von Jugend auf hatte er nach den besten Antiken gearbeitet und unter den Neueren war er in der Kunst, Cameen und Intaglios zu schneiden, den Alten am nächsten gekommen. Sein Talent war außerordentlich. Die schwere Kunst, kleine Figuren in den harten Stein zu schneiden, ward ihm außerordentlich leicht. Er sagte mir selbst, die Arbeit sei ihm so geläufig, daß er in einem Tage ein Bild aus Herkulanum mit zwei Figuren und Nebensachen geschnitten habe. Noch immer freue ich mich des Zufalls, daß, als ich einst bei ihm zeichnete, der Besitzer des berühmten Cameo, „wie Achilles seinen Freund Patroklus beweint," zu ihm kam und ihn bat, dieses schöne Fragment zu ergänzen, was jedoch Pichler nicht zu unternehmen wagte. Den Schwefelabdruck dieses Stücks kannte ich schon lange. Es ist doch ganz etwas Anderes um den wirklichen Stein. Die Farbe und das Klare thun auch etwas dabei, und dann der Gedanke, solches heiliges Kleinod wirklich in den Händen zu haben! Bei dieser Gelegenheit erzählte Pichler, daß einst Jemand zu ihm gekommen, der ihm einen antiken Comeo gezeigt habe, welcher von großem Werthe, ja unter die besten zu zählen gewesen wäre. Indem sie ihn so betrachtet hätten, sei er auf die Erde gefallen und das unschätzbare Kunstwerk

in tausend Stücke zersprungen. Ein andermal sei Jemand mit einem Cameo zu ihm gekommen, und da es in der Dämmerung gegen Abend gewesen, so habe er aus Begierde, die Vortrefflichkeit der Arbeit recht genau zu betrachten, das Fenster aufgemacht. In dem Augenblicke, da er ihn hinausgehalten, sei ihm derselbe aus der Hand gefallen drei Stockwerke hinunter auf die Steine. Der Eigenthümer sei wie vom Schlage gerührt gewesen und auch er. Doch habe er ihn noch von einem Straßenstein auf den anderen springen sehen, sei daher am Fenster geblieben, auf die Stelle Acht zu haben, und der Bediente habe den Stein ganz unversehrt wiedergebracht. — Pichler's Arbeiten werden, wie gesagt, den Antiken fast gleichgeschätzt, doch hat er die besten nicht erreicht, was er auch selbst eingestand. So hatte er den bekannten jungen Herkules in der strozzischen Sammlung oft nachgemacht, und da er noch immer bei ihm bestellt wurde, lehnte er es ab, weil es ihm so niederschlagend sei, ihn nicht erreichen zu können. Die mehrsten Abdrücke, die man von jenem schönen Kopfe hat, sind nicht nach dem Originale, sondern nach Copieen gemacht. Im funfzehnten Jahrhundert lebten auch geschickte Meister dieser Kunst; doch haben sie immer etwas Manierirtes, wodurch sie sich gleich verrathen, auch wenn sie Antiken nachahmten. Damals legten sich nämlich Viele darauf, ihre Arbeiten für antik auszugeben; ja in neueren Zeiten finden wir das Nämliche. Selbst Pichler gestand, solche Antiken gemacht zu haben, aber nicht gern. Der bessere Preis mag die Mehrsten dazu verleitet haben. Uebrigens war es Pichlern etwas Leichtes, nach einem schlechten antiken Steine, dessen Intention gut war, einen weit besser ausgeführten zu schneiden. Denn man hat antike Steine, wo die Figuren nur so eben nachlässig hingemacht sind, vielleicht Copieen nach vortrefflichen

großen Kunstwerken. So hat man den Ajax, der nach seiner Raserei das Schwert in der Hand hält im tiefsten Nachdenken bevor er sich entleibte; so den Achilles in mancherlei Stellungen, u. a. m. Wie nachlässig und schlecht die Arbeit auch ist, so sieht der Kenner doch die Vortrefflichkeit darin und muß den Künstler loben, der diese Idee ergreift, um sie fleißiger darzustellen. So sagt man auch, daß der fliegende Merkur von Johann von Bologna nach einem solchen Steinchen gemacht worden sei. Jemand versicherte mich, diesen gesehen zu haben. Doch kann es auch sein, daß die Antike nur Aehnlichkeit mit jener Figur hat, ohne daß diese danach copirt ist. Es wäre ungerecht, auf die bloße Sage den vortrefflichen Künstler um seine Erfindung bringen zu wollen. — Eine große Sünde begehen aber manche neuere Künstler, wenn sie die nachlässig und flüchtig gegrabenen Arbeiten weiter ausführen und den Figuren nachhelfen wollen. Dadurch werden diese nur verdorben, und wer den antiken Geist kennt, möchte darüber weinen! Oft verändern sie auch etwas daran und geben den Figuren Attribute, die ihnen gar nicht zukommen. Sie machen auch wohl aus dem rasenden Ajax einen Herkules mit dem Schwerte; aus dem todten Hammel einen Löwen! So erhält das Studium der Antike einen tödtlichen Stoß. Uebrigens erkennt man gleich an der Erfindung der Figur, ob sie modern oder antik ist, wenn man gleich im letzteren Falle nicht immer errathen kann, welcher Antike sie nachgebildet sein mag. Ich hatte damals eine große Freude, dergleichen antike Kunstwerke zu besehen. Um mich über die verschiedenen Arten der Steine, worin sie gearbeitet wurden, zu belehren, besuchte ich öfter die Antiquare, die mit solchen Antiken handelten, auch die Goldschmiede, die sie in Ringe fassen und Armbänder Halsbänder und anderen Schmuck davon machen. Die

Alten haben alle Arten von Steinen bearbeitet, Rubine, Smaragde, Saphire, Topase, Amethyste, Carniole, Onyxe ꝛc. Auch ging ich oft auf den Markt Navona, der alle Donnerstage gehalten wurde. Da saßen Männer und Weiber, die Antiken zum Verkauf hatten und sie für wenig Bajocchi feil boten. Ich dachte oft etwas schön Gearbeitetes darunter zu finden; aber ein Fremder kommt fast immer zu spät. Es gab da Menschen, die sich allein darauf legten herumzugehen, um das Gute aufzusuchen, und die von den größten Antiquaren besoldet wurden. So sah ich oft an großen Festen, wo viel Landvolk nach der Stadt kommt, solche Männer überall herumschleichen und den Bauern eine Prise Taback präsentiren und hörte sie fragen, ob sie nicht Anticaglien hätten? Von diesen Unterhändlern konnte man zuweilen etwas Gutes erhalten. Durch einen solchen wurde auch der berühmte große Medusenkopf bei einem Bauer alla piazza del teatro Martelli gefunden. Dieser, der ihn aus der Erde gegraben und an dem schönen grünen Steine wohl sehen mochte, daß er etwas werth sei, forderte einen Ducaten dafür. Der Unterhändler, ein unwissender Mensch, fürchtete seinen Ducaten wegzuwerfen und drückte daher die Antike erst in Wachs ab, welches er immer bei sich trug, um sich bei Kennern Raths zu erholen. Da es aber Winter und das Wachs hart gefroren war, preßte er es zu stark auf den großen Stein, so daß er in der Mitte durchsprang. „Nun," schrie der Bauer, „müßt Ihr mir den Ducaten geben, denn Ihr habt mir meinen Stein zerbrochen!" Der Unterhändler mußte sich dazu bequemen und brachte die beiden Stücke zu einem Antiquar, der ihm gleich neun Ducaten dafür wieder gab; dieser zeigte ihn dem Cardinal Albani, welcher ihn für zehn Ducaten erstand. Nachgehends wurde er von diesem für eine große Summe verkauft, wenn mir recht ist, an den

Herzog von Orleans, dessen Sammlung er zierte. — An der Ecke der Piazza Barberini war ein Tabacksladen, wo sich auch die Bauern versammelten. Von diesen erhandelte der Tabackskrämer gegen Taback und Geld die von ihnen, besonders im Winter, wenn das Wasser Erde und Steine wegspülte, gefundenen edlen Steine und sortirte sie gewöhnlich in zwei Schachteln, auf deren einer „vier Paoli", auf der andern „drei Paoli das Stück" stand; für diesen Preis konnte man sich nun aussuchen. — Die besonders schönen antiken Steine, welche man unter die schätzbarsten Kunstwerke rechnen kann, haben, wie sich von selbst versteht, das höchste Interesse. Mich dünkt aber, daß man deswegen die minder schönen nicht außer Acht lassen dürfe, da sie fast alle historischen Werth haben. Denn sie sind oft Abbildungen einzelner Bilder und Statuen großer Meister, die zum Theil verloren gegangen, zum Theil ganz oder auch verstümmelt zu uns gekommen sind.

Wie sehr würde es unsere Kenntniß bereichern, wenn wir alle Steinchen sammelten, die, schön oder schlecht, ein und dieselbe Idee darstellen, z. B. eine Reihe sämmtlicher vorhandener Psychen, Amorinen u. s. w. — Man erstaunt über die ungeheure Anzahl der antiken Steine, besonders in und um Rom, wenn man bedenkt, daß dergleichen nun schon seit einigen hundert Jahren fortwährend durch Einheimische uud Fremde aufgekauft und ausgeführt worden sind und dennoch täglich welche gefunden werden, so daß es selten einen Reisenden giebt, der nicht wenigstens einige aus Curiosität mitnähme. Wie Viele nehmen nicht Hunderte und Tausende mit und in wie vielen Städten Europa's findet man nicht bedeutende Sammlungen davon! — Wozu die Alten diese Steine gebrauchten, ist nicht immer zu erkennen, weil sie meistens ungefaßt gefunden werden. Zuweilen

finden sich noch einige als Fingerringe in Gold, Silber und anderes Metall gefaßt; doch läßt es sich nicht glauben, daß alle hiezu gebraucht worden sind; im Gegentheil ist zu vermuthen, daß dieser sinnreiche Luxus zu dem verschiedenartigsten Schmucke angewandt wurde.

Man hat auch viele antike Glaspasten, wo die Farbe der Steine nachgeahmt ist. Hier möchte ich sagen, was einst ein Freund dem anderen rieth: „Findest Du ein Buch aus der Zeit des cinque cento, so kaufe es, wenn Du auch den Inhalt nicht verstehen solltest. Die Jahrzahl auf dem Titelblatte verbürgt Dir dessen Werth!“ So ist es auch mit den antiken Pasten; denn diese sind immer über schöne und inhaltsvolle Originale geformt. — Ein Hauptgrund des Wohlgefallens an diesen kleinen Gemmen liegt wohl mit darin, daß das Schöne derselben so scharf in das Kleine zusammengezogen ist und sich so leicht übersehen läßt. Die Maße und Form vortrefflicher Figuren fällt sehr faßlich und bestimmt auf und ganz besonders klar läßt sich der Charakter der Köpfe darin darstellen und auffassen. Pichler selbst besaß eine große Stärke, den Charakter bestimmter Portraits treffend darzustellen. Er hatte die Gewohnheit, diese erst zu zeichnen und dann danach zu schneiden; da hingegen Andere die Portraits erst in Thon oder Wachs modelliren. In Pichler's Stube hingen diese Zeichnungen, nach welchen er Cameen oder Intaglios gemacht hatte, meistens Portraits von Souverains, Fürsten und reichen Leuten. Besonders fiel mir der Kopf des Lords Clive auf, eines Charakters mit eiserner Kraft, und der des Kaisers Joseph II. Pichler besaß auch eine Sammlung Steine und Marmorarten in kleinen geschliffenen Tafeln, die rings in der Stube herum über den Lambris an einander gereihet waren. Daran hatte er denn seine besondere Freude, die verschiedenartigen Massen

und Farben zu bewundern, welche die Natur so schön hervorbrachte. Oft waren diese bewundernswürdigen Kräfte der Natur, die in dem Innern der Erde solche Schönheit entstehen ließen, der Gegenstand unserer Gespräche. So ist z. B. die breccia verde di Egitto ein grüner Kieselteig, worin unzählige bekannte andere Arten Steine stecken, die mit Gewalt zerbrochen und hier eingedrängt zu sein scheinen, als Granit, rother und grauer Porphyr, Carniol, Granat, Amethyst, rund- oder eiförmig geschliffene Kiesel, denen gleich, die man in Bächen findet. Alles deutet darauf hin, daß eine große Umwälzung diese Steine zerstückt und durch einander geworfen habe. Gerade über einem solchen Steine hing das kernige Portrait des Lord Clive. Dann über der Reihe Steintafeln ging die Reihe der Portraits an der Wand herum, welche fast von der nämlichen Größe waren. Wenn ich so während des Zeichnens auffsah und mit den Augen erst die mancherlei Steinsorten durchlief und dann die Reihe Portraits, so fand ich, daß ebenso wie die Steine auch die Köpfe sich durch den verschiedenartigsten Charakter unterschieden und sich wohl ebenso in Classen theilen lassen könnten. Dasselbe bemerkte ich auch in einer schönen Sammlung von antiken Medaillen, welche Pichler besaß, und beobachtete auch die Uebereinstimmung des inneren Charakters mit den äußeren Gesichtszügen. — Ich suchte damals sehr sorgfältig nach einem Kopfe von Hektor. So viele Abbildungen man von seinem Bruder Paris hat, so wenige giebt es von jenem Helden, der so viele Tugenden in sich faßt. Gerade weil er so viele Tugenden besitzt, mag er nicht oft in den Antiken gefunden werden, da es für den Maler und Bildner schwerer sein muß, ihn darzustellen, als für den Dichter, ihn zu beschreiben. Dieser zählt die rühmlichen Eigenschaften nach einander auf und läßt den Helden handeln,

den trefflichen Bürger reden, den Gatten, den Vater in interessanten Situationen erscheinen; dem Maler fällt dieses unmöglich, weil er nur Eins und in einem bestimmten Momente darstellen kann. Auch auf den Basreliefs fand ich keinen Hektor, wenigstens waren diese von so geringer Arbeit und so weniger Kunst, daß man den Charakter des Gesichts nicht erkennen konnte. Es ist mit Hektor's Kopfe, wie mit dem des Christus; das Göttliche und das Menschliche mit dem sanften Zuge des Duldens läßt sich schwer mit einander darstellen.

Ich studirte nun auch fleißig die antiken Basreliefs. Darunter sind oft Vorstellungen von mancherlei Gegenständen, wovon jeder das Gemüth rührt, die Phantasie erhöht und den Verstand erregt. Es wogte oft in meinem Innern, wie das Meer sich bewegt, ehe der Sturm kommt. Auf dem einen erblickt man die Römer als Ueberwinder und die Oberhäupter der besiegten Völker vor jenen auf den Knieen; auf dem anderen Unterjochte in trauriger Stellung, bei ihren Waffen auf der Erde sitzen und weinen. Noch andere stellen Bacchanalien vor, Siegeszüge, wo eine leichte Phantasie tanzende Bacchantinnen in erfreulichen Stellungen erdachte; wieder ein anderes zeigt uns, wie die Kinder der Niobe im Angesicht der Mutter getödtet werden; dann wieder eins, wie die Frau eines Hirten für ihr Kind eine Hirschkuh melkt und das junge Kälbchen dabei steht u. a. m.

Auch ging ich gern unter den Ruinen spazieren zu meinen Lieblingsörtern, dem Coliseum u. a. Da stieg ich hinauf und kletterte mit Lebensgefahr so hoch, als ich nur kommen konnte, setzte mich da hin und hing meinen Gedanken nach. Oder ich ging auf die Stätte, wo das goldene Haus des Nero gestanden, jetzt ein Gemüsegarten, in welchem der Kohl zwischen den zerschlagenen Stücken Porphyr, Granit

und Serpentin herauswächst. Den stämmigen Lorbeer erfüllten liebliche Sänger der Luft. Das war nun mein Ergötzen, die fröhlichen Bewohner dieser Gebüsche ihr munteres Wesen treiben zu sehen, wie die Amseln so emsig ihr Futter an den Bäumen suchten und der kleine Zaunkönig in dem Grünen so munter und keck herumsprang, als gehörte ihm die Welt. War doch Nero mit seiner Lyra, dem Apollo sich gleich schätzend, schwerlich so glücklich, wie dieser fröhliche Zaunschlüpfer! Kehrte ich dann in der Dämmerung wieder nach Haus, so las ich im Titus Livius die römische Geschichte, wo sich mir gar mancherlei Gedanken bei der Vergleichung des Beschriebenen mit dem uns Uebriggebliebenen aufdrängten.

Auch die Peterskirche war oft das Ziel meiner Wanderungen. Unvergeßlich wird mir das Schauspiel sein, welches ich einst dort genoß. Ich sah an diesem schönen Vereinigungsorte die Häupter der Völker in einer Gruppe zusammenstehen: den Kaiser Joseph, den König Gustav von Schweden, den Kurfürsten von Baiern und den Papst. Sie waren äußerst höflich mit einander, doch dachte gewiß Jeder das Seine. Es ist schwer, Hand in Hand den Reigen zu tanzen, denn wenn es am besten geht und Einer losläßt, fällt die ganze Reihe.

Um mich von meinen Arbeiten zu erholen, zu der Zeit als der Sirocco die Hauptstadt mit den gefährlichen Wechselfiebern bedrohete, wo dann Einheimische sowohl, als besonders Fremde gern, um die gesunde heitere Luft am Abhange des Sabinergebirgs in der Nähe Roms zu genießen, nach Tivoli, Frascati und anderen hochgelegenen Orten sich begeben, machte auch ich einen Ausflug, für dasmal nach Marino. Ich war von den Geistlichen zu S. Lorenzo in Rom, welche dort ein Kloster hatten, eingeladen, einige Tage

bei ihnen zu wohnen, um die schönen umliegenden Gegenden näher kennen zu lernen. Auch mehre deutsche Künstler waren von der Partie und die Reise wurde auf Eseln gemacht. Wir fanden den freundlichsten Empfang. Sie besorgten uns Pferde und führten uns überall auf die merkwürdigsten Oerter. Man braucht nur von Rom aus durch einen kleinen Eichenwald zu reiten, so kommt man an den Albaner-See. Hier stand Albalonga, wo die Gründer Roms erzeugt und genährt wurden von der Wölfin Milch. Sie saugten auch das räuberische Naturell in sich und ihre kriegerischen Consorten folgten dem gierigen Adler, der auf Stangen ihnen vorgetragen wurde. Auf diesen Hügeln erwuchs die Kraft, womit Rom die Welt bezwang und den Raub der Länder durch Triumphbogen auf das Capitol brachte. Hier ist das Grab der Curiatier und Horatier; hier wohnten Pompejus' Veteranen und das Denkmal seiner fünf Siege steht noch. Noch zeigt man den Ring, woran der entflohene Trojaner Aeneas seine Schiffe band. Hier stand ich auf dem Felde il Campo di Annibale, wo seine Afrikaner ihr Lager hatten. Von da ritten wir nach Tusculum zu den Ruinen von Cicero's Villa; dann auf den Berg Monte Cavo, von dem man die ganze Gegend übersieht. So strichen wir viele Tage in den merkwürdigsten und schönsten Gegenden umher und nur spät Abends kehrten wir wieder in das Kloster zurück.

Kaum konnte ich den Tag erwarten; ich stand schon im Dunkeln auf, um die Gegend vom Kloster aus zu sehen, die dann anders erschien, als wenn sie beleuchtet war. Eines Morgens, da ich schon lange von diesem, vielleicht merkwürdigsten Orte der Welt herabgeschaut hatte, stieg Aurora über den braunen Wald herauf und stand neben dem Monte Cavo mit ihrem blassen Rosenscheine. Einen solchen Anblick,

wie das zarte Roth sich mit dem Braun sanft verschmolz, habe ich nie wieder gehabt, obschon ich der Aurora zu gefallen manchen Morgen in Neapel auf dem Balcon stand, sie lange erwartend; sie mir auch oft erschien und ich mich innig freute und die bedauerte, welche noch schliefen und dieses zarte Schauspiel am Himmel nicht genossen. — Wein begeistert; aber die höchste Begeisterung ist in der Nüchternheit, wenn Aurora sie weckt! O prächtige, liebe Sonne! Wie glücklich ist des Menschen Loos, der gleich Blumen und Kräutern in deinem warmen goldenen Scheine sein Leben athmet! Wenn das sanftrothe Gewand der Kommenden mit steigendem Glanze am Himmelsfelde sich ausbreitet, der Thautropfen strahlend dir entgegenblitzt; das Gras lispelnd mit dir redet, das Schilf, worin der Rohrsperling plaudert, leise flüstert, der Anblick der himmelhoch strebenden Felsen dich mit Schauder ergreift; — und alles dieses deine Empfindungen erhöhet und deine Gedanken entfaltet: so pflanze in Worte die Gedanken, als Saaten der Ewigkeit! — Zur Erinnerung dieser frommen Geistlichen, welche uns mit so vieler Liebe und Freundschaft bewirtheten, habe ich ein Bild gemalt, das beim Anschauen die genossenen Freuden mir wieder vor die Augen bringt.

Von Frascati aus sah ich oft die Sonne hinter das Meer sinken und wenn sie den äußersten Horizont des Meeres berührte, hatte sie oft die Form einer Vase und hüpfte einigemal auf. — Hier zeichnete ich auch manche Baumgruppen, die mir wegen Schönheit und Abwechselung ihrer Formen und Farben besonders auffallend waren. Als ich späterhin eine Landschaft zu malen versuchte, benutzte ich dazu diese schöne Gruppe von Cypressen, Pinien und immergrünen Eichen. — Hier in Frascati erschien mir einst im Traume die Gestalt einer lieblichen Jungfrau, die mit einem anderen

Mädchen Kränze wand; Beide in der gefälligen Wellenlinienbeugung. Ich suchte diese zierliche Stellung beim Erwachen festzuhalten und zeichnete sie, daherschwebend und aus einem Körbchen Wiesenblumen auf den grünen Teppich streuend.

Des Morgens ging ich stets früh und frisch an die Arbeit, des Nachmittags aber wurde ein Spaziergang unternommen. Wenn ich dann ganz ermüdet und den Kopf voll von dem Treiben und Kämpfen der Weltbeherrscher Roms, mich an einem Hügel in's Gras legte, fiel mein Auge nicht selten auf das Leben des Gewürms im Grase, wie es auch sein Wesen mit durch einander trieb und lebte und webte. Da streiten und kämpfen die kleinen Insecten mit und gegen einander; Alles ist rege und in beständiger Bewegung; da läuft eins geschäftig vorbei, ohne sich um die anderen zu kümmern; dort lauert ein anderes auf, um dies zu erhaschen; dies wird wieder von einem anderen verfolgt; hier vereinigen sich viele, um in Verbindung große gemeinsame Unternehmungen auszuführen, während vielleicht schon eine andere Partei auf deren Vereitelung sinnen mag.

Ich fing nun auch an, die größeren Thiere zu studiren, deren Aeußeres das Gepräge ihres inneren Charakters trägt. Die Abstufung ihrer Charaktere ist nach der verschiedenen Bestimmung der Thiere verschieden. Dem Historienmaler wird dieses Studium sehr nützlich sein; weil hier Alles auffallend deutlich und hernach leichter im Menschengeschlechte wiederzufinden ist, da das Thierische mit der schönen Menschengestalt verschmolzen ist. Doch wurde auch diese über den nämlichen Leisten geformt wie die Gestalt der Thiere; man findet denselben Bau, nur veredelt. Scheint es doch fast, als habe die Schöpfung zuvor mit den Thieren Probe machen wollen, um nachher den Herrscher über alle Geschöpfe,

den Menschen, bilden zu können! So viele Abstufungen man im Thierreich findet, so viele kann man auch im Menschen entdecken, dessen Leben in so mancher Hinsicht dem des Thieres gleichkommt. Dort Streben und Entgegenwirken, Zwecke setzen, Mittel suchen, Zwecke erreichen und verfehlen. Aber das Hauptstreben fehlt dem Thiere, das Streben nach Veredlung! Die verschiedenen Arten des Menschen aufzusuchen, zu bemerken und nachzuzeichnen, wurde nun mein Lieblingsstudium. Ich finde einige Menschen von anderen ganz verschieden an Knochenbau und Form. Um mich hierüber verständlich zu machen, müßte ich Zeichnungen beilegen, deren ich auch viele gemacht habe, welche die Gattungen der Menschen deutlich unterscheiden. Ganz besonders hat man in Rom Gelegenheit, die Menschen zu studiren, da ein großer Theil derselben dort noch ohne Bildung aufwächst und sein Naturell ohne Verstellung, seine Leidenschaften ohne Scheu zeigt. In den gebildeten Ständen, die sich zu mäßigen und ihren Charakter zu verstecken wissen, hält dies natürlich schwerer. Ich ging deshalb oft an Oerter, wo Menschen von der niedrigsten Classe sich versammeln, z. B. in die Osterien, besonders in eine hinter dem Capitol nahe beim Tarpejischen Felsen. Hier sah ich einst einen Menschen eintreten mit einem heroischen Gesichte und gebietender Sprache. Kaum grüßte er und das Wenige, was er sagte, war nur so obenhin. Seinen dicken Knotenstock warf er in die Ecke und fragte den Oste, was er zu speisen habe? Der stellte sich vor ihn hin, wie ein höflicher Wirth thut, wenn er einen hohen Gast empfängt, und sagte: „Vossignoria a da commandar,“ nannte alle seine Suppen, Gemüse und Fleischarten her und deckte gleich auf mit Servietten und Tellern. Der Angekommene schüttelte bei vielen Sachen den Kopf und wählte endlich, wo denn der Wirth gleich

hinaus eilte und das Verlangte mit einem: „ecco è servita Vossignoria“ brachte. Dann setzte sich der Fremde mit einer sehr verwegenen vornehmen Miene hin und speiste. Und wer war dieser vornehme Gast? Ein Bettler, den ich oft auf der Straße und vor der Kirche hatte liegen sehen und mit wimmernder Stimme sein: „fratello da al tuo povero fratello una limosina“ ausrufen hören. Hier erschien er anders. Sein Gespräch enthielt gleich Urtheile über die Menschen und über das Neue, was sich gestern und heute in der Stadt zugetragen. Alles, was er sagte, war kurz und treffend. So sprach er über den Verfall und das Sinken alter großer Familien in Rom! „Heute sah ich die Duchesse N. N. mit ihrem Gefolge in die Kirche gehen; sie gab mir noch das Almosen; aber wie knapp! Seitdem der Sohn verheirathet ist, vergeht das Haus. Noch gestern Abend verspielte er so und so viel; — die neue Verordnung der Cammer wegen des Getreides hat der Kornhändler N. bewirkt und bringt dem Staate so viel Schaden; — das Haus des N. erhält sich noch immer in seiner Würde; zwar eingeschränkt an Pracht, aber seine Hoheit im Almosenspenden besteht und es geht seinen alten Gang; alle Bediente der Voreltern sind noch im Hause, alle in Ruhestand gesetzten Bediente erhalten pünktlich ihren Gehalt, ed il decoro della casa resta immobile.“

Einen anderen alten Bettler sah ich zuweilen in den Osterien in Rom, der mir nicht minder interessant war. Man nannte ihn „il gobbo Casparo“; er hatte eine vortreffliche Tenorstimme und unterhielt damit das Volk auf der Straße, wenn er bei Laune war, sehr gut. Dieser Mensch brauchte nur ein paarmal eine Arie aus Opern singen zu hören, um sie gleich richtig nachsingen zu können. Oft habe ich auch unter seinen gedrängten Zuhörern auf

der Straße gestanden und mich besonders an seiner komischen Gestalt ergötzt, wenn er (der bucklige Casper) die Bravourarie eines Helden sang, z. B. Alexander's des Großen! Dann sagte er vorher in voller Begeisterung zu den Umstehenden: „macht mir Platz, damit ich den erhabenen Helden würdig vorstellen und mich in seinen Charakter ganz versetzen kann." So ging er bis an die Mauer des Hauses zurück, trat auf einmal hervor und begann seine Arie, die die Zuhörer erschütterte und in eine wahrhaft erhabene Stimmung versetzte. Ich hörte, wegen dieses Mannes habe man sich in seiner Jugend viel Mühe gegeben, um seine seltenen Anlagen und schöne Stimme auszubilden; Fürsten hätten ihm Wohnung in ihren Palästen, schöne Kleider, Geld und die besten Capellmeister zu Lehrern gegeben und überhaupt alles Mögliche angewandt, um ihn die Musik aus dem Grunde lernen zu lassen; aber er habe dies nur eine kurze Zeit ausgehalten und bald seine schönen Kleider weggeworfen und gesagt, das mache ihm zu viel Mühe, die zu schonen, und das Lernen sei ihm unausstehlich, er wolle keinen Zwang und lieber arm, aber frei und frank wie zuvor leben. Ich war begierig, diesen Alten näher kennen zu lernen; und da ich in seinem Kopfe Charakter sah, redete ich ihn einst an, als er an einer Straßenecke lag, und sagte zu ihm, daß ich ihn gern abzeichnen möchte, ob er gegen Bezahlung zu mir kommen wolle? Man giebt gewöhnlich drei Paoli in Rom dafür. Er war damit zufrieden. Ich zeigte ihm das Haus und bestimmte die Stunde. Am anderen Morgen war er genau um die festgesetzte Zeit bei mir. Ich fing gleich an, seinen Kopf zu zeichnen, der sehr charakteristisch und ungewöhnlich war, ein Gemisch von Kraft, Unbill und Selbstgenügsamkeit. Ich suchte ihn im Gespräch auf seine Lebensweise zu leiten. Er erzählte mir, das Freie, Fröhliche habe

ihn immer angezogen; die Schönheit und der Menschen schöne Werke, la grandezza e magnificenza zu sehen, habe ihn gereizt, nach Spanien zu gehen, wo er sich erfreut habe; doch gebühre Rom der Vorzug. Dies sei der würdigste Fleck der Erde, wo Hoheit und Schönheit beisammen wären und wo sich auch am wöhnlichsten leben lasse. Sein größtes Behagen sei, im Kreise unbefangener, guter Freunde ein Gespräch zu halten; Rom sei angefüllt von köstlichem Genusse für Auge und Ohr! „Will ich der Welt Schönheiten sehen, so werfe ich mich an eine Straßenecke auf die Erde, im Winter in die Sonne, im Sommer in den Schatten, und sehe das Gewimmel der sich vor mir vorbeitreibenden Menschen und ergötze mich an den blühenden Gestalten und schmuckvollen Schönheiten, die daherwallen. Ist ein Fest, o dann giebt's in diesem Strome frommer Christen sättigenden Genuß für's Auge! Dann lege ich mich auf der Kirchentreppe nahe am Eingange nieder; und will ich noch mehr Genuß, so gehe ich hinein und lege mich einer Capelle mit einem schönen Bilde gegenüber und höre die Musik. Was kann köstlicher sein, als, indem das Auge die Kunst des Malers, des Bildhauers und des Architekten bewundert und sich ergötzt an den mit prächtigen Blumensträußen gezierten Altären, vor denen Gottes schönste Blüthen, kindliche, fromme Menschen, in heiliger Andacht knieen, das Ohr begierig die schwellenden Töne des himmlischen Gesanges einsaugen zu lassen und so in unnennbarem Entzücken zu schwimmen. Alles dieses ist mein und kann mir nicht genommen werden, und diese meine größte Freude kostet nichts!" „Dann," fuhr er fort, „habe ich auch Bekanntschaft mit den Custoden der Gallerieen; die wollen mir wohl und laden mich oft freundlich in die schönen Bildersäle ein, wo ich denn mit Muße die schönen Gemälde betrachten kann.

So kenne ich fast alle Schätze, die Rom besitzt.“ — Ich fragte ihn hierauf um seine Meinung über manches Bild. Zu meiner großen Verwunderung gab er mir fast lauter Urtheile, die mit denen der Kenner übereinkamen. „Welches Bild hältst Du denn für das vorzüglichste in Rom?“ fragte ich ihn. „Das ist keiner Antwort werth,“ versetzte er; „denn das schönste und angenehmste Kunstwerk spricht sich genugsam aus!“ „Nun welches denn?“ „Das Göttermahl, die Hochzeit der Psyche von Raphael in der Farnesina! Da sind die göttlichen Gestalten versammelt! Alles ist festlich mit Kränzen und Guirlanden aufgeschmückt; hoch, erhaben und freundlich schweben die Götter und Göttinnen in der blauen Luft, ohne daß sie, wie wir anderen Sterblichen, Grund unter ihren Füßen nöthig haben. Wenn ich mich recht vergnügen will, bitte ich den Custode, mir den Saal aufzuschließen. Hier lege ich mich auf den Boden und kann nicht aufhören, diese seligen Wesen über mir zu beschauen, dafür singe ich ihm dann eine Arie, auch zwei, auch wohl drei!“ — Im Laufe des Gesprächs fragte ich ihn, was er, da er gar kein Gewerbe treibe oder andere Einkünfte habe, anfange, wenn Tage kämen, wo ihm die Geschenke mitleidiger Menschen mangelten? „Das geschieht nie,“ war seine Antwort! „Der schlechteste Tag bringt mir 3 Bajocchi ein und ich habe nur 1½ nöthig, um zu essen und zu trinken; also 1½ überflüssig. Sollten mir auch diese fehlen, so esse und trinke ich doch; denn viel sind meiner Bekannten und meiner Freunde. Die Wirthe, wo ich mein Geld verzehre, haben mich gern und borgen mir, da ich nichts Anderes nöthig habe, als ein wenig Suppe, ein Glas Wein und ein Stückchen Brot. Kommt mir die Lust an, zu essen wie die Fürsten, so habe ich es gleich. Ich brauche nur in irgend einen Palast eines Großen zu dem Koch zu gehen und ihm

eine Arie zu singen; dann bekomme ich Pasteten, Braten, den besten Wein, Malaga, Gebackenes und Zuckerwerk. Doch wahrlich, es schmeckt mir besser, wenn ich im Winter um ein Kohlenfeuer für meine drei Bajocchi im Kreise vertrauter Freunde esse." — Es schien mir immer mehr der Mühe werth, einen solchen Charakter recht ausführlich und genau in der Zeichnung darzustellen. Zwei Vormittage hatte ich schon daran gearbeitet; aber die Vollendung schien immer schwieriger zu werden. Nun ging ich wieder zu ihm an die Straßenecke, wo er gewöhnlich saß, und bat ihn, heute wiederzukommen. Er schlug es aber rund ab und sagte, er möchte heute nicht die Treppe steigen. Ich erwiederte ihm, er habe gewiß kein Geschäft oder andere Einnahme zu erwarten, die drei Paoli werth sei, welche ich ihm gäbe; er möge sich also entschließen und zu mir kommen, da ich meine Arbeit darnach eingerichtet und diesen Tag dazu bestimmt habe. — „Das mögt ihr wohl für Euch gethan haben," antwortete er, „aber bei mir steht der Sinn nicht darnach, heute bei Euch zu sitzen; ich bin alt und mag die Treppe nicht steigen. Verdenkt es mir also nicht, denn ich würde es mir verdenken, wenn ich es thäte." — All' mein Bereden und Versprechen half nichts. Er antwortete mir gar nicht mehr.

Das milde Klima, die leichte Art, den Körper zu bedecken und zu nähren, die nachsichtige Regierung, welche meistentheils die Menschen ganz nach ihrem freien Willen leben und handeln läßt, Alles kommt zusammen, um in Rom mehr, als an jedem anderen Orte Menschen finden zu lassen, die ihren Charakter ungebändigt und rein aussprechen. Selbst die Kirche begünstigt dieses, indem sie die schützt, welche eigenmächtig Rache nehmen, und so den verkehrten Glauben nährt, daß nur durch diese der Zorn zu besänftigen sei. — So kam einst ein Mann, aus Bethlehem gebürtig, nach

Rom. Er war voll Fanatismus für die Lehre Christi; nannte sich dessen Landsmann und predigte auf den Straßen, wo sich viel Volk um ihn versammelte. Es wurde ihm freilich einige Male untersagt, weil er nicht dazu berufen sei und Unordnung verursache; allein er hielt sich als Landsmann Christi doch dazu berufen, und wenn er von der einen Straße weggewiesen wurde, begann er in einer anderen seine Predigt von Neuem. Eines Tages predigte er auf Monte Cavallo, nicht weit von der Wohnung des Papstes, und da er keinem Gebote, sich hinwegzubegeben, Gehör geben wollte, so wurden Sbirren ausgesandt, ihn gefänglich einzuziehen. Allein auch denen widersetzte er sich, sie für Diebe, Mörder und Häscher scheltend, und drohete ihnen, wenn sie ihn ferner in seinem heiligen Amte beunruhigten, sie zu behandeln, wie sie verdienten. Aber diese bemächtigten sich seiner und paternosterten ihn. Dies geschieht auf folgende Weise: Man schlingt eine kleine eiserne Kette mit runden Kugeln um das Handgelenk, was so schmerzhaft ist, daß der stärkste Mann durch die unerträgliche Pein, welche die Kugeln auf den Knochen verursachen, folgsam wird! Dieser Mensch aber achtete dessen nicht und suchte sich mit Gewalt von der Kette zu befreien, die, je mehr er sich anstrengte, sich um so fester zuzog. Nun wurde er wüthend und mit der Kraft eines Rasenden streifte er durch einen starken Ruck sammt der Kette Haut und Fleisch wie einen Handschuh ab. Darauf fuhr er auf die erschrockenen Häscher los, schmetterte mehre von ihnen zu Boden, eilte zum Palaste des Papstes, bahnte sich gewaltsam einen Weg durch die Schweizer-Wache und drang so in die Zimmer des Papstes. Vor diesen trat er hin: „Statthalter Gottes auf Erden, Deine Diener der weltlichen Regierung schicken Häscher, welche Diebe und Mörder fangen sollen; allein sie unterstanden sich, mich,

einen Landsmann Christi, anzufassen, während ich Christi Lehren predigte, um das sündhafte Volk vom Wege der Hölle auf den allein seligmachenden Weg zum Himmel zu leiten. Sieh', wie ich blute! Diesen Handschuh streifte ich ab und das ganze Lederkleid, welches das sündige Fleisch bedeckt; das ist kein Schmerz, denn meine Seele hängt an dem Erlöser!" Der Papst und die Cardinäle erschraken; doch besannen sie sich bald und wußten die Sache zum Vortheil zu wenden, indem sie ihn zum griechischen Beichtvater an der Peterskirche ernannten. — Später traf ich diesen Menschen einmal bei dem russischen Etatsrath von Wießen, wo ich zufällig äußerte, daß der Martin Luther doch der erste Heilige wäre. Dies brachte den Bethlehemiter so auf, daß er mir seine Calotte geradezu in's Gesicht warf.

Einst hatte ich Gelegenheit, noch einen solchen kräftigen, jähzornigen Menschen zu sehen. Ich war mit einer Gesellschaft Römer nach Fiumicino gefahren, wo die Tiber in's Meer fließt, um dort am Strande frisch gefangene Fische zu essen, welche die jetzigen wie die alten Römer noch immer für die köstlichste Speise halten. Die Gesellschaft bestand aus munteren, kraftvollen Männern, worunter mehre waren, denen das Messer nur lose in der Scheide saß und die keine vermeinte Beleidigung ungestraft hingehen ließen. Wir waren unterwegs recht lustig; es wurde fleißig getrunken, so daß die Köpfe heiß und die Stimmen laut wurden. Hier angelangt, machten wir gleich den Handel mit den Fischern am Ufer richtig und kauften, wie das hier gewöhnlich ist, den künftigen Fang im Voraus auf gut Glück. Während das Netz ausgeworfen wurde, machten wir Feuer mit dem vom Meere angespülten Holze und setzten Kessel und Pfannen darüber. Der Fang fiel so glücklich aus, daß mehr Fische herausgezogen wurden, als wir brauchten. Nun

ging das Hochleben recht an. Die Italiener sind fast alle auch Köche und verstehen wenigstens eben so viel davon, wie unsere deutschen Frauen. Jeder war beschäftigt; dazu kamen noch die mitgebrachten Pasteten und Braten; es ward wacker geschmauset und tapfer getrunken. Als nun das Mahl in lauter Fröhlichkeit und Lust geendigt war, wollte die Gesellschaft diese sandigen Ufer mit den interessanteren auf der anderen Seite der Tiber, wo große Ruinen lagen, vertauschen. Wir gingen also an der Tiber hinauf und suchten einen Kahn. Endlich fanden wir einen Mann; der saß am Ufer des Flusses und schnitzte mit dem Messer an einem Holze. Diesen fragten wir, ob nicht ein Kahn in der Nähe sei? Er bejahte es, blieb aber in seiner gebückten Stellung sitzen und schnitzelte fort. Dann wurde er gefragt, ob er nicht den Kahn gegen eine Vergütung herbestellen wolle? „O ja," sagte er, „das will ich thun;" fuhr aber immer fort zu schnitzeln. „So mach geschwind, wir haben Eile," ward ihm zugerufen. „Gleich," erwiederte er, und schnitt noch den letzten Span von seinem Holze im langsamen Aufstehen. „Geschwind, geschwind!" riefen die Meisten mit hastiger Stimme. Er schaute verwundert auf und sah uns an. Nun sprang einer aus der Gesellschaft, ein ausgezeichneter Bramarbas vor ihn und fuhr ihn mit drohender Stimme an: „Mach geschwind, oder ich werde Dir Beine machen, Du phlegmatischer Klotz!" — Nun stand er auf, richtete sich immer höher und schien größer zu werden; der Zorn stieg ihm in den Kopf; er blies den Odem aus der Nase, wie wenn gepreßter Wind durch eine Röhre braust; leuchtend rollten die Augen und wie ein schwarzes Donnerwetter, worin Tod und Verderben, zog es sich um die Augenbraunen. So ergriffen und bemeistert von Zorn, stand er ohne Bewegung und Stimme da, das Messer in der

Hand, das Holz auf der Erde. Sein Blick war so erschreckend, daß die Gesellschaft mehre Schritte zurücktrat. Dann begann er mit Donnerstimme: „Verflucht sei Eure Seele, die ich gleich aus dem Körper jagen und dorthin senden werde, wie ich schon so Manche hingesandt habe; und das waren ganz andere Männer, als Ihr elenden, übermüthigen Würmchen! Wißt! io sono uomo e Romano! So laß ich nicht mit mir sprechen! Darum bin ich hier in dieser Wüste! Ist das eine Art, einen Mann anzureden, der Euch willig einen Dienst thun will?" — Die Gesetzteren aus unserer Gesellschaft suchten ihn zu besänftigen und sagten, es sei nicht so gemeint gewesen und nur im Scherz gesagt. „Was Euch Scherz ist, ist mir Ernst," entgegnete jener; „auch in meiner unglücklichen Verbannung wollt Ihr leichtsinnige Uebermüthige mich beunruhigen? Mein Glück habe ich verloren, weil ich Wahrheit von Falschheit, Recht von Unrecht, Scherz von Ernst trennen wollte! Ich bin, thue und fühle noch im Unglück, was ich im Glück that! Nichts unausstehlicher ist mir, als frecher Uebermuth! Ihr Frevler! entfernt Euch aus meinen Augen!" — Zu mehrer Verständlichkeit dieser Worte muß man wissen, daß diese Gegend öde, wüst und ungesund ist und oft große Verbrecher zur Strafe hierher verbannt werden, welche auf die Büffelochsen in den Sümpfen achten müssen und die einzigen Menschen sind, die man hier von Zeit zu Zeit gewahr wird. Man kann sich nichts Traurigeres denken, als den Anblick dieser Gegend. Es scheint Alles ausgestorben zu sein; Sand oder Sumpf läßt keinen Baum, keine frische Pflanze wachsen; nur einige dürre Meeruferpflanzen erblickt man hier und da; kein Leben regt sich; nur die Wellen, welche an's Ufer laufen; kein Geschöpf findet hier Nahrung! Desto merkwürdiger war es, daß wir von einer unzähligen

Menge Wespen geplagt wurden. Diese armen Geschöpfe waren hierher verirrt durch ein Schiff, das mit Rosinen beladen war, von deren süßem Geruche angezogen, sie diesem bis an's Meerufer den Strom hinunter gefolgt waren. Als das Schiff in See ging, waren sie am Lande zurückgeblieben und konnten weder Nahrung noch den Rückweg finden. Sie waren vor Hunger ermattet, so daß sie auf Hände und Gesicht fielen und diese zu benagen suchten. — Nur die lustige und fröhliche Gesellschaft hatte bei den Mehrsten von uns die düsteren Umgebungen vergessen machen; mir gewährte außerdem der Fischfang viele Freude. Unter den gefangenen Fischen befand sich der Zitteraal, der, sowie er angerührt wird, einen elektrischen Schlag von sich giebt. Außerdem wurde auch ein kleines Fischchen mit herausgezogen, welches die Fischer gleichfalls nicht anrühren, sondern, sobald sie es sehen, ein Loch in den Sand machen, es hineinstoßen und dann niederstampfen. Sie sagen, es steche und sei giftig. Ein Mann aus unserer Gesellschaft bestätigte dieses; denn da er den kleinen Fisch nicht kannte und ihn anfaßte, wurde er durch den Kamm, welchen der Fisch gleich einem Barsche auf dem Rücken hat, zwischen die Finger so gestochen, daß er sich vor Pein in dem Sande herumwälzte. In dem aus dem Meere gezogenen Schilfe untersuchte ich die Bewohner des Schlammes und fand manches wundergestaltete Gewürm. Dann sondirte ich auch die Fischarten und fand darunter einen Fisch, dem saß ein Insect, ein gepanzerter Käfer, hinter dem Ohre fest angeklammert und sog seine Nahrung aus dem Fische. Der arme Fisch war mager und krank; denn er konnte sich auf keine Weise von diesem Feinde befreien. Ich erschrak. „Frei wie ein Fisch im Wasser," pflegt man zu sagen; und dieser arme Schwimmer, dem das große Weltmeer offen steht, hat seinen Feind beständig an

sich und trägt ihn mit sich, wohin er auch geht! — So angeklammert trägt mancher Mensch auch seinen Feind an sich, der ihn nagt und aussaugt und den er vergebens abzustreifen versucht! — Ich bemühte mich, das Insect loszureißen. Dies schmerzte den Fisch, denn er riß das Maul weit auf und erregte Mitleid ohne Laut und Stimme. Wie es losgetrennt war, sah die Stelle, woran es gesessen, rothgelblich aus, wie eine alte Wunde, die in Fäulniß übergeht; es lief auch ein gelber Saft heraus. Ich gab dem Fische die Freiheit wieder; er war aber so kraftlos, daß ihn die Wellen lange wälzten, ehe er in die Tiefe kommen konnte. Die Fischer nennen dieses Insect, das ungefähr von der Größe eines großen Pfirsichsteines ist und dessen scharfe Füße durch die Fischschuppen gehen, eine Fischlaus.

Da ich vorhin von Menschenbeobachtungen sprach, so will ich hier nur noch eines Beispieles der Art gedenken. Einst hörte ich während eines starken Regens auf der Straße singen. Eine zitternde Männerstimme trug, vereint mit Kinderstimmen und einer Frauenstimme, ein geistliches Lied vor, dessen Melodie freilich nur hüpfend war. Die Neugier trieb mich an's Fenster und da sah ich durch den dichten Regen ein Bild des Mitleids und Erbarmens! Eine arme Savoyardenfamilie sang, um sich eine milde Gabe zu erwerben. Mann und Frau trugen einen Korb mit rothbäckigen Kinderchen, die wie Rosen blüheten; die größeren gingen nebenher mit gefalteten Händen, das eine mit einem offenen Buche, und sangen. Alle Menschen, die das sahen, wurden so von Mitleid ergriffen, daß sie aus den Thüren mit Gaben gelaufen kamen und ihnen aus den Fenstern Geld und Brot zuwarfen. Der Regen, der sich ihnen in Wassergüssen aus den Rinnen auf den Kopf schüttete, die schwache zitternde Stimme, die sich mit Andacht aus des Mannes Brust

erhob, der vom Elend, vom Gehen und Tragen schwach und müde war: alles dieses mußte das Gemüth ergreifen! Ich sah hier ein heiliges Haupt, so wie Guido den Papst malt, wo er, knieend vor dem Altare, mit bebendem Munde für das Menschengeschlecht um Segen betet.

Sehr rührend war es mir auch, als einst ein Vater seinen Sohn bestrafte, der mit Bettelkindern vor den Thüren gesungen hatte. Der Knabe hatte nämlich gesehen, daß die armen Kinder mit ihrem schlechten Singen nichts erwarben, und ihnen deshalb im Singen geholfen, daß sie etwas bekämen.



IX.

Neapel.

(1787 — 1799.)



1. Reise mit Goethe.

Am 22. Februar 1787 reisete ich mit Goethe von Rom nach Neapel. Es wurde mir leicht, ihn auf alles Sehenswürdige aufmerksam zu machen, was sich auf diesem Wege zeigte, den ich schon ein Mal zurückgelegt hatte, da mir die schönsten Stellen noch lebhaft in der Erinnerung waren. Fast jeder Stein von den alten verfallenen Gräbern in der Nähe und Ferne wurde begierig aufgesucht und in's Auge gefaßt. Zunächst ging es den Hügel hinan, worauf Albano liegt und wo man eine große Fläche des Tiberthales übersieht. Diese Hügel gaben Rom die große Mauer und machten es zu dem, was es wurde. Der Weg geht bergauf und ab. Unser Vetturino machte vor einer Osteria Halt, welche an einem abhängigen Wege lag. Wir standen eben an der steilen Wand dieses Hohlweges, um die verschiedenen Erdlagen zu betrachten, als wir plötzlich ein Geräusch dicht hinter uns vernahmen. Indem ich mich umwandte, sah ich einen Wagen mit Ochsen bespannt den schrägen Abhang herunterlaufen. Der Wagen drückte so gewaltig auf die Ochsen, daß sie ihn nicht aufhalten konnten. Dicht zwischen unserer Sedia und uns durchstürmte er herunter und der Führer lief ganz bestürzt hinterher. Man denke sich meinen Schreck! Ich, der Begleiter und Schützer von Goethe, hatte mir ja vorgesetzt,

ihn zu hüten, wie eine Mutter ihren Säugling, dieses Kleinod für die Welt, diesen lieben Freund, und nun wäre er fast in einer Minute gerädert worden und ich mit ihm! Unser Vetturino, der den Wagen herunterstürmen sah, kam herangestürzt, um seine Pferde zu retten; aber ehe er sie zur Seite lenken konnte, jagte der Ochsenwagen schon vorbei. Wäre dieser auf sein Fuhrwerk gestoßen, so war Alles zertrümmert. Der Vetturino blieb wie versteinert stehen und biß sich auf die Finger, den Ochsenführer mit grimmigem Zorne anschauend, und sagte fluchend: „Per Christo ed i Santi! Könnten es alle Heiligen im Himmel Einem verdenken, einen Mord zu begehen! Was hindert mich, Dir eine Coltellata zu geben?" Der erschrockene Ochsenführer konnte sich noch nicht von seinem Unglück erholen, als ihn der erzürnte Vetturino in noch größere Gefahr setzte. Er blieb in so demüthiger, gebückter Stellung, wie ein von aller Hülfe Verlassener, da, wo die tollen Ochsen zu rennen aufgehört hatten, stehen, daß er Mitleid erweckte. Der Vetturino fing nun an ruhiger zu werden, biß sich aber noch immer auf die Finger und sagte: „Es ist ein Jammer, wenn Einer Lenkseile über Ochsen hat und weiß sie nicht zu führen!" — Die Gefahr war indessen so blitzesschnell vorübergegangen, daß Goethe sie kaum bemerkt hatte, was mir lieb war. So glücklich das Unglück auch abgelaufen war, so hatte es mich doch verstimmt und es überfiel mich ein Schauder, wenn ich daran dachte, daß die Ochsenhörner und der schwere Wagen uns so nahe am Rücken vorbei gerannt waren. —

Auch die pontinischen Sümpfe passirten wir. Von ihnen ist viel Land gewonnen und urbar gemacht worden; aber es ist auch mit Menschenblut gedüngt. Freilich sagt man, daß zu großen Zwecken große Mittel angewandt werden

müssen; hier galt es, eine reiche Fruchtkammer für kommende Geschlechter zu schaffen.

In Neapel war unser erster Weg zum Cavaliere Venuti. Ich hatte ihn schon in Rom kennen gelernt bei dem Bildhauer Albacino, von dem er Statuen restauriren ließ für den König von Neapel. Man wollte die farnesischen Kunstsachen nach Neapel schaffen und dort ein Museum errichten. — In Neapel erneuerten wir unsere Bekanntschaft, und er erwies mir ungemein viele Höflichkeit und wahrhafte Freundschaft. — Er führte uns nach Pompeji; seine Gemahlin und der Kupferstecher Georg Hackert waren auch mit.

Ich freute mich der Insecten, die hier in unzähliger Menge im Grase leben. Bei jedem Tritte fliegen diese Geschöpfchen hervor, die bei ihrer zierlichen Gestalt auch die schönsten Farben haben. Wenn sie die Flügel ausbreiten, schimmert das höchste Purpurroth hervor, andere haben das glänzendste Azurblau, wieder andere sind von Orangefarbe. Die verschiedenen Arten sind nicht zu zählen, eins ist schöner als das andere und ich mußte mich nur in Acht nehmen, indem ich den Fuß niedersetzte, die lieblich schimmernden Wesen nicht todt zu treten. Bei jedem Tritte sprühen sie wie Funken aus dem Grase und der Grund wimmelt davon. Die meisten haben Psycheflügel.

In einem Saale des Museums stehen die alten römischen Kaiser in zwei langen Reihen und wirken wie Contrefaits im großen Ahnensaale der Geschichte. Auf ihren Gesichtern kann man den Herodian und Tacitus repetiren. Nero tiefsinnig, ein sich seiner nicht bewußt gewordener Held, die langen aufwärts stehenden Ohren wie ein Thier zum Lauschen reckend; Tiber, Hohn und Verachtung zwischen die feinen Lippen klemmend, die von zwei Backenwülsten umgeben sind, niedrige Stirn, steife Haare, spitze Nase;

Trajan (Napoleon) viel Beweglichkeit in dem melancholischen Gesichte, große Augen; Galba dicken Hals mit feinem Kinn; Titus (Bourbon) behaglich; Otho glatte, unbestimmte Majestät; Maximin schönen Kopf, skeptischen Zug; Heliogabal, Hyänenschönheit; Marcian, gewöhnliches Weibergesicht; Vitellius, Aehnlichkeit mit dem jungen Könige von Neapel, nur schärfer, älter; Antonin, kolossale Büste, volles Gesicht, freundlich; Domitian, Aehnlichkeit mit Trajan, aber daneben Züge von Grausamkeit; Caracalla, schönes, wildes Räubergesicht aus Calabrien; Commodus, Kopf von einzigem Ausdruck! unbedeutend; Lucius Verus, sehr besorgten Backenbart, Solonsgesicht; Caligula, ungeheuren Hinterkopf, breiten Mund zur spitzen Nase; Augustus, Melancholie, napoleonisch, sehr italienische Nase, hohe Stirn, Mund verachtend; Nerva, gemeines, scharf durch Alter gezeichnetes Gesicht; Vespasian und Hadrian wie Titus, drei recht behagliche Bierwirthe; Cäsar beherrscht sie Alle, denkende Stirn, lachenden Mund, glanzvolle bedeutende Majestät.

Viele glauben, daß nur die Holländer Thiere gemalt hätten; aber auch die Griechen haben ihre Kunst auf Darstellung der Thiere angewandt. Es läßt sich auch leicht denken, daß ein so feines Volk, welches sogar ein Denkmal baute für einen Vogel, der einem Kinde gestorben war, die Thiere beobachtete, gern um sich hatte und auch oft in der Kunst nachahmte. Ein Beweis sind die gemalten Thiere aller Art, welche man in Herkulanum und Pompeji sieht. Die Zeichnung, der Charakter und das Eigenthümliche der Bewegung ist vortrefflich. Löwen, Tiger, Adler haben wir viele von ihnen; aber auch kleine Thiere, u. a. eine Amsel, die eben hüpft, um eine Weinbeere zu naschen. Diese momentane Eigenheit der Bewegung setzte mich in Verwunderung

und schwebt mir noch vor Augen. Auch von kleineren Vögeln, die oft so traulich in den Hecken sitzen, sind einige in Herkulanum gemalt, und zwar so eigenthümlich, daß man daraus sehen kann, wie sie die Thiere studirten. Besonders war der Adler, der mächtigste der Vögel, ein Liebling der alten Bildhauer und Maler. Man findet noch sehr viele von großer Kunst; u. A. ist uns ein stehender Adler von Marmor aus der guten Zeit der Bildhauerei übrig geblieben, welcher vermuthlich neben einer Statue Jupiters stand. Er ist voll majestätischer Kraft, sein Blick drohend und flößt Furcht ein. Besonders die kleinen gemalten Adler in Herkulanum sind mit vielem Geiste und Leben ausgedrückt. Die Griechen waren an den Genuß des Auges gewöhnt. Um ihm Nahrung zu verschaffen, malten sie an die Wände ihrer Wohnung leichte Bilder, welche die Phantasie und das Nachdenken weckten. Um es nicht kostbar zu machen, wurde mit weniger Zeit nur die Andeutung einer Naturkraft dahin gemalt. Das Treiben der Natur z. B. war oft nur durch einen Zweig mit Laub, Blüthe und Frucht angedeutet; mit einem Gewande das unergründliche Geheimniß der Natur, das hinter einem Vorhange verborgen liegt, von geflügelten Sphinxen bewacht; ein Adler deutete auf den Jupiter, die hohe Gewalt; Keule und Bogen auf den Herkules; eine Taube mit dem Myrtenzweige auf die Venus; ein Kopf auf das geistige Wirken der Natur. Aus seinem Scheitel steigt eine Blüthe, aus dieser winden sich Ranken in Zirkeln. In regelmäßigen Kreisen zirkelt die Natur; aber ihre Kinder, die Sprossen, sind von mannigfaltiger Art. An diesen Sprossen naschen Ziegen und auf den Zirkelbogen wiegen sich Genien. Aus der Mitte der Ranken steigt eine Kornblume auf, aus deren Blumenkrone eine Natter springt, welche ein Ibis hascht. Hier wieder entfalten sich Thiere

aus den Blumen und zeigen die Kraft des Entfaltens, das Leben der Staubfäden an. Ein Hirsch setzt durch die Ranken, durch ihre verschlungenen Arme mit seinem Geweihe sich Bahn machend und dem Tiger entgehend, der ihn verfolgt. Eine Hirschkuh tränkt ihr Kälbchen und zeigt uns die ernährende Mutterliebe.

Als ich in das Herkulanum, in diese geistige Welt kam, fühlte ich mich wirklich von dieser Erde weggerückt. Da ist die Phantasie in ihrer Blüthe! Welche Ideen, welch' ein Auge für das Schöne haben die Menschen gehabt! Alle diese Gebilde der Phantasie nannte man auf eine ungeschickte Art „Arabesken". Allein die Verzierungen der Araber sind unbedeutende Schnörkel. Sie haben nichts gemein mit diesen Bildern des heiteren Lebens. Die arabischen Erfindungen sind, als wenn Einer schön schreiben will und erst die Feder in allerlei Zügen und schlanken Strichen versucht, ob sie mit Schatten und Licht schreibt. Unter den willkürlichen Schwüngen kommen zierliche Buchstaben in die Schnörkel. Leicht wird es dabei dem Künstler, auch Figuren von guter Stellung und Wendung anzubringen, aber dem Liebhaber wird es schwer, sie herauszufinden. — Der schöne Genius des Griechenvolkes aber bildete wie der Schöpfer mit Bestimmtheit und Klarheit. Ordnung, Schönheit, Bedeutung und Leben leitete seinen Kunstsinn. Die Araber hingegen überladeten ihre Gebäude und Gefäße mit sinnlosen Figuren, von denen sie selbst keine Vorstellung hatten. Man findet diese grillenhafte Kunst einer ungebildeten Hand noch viel in Italien und sie hat Veranlassung gegeben, die griechischen Bilder, welche voll Bedeutung sind, Arabesken zu nennen. Selbst Raphael und auch neuere Künstler haben ohne Bedenken griechische, gothische und arabische Bilder so vermengt, daß man die echten von den falschen nicht zu unterscheiden

vermöchte, wenn nicht die wieder aufgefundenen Städte Herkulanum und Pompeji eines Besseren belehrt hätten.

Nachdem wir uns lange an der schönen Gegend ergötzt hatten und vom Anschauen der ausgegrabenen Antiken und so vielfacher Gegenstände ermüdet waren, gingen wir nach Torre dell' Annunziata, wo uns in einer Osteria ein Mittagsmahl erwartete. Hier wurde viel gescherzt; aber der rechte Spaß begann erst nach dem Essen. Wir gingen an den Strand des Meeres, welcher gerade hinter dem Hause war. Die Meisten streckten sich hier auf den Sand nieder, der sanft wie Sammet ist. Doch war ihre Ruhe nur von kurzer Dauer. Sie sprangen bald wieder auf und der gute Lacrymä-Christi, welcher in die Köpfe gestiegen war, that seine Wirkung, besonders bei Hackert. Sie fingen an zu schäkern und sich mit Sand zu werfen. Die Marchesina Venuti, welche einen munteren Geist hatte, wollte sich nicht überwinden lassen. Beide Hände griff sie voll Sand und warf damit. Nun wurde der Kampf allgemein; Jeder wurde beworfen und Jeder griff nach Sand; anfangs nur nach trockenem, dann nach feuchtem und endlich nach ganz nassem, so daß Alle ganz übertüncht wurden. Dann fielen sie erschöpft zur Erde; aber kaum ausgeruht, erneuerten sie den Kampf mit noch größerem Eifer. Jetzt wurde nur nach dem nassesten im Wasser gegriffen; der Gegner wollte das Einsammeln dieser anklebenden Munition verhindern und stieß den, welcher sich eben danach bückte. Dadurch kam der in's Wasser, und damit auch der Andere naß würde, zog er ihn nach. So begann nun der Kampf im Meere. Sie benetzten sich mit Seewasser und trieben sich in dem nassen Elemente umher, wo dann die Kampflust abgekühlt wurde. Ganz ermattet streckten sie sich auf den Sand an die Sonne; in kurzer Zeit war Alles wieder trocken, der Sand fiel ab

und ließ nicht den geringsten Fleck nach. Das Ufer ist hier so flach, daß man weit in's Meer hineingehen kann, ehe das Wasser bis an die Waden steigt. Goethe hatte sich vom Kampfe abgesondert und klopfte Stücke von den Felsblöcken, welche hier liegen, um die Brandung zu brechen, und untersuchte die Steinarten. — Von da fuhren wir mit Venuti nach seinem Hause. Alle Abende versammelte sich bei ihm eine Gesellschaft von Liebhabern der Künste und Wissenschaften. Da wurde über Vielerlei gesprochen. Er besaß viele Kunstsachen, Antiken von Bronze, hetrurische Vasen, und war für einen Dilettanten ein braver Zeichner und Maler. Unter Andern hatte er den Homer gemalt, wie er sitzt und singt, um ihn her die Helden des trojanischen Krieges im Elysium als Schatten; eine Composition, welche ihm Ehre machte und sein dichterisches Talent zeigte.

Dann suchte ich meinen Freund Kniep auf, der schon geraume Zeit in Neapel lebte; aber Niemand konnte mir seine Wohnung angeben. Selbst Hackert wußte sie nicht, und Alle, die ich nach ihm fragte, hatten ihn wohl zuweilen gesehen, aber sein Aufenthalt war Niemandem bekannt. Ich hatte Goethen schon Vieles von ihm erzählt, von seinem ausgezeichneten Talent und der großen Geschicklichkeit im Landschaftzeichnen, welchem Fache er sich ganz gewidmet hatte, so daß auch Goethe begierig geworden war, ihn kennen zu lernen. Daß es ihm nicht gut gehe, hatte ich wohl gehört. Leider verkehrte er nur mit Menschen, die unter ihm standen, die ihm stets ehrerbietig zuhörten und ihn für etwas Großes hielten, während er Alle floh, von denen er merkte, daß sie nicht viel aus ihm machten. Endlich bezeichnete mir ein alter Lohnlakai sein Haus; ich ging hin und fand ihn in der obersten Etage. Als ich an die Thür klopfte, rief eine schwache Stimme: „herein!“ Aber

ich kannte sie gleich, und als ich aufmachte und er mich sah, sprang er von seiner Zeichnung auf, umarmte mich und sagte: „Ihr kommt mir wie ein Schutzengel!" — In seiner Stube herum hingen viele Zeichnungen von den schönsten Gegenden Neapels, die er alle an Ort und Stelle aufgenommen hatte. Die Arbeit, womit er sich eben beschäftigte, war für einen Holländer, dem ich ihn von Rom aus empfohlen hatte. Es fehlte ihm gar nicht an Bestellungen; aber seine Preise waren zu gering und er arbeitete zu lange an seinen Sachen, weil er Alles auf's Genaueste ausführen wollte. Dabei konnte er nicht bestehen. Als er hörte, daß auch Goethe in Neapel sei, stieg seine Freude noch höher, und er ging gleich mit mir, um ihn zu sehen. Dem gefiel er und von nun an war er täglich bei uns. Goethe bestellte bei ihm Zeichnungen von neapolitanischen Gegenden, und ich rieth ihm, statt meiner den Kniep mit nach Sicilien zu nehmen; der könnte ihm die schönsten Gegenden auf der Reise zeichnen, und so entstände daraus ein doppelter Vortheil: für Kniep wäre diese Reise ein Glück auf zeitlebens und Goethe erhielte durch die Zeichnungen ein sichtliches Andenken daran. Dies wurde denn auch beschlossen; Kniep reiste mit.

Eines angenehmen Tages erinnere ich mich, den wir in Bajä zubrachten. Prinz Christian von Waldeck, der zu der Zeit in Neapel war, lud uns ein, mit ihm jene Gegend zu sehen. Nachdem wir den Golf von Bajä durchfahren und die Gegend durchwandert hatten, speiseten wir in einer Villa, welche einem Freunde des Prinzen gehörte. Sie lag auf der Höhe der Solfatara und hatte die schönste Aussicht auf den Golf von Pozzuolo.

Der Prinz von Waldeck war mir sehr gewogen, bestellte verschiedene Arbeiten bei mir und bezahlte sie sehr gut. Er kaufte auch eine Sammlung Medaillen, antike Bronzen,

Statuen, Portraits in Oel und Miniatur, worunter werthvolle Bilder von Guido, Caracci, Bloemen u. s. w. Von meinem Freunde Trippel ließ er Goethe's Büste in Marmor fertigen. — Beiläufig muß ich doch noch eines mir interessanten Vorfalles gedenken, den ich mit Goethe in der Locanda di Mariconi hatte. Goethe forderte Wasser zum Trinken, und da ich auf Alles Acht gab, was er zu sich nahm, so bemerkte ich, daß in dem Glase das Wasser trübe sei, warnte ihn und verlangte, daß man ihm anderes hole. Man erwiederte, daß man kein anderes hätte; es sei gutes, gesundes Wasser und aus der Cisterne, woraus sie Alle täglich tränken. Wir besahen es genau und fanden es voll lebender Insecten von wunderbaren Gestalten; krebs- und taschenkrebsartige, mit Scheeren und ohne Scheeren, aalförmige u. s. w., welche mit der lebhaftesten Bewegung durcheinander schossen. Goethe meinte: „Das Wasser kann gut sein; schmecken doch Austern und Krebse und andere Meererzeugnisse gut; aber das nicht allein, es kann auch heilsam sein." Er trank es, wir ließen uns die Cisterne zeigen und schöpften mit einem Glase aus dem Grunde die schönsten Gestalten von Geschöpfen hervor und machten dabei unsere Betrachtungen über die producirende Natur in dieser warmen Gegend.

---

2. Rückkehr nach Rom mit dem Prinzen von Waldeck
(im Mai 1787).

Als ich von Goethe in Neapel Abschied genommen, der mit Kniep nach Sicilien reis'te, kehrte ich im Mai desselben Jahres mit Prinz Christian von Waldeck wieder nach Rom zurück. Da die Postillons, welche von einem solchen Herrn reiche Trinkgelder zu erwarten haben, in der Regel sehr schnell fahren, so ging es denn auch fast immer in Galopp und mein Blut ward durch das rasche Fahren so erhitzt, daß, als wir in Rom ankamen, ich die Nacht vor Hitze nicht zu bleiben wußte und mich nach frischer Luft verlangte. Kaum graute der Tag, so ging ich in's Freie. Hier sah ich einen Mann gegen mich heranreiten, der mir im blauen Morgennebel größer erschien, als er wirklich war. Er hatte ein braunes Schaffell um und vor sich ein paar Lämmer über dem Pferde liegen, die an der Seite herunterhingen. Diese dunkle Mannes-Erscheinung auf dem schwarzen Pferde machte meine Phantasie rege. Ich überdachte im weiten Umfange, was der Mann sei und wie er erhaben über alle Geschöpfe herrsche. Er macht sie sich unterthan, nutzt sie zu seinem Gebrauche, holt sie aus den Forsten, von den Höhen, fängt sie auf den ausgebreiteten Ebenen; keins kann ihm entgehen, er eignet es sich zu. Er schlachtet es, zieht ihm das Fell ab und kleidet sich damit; bereitet sein Fleisch zum Leckerbissen, beladet ein anderes Thier damit, setzt

sich selbst darauf und läßt sich hintragen, wo es ihm beliebt zu speisen. — Als mir eben die Zeit lang wurde, blieb ich vor dem Kloster zur Kirche S. Maria del Popolo stehen, wo gerade der Pförtner in der Thür stand. Ich fragte den alten Mann nach einem gewissen Bilde, welches ich bisher vergebens in der Kirche gesucht hatte. Er sagte mir, daß sich dasselbe nicht in der Kirche, sondern im Kloster befinde, und ich wurde in das Zimmer geführt, das man die Forestiera nennt, wo die reisenden Pfaffen einlogirt werden. Hier sah ich das Bild mit großem Vergnügen, aber auch mit großer Rührung; denn ich dachte, ich stehe in dem Zimmer, in welchem einst Doctor Martin Luther wohnte! —

Als ich auf dem Rückwege an die Stelle kam, wo mir der Mann zu Pferde begegnet war, fiel es mir ein, daß dies ein Stoff zum Malen sei, nur müsse er veredelt werden, denn Schafe, die am Pferde hängen, sind ein erbärmlicher Gegenstand. Indem ich in meinem Hause die Treppe hinaufstieg, fielen mir von Stufe zu Stufe schönere Geschöpfe ein, welche ich anbringen könnte: der Mensch, das Pferd, der Hund, der Löwe, und als ich auf der höchsten Stufe war, der Adler. Ich ging gleich dabei und machte ein kleines Bild davon. So entstand schon vor vierzig Jahren diese Idee, welche ich erst später in's Große ausführte. Da Kenner die Zusammensetzung lobten und Liebhaber es oft von mir zu haben verlangten, so ist es im Kleinen, vor der größeren Ausführung, schon viele Male vorhanden. Ich nannte es „des Mannes Stärke". De Rossi, der die Werke der jüngeren Künstler durch eine Zeitschrift der übrigen Welt bekannt machte, schrieb vortheilhaft über dieses Bild, und auch Visconti kam, es zu sehen, und führte mir verschiedene römische Prinzen zu, denen es gefiel.

3. Rückkehr nach Neapel im Juli 1787.

Schon während meines Aufenthalts mit Goethe in Neapel äußerten der Cavaliere Venuti und mehre seiner Freunde den Wunsch, daß ich dort bleiben und Director der Malerakademie werden möchte, mit deren besserer Einrichtung man eben umging. Der damalige Director Bonito war ein ziemlich geschickter Maler, aber ohne Kenntniß und gründliches Studium. Alle Kunstsachen, die hier und da zerstreut waren, sollten gesammelt und gehörig aufgestellt werden. Vom Cavaliere Venuti bekam ich nun häufig Briefe, in denen er mich auf's Freundschaftlichste einlud, und mehre Freunde schrieben mir das Nämliche. Endlich kam er selbst nach Rom, um die Statue des farnesischen Herkules abzuholen. Er ließ sie einschiffen, und als er selbst im Juli 1787 zu Lande nach Neapel zurückkehrte, ging ich mit ihm, in Gesellschaft der beiden Gebrüder Hackert.

Philipp Hackert, der sich in Neapel niederlassen wollte, ließ sich vorher in Rom Silberzeug machen. „Die Neapolitaner sollen nicht glauben," sagte er, „daß ich's bei ihnen verdiene, sondern sehen, daß ich es hinbringe." Er kam also nicht allein mit Anstand, sondern mit Pomp. Das machte die Neapolitaner aufmerksam und sie waren darauf bedacht, für ihre Stadt und Künstler ehrenvolle Einrichtungen zu treffen. — Im Grunde brachte auch ich mehr Geld hin, als ich von Neapel bekam, durch die Fremden, welche meine

Sachen kauften. — Zuerst logirte ich dort bei Hackert im Palast Francavilla; später nahm ich mir eine Wohnung neben dem Palast des Gesandten Hamilton, weil ich doch den größten Theil des Tages dort zubrachte.

An Lord Hamilton hatte ich einen großen Gönner und Freund. Wie natürlich, war dieser Liebhaber und Kenner der Künste für mich der vorzüglichste Mann in Neapel. Er war auch in jedem Betrachte ein seltener Mensch. Die Gabe, sich Jedem gefällig zu zeigen, besaß er im höchsten Grade, und mit seiner offenen Geradheit zog er alle Menschen auf eine so einnehmende Art an sich, daß in der großen Zahl seiner Bekannten Jeder sein bester Freund zu sein glaubte. Von Großen und Geringen wurde er geliebt und geschätzt; auch gehörte er wiederum Jedem wirklich an und gab sich freundlich hin. Er war ein Weltmann, der sich die Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen und sie zu genießen verstand; unbenutzt verstrich ihm kein Moment. Er war ein überaus guter, ein ausgezeichneter, auserlesener Mensch! Sein Haus, der Sammelplatz aller Leute von Geschmack, war mit Kunstsachen aller Art ausgeziert. Allgemein berühmt ist seine Sammlung von Vasen, an die er viel wendete, um die Kenntniß von dem guten Geschmacke griechischer Zeichnung zu verbreiten. Anfangs hatte er nur wenige, die er mir oft mit großer Freude zeigte, indem er die Einfachheit und doch so große Innigkeit ihrer Darstellungen rühmte. — Er hatte auch antike, geschnittene Steine und Gemälde. Seine besten Gemälde waren: „eine Venus mit dem Amor" von Campagnola und „ein lachender Knabe" von Leonardo da Vinci; letzteres Bild hatte ihm eine Dame in ihrem Testamente vermacht und es wurde von ihm sehr in Ehren gehalten. — Auf seiner Treppe hingen die Köpfe der beiden Philosophen, deren einer die Welt beweint, während der

andere über sie lacht. Dazwischen ein Bild von Salvatore Rosa, der manchmal Satyren schrieb und malte. Es stellte „einen Mann dar mit einem Papagei und einem Affen auf den Schultern; neben ihm stand ein Schafbock mit großen Hörnern.“ Der Sinn dieses Bildes war nach seiner Meinung: siamo pappagalli, scimie e becchi cornuti. — Hamilton hatte auch in seinem Zimmer verschiedene sinnreiche Sprüche angeschrieben, u. A. „wo es mir wohlgeht, ist mein Vaterland.“ Das wollten einige seiner Landsleute ihm nicht gelten lassen. Er hatte seinen König aber gebeten, ihn als Gesandten immerwährend in Neapel zu lassen, weil ihm Italien und die Künste so sehr gefielen und er von da aus seinem Vaterlande nützen zu können hoffte. Das that er denn auch. Er war schon etliche dreißig Jahre dagewesen, als ich seine Bekanntschaft machte. Nie habe ich ein angenehmeres Cabinet gesehen, als das, worin er wohnte und schlief. Die Gemälde an den Wänden waren nur Kleinigkeiten, aber alle von einem Sinn und Inhalt, der ihn erfreute und seinem Geiste Manches auf eine angenehme Art wieder in Erinnerung brachte. So war darunter eine Zeichnung nur mit der Feder gekritzelt von einer Dame, seiner Freundin, die ihre Kinder im Momente, wie sie sich auf der Erde über einander herumwälzten, in einer artigen Gruppe gezeichnet hatte. Mancher würde eine solche Zeichnung gar nicht aufbewahrt haben; aber er hielt sie in Ehren wegen der Naivetät, womit sie aufgegriffen war und welche einem Maler, der immer die Kunstregeln im Sinne hat, vielleicht nicht so geglückt wäre. — Alles hing hier durch einander: die verschiedenen Eruptionen des Vesuvs und anderer benachbarter Vulcane auf den liparischen Inseln; daneben ein kleines Bild von Heinrich Roos, „eine Hirtenfamilie, die mit ein paar Schafen ruhig und genügsam beisammen sitzt“;

dann ein berühmter kriegerischer Pascha; ihm zur Seite eine Medaille mit dem Kopfe eines großen Gelehrten; sein Nachbar das Miniaturbild einer berühmten Schönheit. Das Ganze schien ein Chaos; aber wenn man es nur recht betrachtete, so erkannte man den gefühlvollen, sinnigen Bewohner dieses Cabinets, der die verschiedenen Gegenstände mit Geschmack und Wahl angebracht hatte. Die Wände zeigten sein Inneres. Ein anderes Balconzimmer, das in der obersten Etage an der Ecke lag, von wo man die freie Aussicht auf den Meerbusen genoß, hatte er selbst auf eine sinnreiche und überraschende Weise gebaut und ausgeziert. Der Balcon war ganz um die Ecke herum gezogen, so daß man im Halbzirkel eine unermeßliche Aussicht umfaßte; den anderen Halbzirkel machten die inneren Zimmerwände. Diese und die Thüren waren mit großen Spiegeln bedeckt, in welchen sich die Gegend darstellte. Saß man nun auf den Polstern, die rundherum angebracht waren, so glaubte man im Freien auf einer Felsenkuppe über Meer und Erde zu sitzen. Dies war Hamilton's Lieblingsort, wo er zu lesen pflegte. Eines Tages kam ich zu ihm und fand ihn allein auf dem Sopha ausgestreckt, mit einem Buche in der Hand, im lauten Lachen. „Nein," sagte er, als ich ihn um die Ursache des Gelächters fragte, „es ist zu toll, was für dummes Zeug die Leute machen. Seht, da habe ich ein curioses Buch, wie ich deren viele kaufe. Was von seltenen Büchern in Neapel zu haben ist, müssen die Antiquare mir bringen und ich schicke es nach England, wo dergleichen sehr gesucht wird. Da finde ich nun in diesem Buche die Beschreibung, wie man in Palermo einer Hexe den Proceß gemacht und sie öffentlich verbrannt hat. Es ist Alles auf das Ausführlichste erzählt, und unter Anderem auch, wie auf dem Platze, wo die Execution vor sich gegangen, die vor-

nehmsten Damen der Stadt auf Gerüsten gesessen haben und mit Sorbet und Eis bedient worden sind. Stellt Euch nur die Scene vor: wie die Damen mit den Eisbechern in der Hand dasitzen, im vollen Putz, zu ihrer Kühlung Sorbet schlürfen und gemächlich zusehen, wie die arme Creatur da im Feuer umkommt!"

Außer jenem Balconzimmer, welches von allen Fremden bewundert wurde und dadurch, daß er auf Bitten eines Freundes die ganze Aussicht in die Runde von dem geschickten Landschaftszeichner Don Tito Lusieri zeichnen ließ, die Veranlassung zu den ersten Panoramen gab, welche kurz darauf in London erschienen, hatte er noch einen anderen Lieblingsaufenthalt auf einem kleinen Landhause am Posilipp. Dies war auf einem Felsen hart am Meere. Hier hielt er sich in der heißen Sommerzeit auf und holte mich gewöhnlich in Begleitung der Mylady ab, um mit ihm daselbst zu speisen und den Nachmittag zuzubringen. Oft versammelten sich dann unter den Fenstern Knaben, welche baten, man möchte, damit sie ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und Tauchen zeigen könnten, Geld in's Meer werfen. Dies geschah. Sie rangen zusammen auf einer hohen Mauer, um Einer den Anderen in's Meer hinunterzustoßen. Oft hingen ganze Gruppen zusammen, die sich hinabstürzten. Da sah man wunderbare Stellungen und Wendungen und die schönsten Körper. Auch unter den Soldaten, welche des Sommers im Meere baden mußten und compagnieweise dazu commandirt wurden, gab es die verschiedensten und trefflichsten Formen und Gestalten. Die Bäcker und Holzsäger in Neapel gehen, bis auf kurze Beinkleider von Leinen, nackend; die Lazzaroni sind kaum bekleidet. Man thut fast keinen Schritt, ohne der Menschengestalt frei von aller Hülle zu begegnen.

Des Sonntags veranstaltete Hamilton gewöhnlich

nach Tische eine Spazierfahrt auf dem Meere; eine Barke mit Musikanten fuhr nebenher. Abends war Conversation bei ihm. Er erzählte sehr launig und lachte gern über die Verkehrtheit in den Meinungen und dem Betragen der Menschen. Was er sagte, war sehr kernig und fast immer im lustigen Gesellschaftston. Einst sagte er von sich selbst, in seiner Jugend habe er als Cadet den Krieg in Flandern mitgemacht; zu jener Zeit hätten die Offiziere noch Spontons geführt und ihm hätte, als er in Reihe und Glied gestanden, eine Kugel das oberste Ende seines Spontons weggeschlagen. Da habe er gefunden, daß er eigentlich mehr Talent für's Civil- als für's Militair-Wesen besitze.

Auch sah man bei ihm allerlei Naturproducte; die Leute wußten, daß er ein Liebhaber alles Seltenen war. Einst zeigte er mir einen lebendigen Meerpolypen, das Medusenhaupt, welches die Fischer ihm gebracht hatten. Die Langsamkeit, mit welcher dies Geschöpf Theil für Theil nach einander regt, giebt einen wunderbaren Anblick. Die Bewegung seiner krummen Arme oder Fußspitzen gleicht dem allmäligen Vorrücken eines Uhrzeigers. Er hielt es lange in einem gläsernen Gefäße, wo man es beobachten konnte. Einmal brachten sie ihm auch einen Fisch mit sechs Füßen und zwei Papillonsflügeln, deren Ränder mit schönen violetten Streifen eingefaßt waren. Es verging beinahe kein Tag, an dem nicht etwas Neues bei ihm zu sehen gewesen wäre.

Ich malte damals ein Bild, worauf ich den Kopf der Mylady Hamilton verschiedene Mal anbrachte. Sie hatte die Züge ihres Gesichts so in der Gewalt, daß sie die Leidenschaften und Empfindungen auf's Deutlichste ausdrücken konnte. In Leid und Freude war die Lebhaftigkeit und Wahrheit der Darstellung gleich stark. Das Bild stellte den Orest dar, der am Opferaltare steht. Seine Sinne sind

verwirrt; er sieht nichts mehr auf dieser Welt; in sich gekehrt, denkt er sich seine Ankunft in der Unterwelt, wo ihm seine Bekannten entgegenkommen. Er grüßt seinen Vater Agamemnon und seine Mutter. Die Priesterin Iphigenia erkennt in ihm den Bruder; sie fliegt zu ihm, umarmt ihn, den Gefundenen, lange Ersehnten; aber er ist kalt, fühlt nicht der Schwester Umarmung, hört und empfindet nicht, was die Stimme der Schwester sagt. Er drückt sie von sich, und so versunken er in seinem Geiste ist, so aufgeregt dagegen ist die Schwester. Die Gefühle der Seele sind in äußerster Bewegung, sie hat den Bruder gefunden und den Gefundenen verloren. Sie hält ihn im Arme und hat nichts; sie spricht mit ihm und er mit den Schatten. Hinter ihm zu beiden Seiten sind Furien. Die Eine fliegt um ihn herum, man sieht die Wendung ihres Fluges am rollenden Gewande; die Andere hebt das lang herunter hangende Haar über das bedeckte Gesicht empor und schauet aus düsterem Nachtgrauen ihn mit hohlen Augen gräßlich an.

Zu allen diesen Köpfen hatte sie mir den Ausdruck von dem Seelenzustande einer jeden Person vielmals dargestellt, so daß ich ihr nur nachzubilden brauchte. Selbst beim Orest konnte mir ihr Gesicht die Gemüthsbewegung zeigen, von welcher ein Mann in dieser Lage ergriffen ist. Ebenso bei den Furien, deren Gesicht immer schön sein kann, wie es die Kunst erfordert, und doch ist der Schreck und der Abscheu darin zu sehen. So in der Medusa das Kalte, Abgestorbene, und dabei hat das Gesicht die schönsten Formen. Auch zeigt sich in dem schönen Gesichte der Niobe der versteinerte Schmerz, so wie in dem schönen Kopfe der sterbenden Amazone. Der Dichter kann Furien als häßlich beschreiben, weil die Gedanken fortrücken; der Maler aber darf das nicht, weil beim Anschauen der Gegenstand immer vor Augen bleibt.

— Das Gesicht der Lady Hamilton blieb immer schön, wie es war, und doch konnte sie mit der geringsten Bewegung, indem sie nur die Oberlippen ein wenig hob, eine Verachtung hineinlegen, welche vernichtete. Den Kopf der Iphigenia habe ich so treu als möglich nach ihr gemalt; denn da war nichts davonzunehmen, noch zuzusetzen. Als ich daran malte, fügte es sich, daß eben Hamilton hereintrat und ihr einen Brief brachte, der ihr den Tod eines Freundes anzeigte. Sie wurde so ergriffen von Schmerz und Wehmuth, daß sie in die heftigste Bewegung ausbrach. Die Stellungen, in welchen sie sich hin und her wandte, bald gebückt in tiefer Trauer, dann mit aufgehobenen Armen jammernd, dann hingesunken, den Freund beklagend, dann sich selbst betrauernd, — dies Alles zu sehen, war für einen Maler viel werth. — Das Bild von Orest und Iphigenia malte ich für den Prinzen Christian von Waldeck. Nach seinem Tode bekam es sein Bruder, der regierende Fürst von Waldeck, bei dem es in Arolsen hängt.

Der beste Kopf, welchen ich nach ihr gemalt habe, war ein Studio zu einem Bilde, wo Andromache ihren Gemahl, den Hektor, bittet, sich für sie und ihr Kind zu schonen. Auch dieses Gemälde ist im Besitze des Fürsten von Waldeck. Den Kopf der Andromache habe ich sehr fleißig nach Lady Hamilton ausgeführt und mich bemüht, den Ausdruck des Flehens zu erhaschen, und genau die Form ihres Gesichts, vorzüglich den Mund nachgeahmt, der in der Antike nicht schöner zu finden ist. Auch viele Zeichnungen habe ich nach Lady Hamilton gemacht, in allerhand Stellungen. Besonders des Abends in Caserta, wo wenig Gesellschaft war. Während Hamilton und Andere sprachen, zeichnete ich. In welcher Stellung sie auch war, sitzend, stehend, liegend —

sie war immer malerisch. Hamilton gefielen diese Zeichnungen, er bewahrte sie und schloß sie in seine Schatulle.

Zum Hektor, in dem eben erwähnten Bilde, fiel mir ein Kopf ein, den ich gesehen hatte, wo Spanier mit den Stieren fechten. Unter den Zuschauern saß nämlich ein Hirt, der seinen Muth kaum halten konnte, in die Schranken zu springen, um besser mit dem wüthenden Stiere zu kämpfen, als die Kämpfer von Profession. Als ich nach Hause kam, zeichnete ich gleich den Kopf, so frisch, wie er mir vor der Seele stand. — Darum soll man denn auch einen guten Gedanken in dem Augenblicke, wo er einem einfällt, niederzeichnen; denn er kommt so feurig und geistig nie wieder. Zu diesem Zwecke soll man immer Feder und Papier in Bereitschaft haben, und es ist sehr gut, wenn das Papier etwas einsaugt, damit es den Strich willig annehme, weil sonst leicht durch die Materie der Geist verloren geht. So skizzirte ich die Zehen der Cassandra, und hätte ich dieselben bei der Ausführung nicht immer vor Augen gehabt, so würde mir der Fuß nicht gelungen sein. Auch hat mich die erste Skizze von dieser Gruppe immer bei der Ausführung geleitet. So habe ich auch nach einem Schornsteinfeger, der vielleicht der schönstgewachsene Mensch hier war, die Beine des Achilles gemacht. Und wie vielen edlen Gestalten und Gesichtern begegnet man im gemeinen Leben, die verdienten, von jedem Künstler verewigt zu werden! Ich habe Männer gesehen, die schon mit einem Winke ihrer Augenbraunen geboten. Ein Abbate aus Puglien, der mir Vasen verkaufte, glich ganz einem indischen Bacchus; ein hannöverscher Cavallerie-Officier bei Göttingen hatte die majestätische Gestalt eines Gottes und den Kopf eines jungen Jupiter; so sah ich einen schönen jungen Polen in Neapel, er war blond mit goldenen geringelten Locken, seine Gesichtsfarbe wie

Rosen; ein Stallknecht in Rom glich dem Menelaos, er war weiß wie Elfenbein; der Pascha von Cairo, den ich hier in Neapel verschiedene Male in Gesellschaft traf, war ein überaus schöner Mann, den ich auch zeichnete. Er schien ein Jupiter, hatte dabei die zarteste weiße Frauenfarbe, wie Lilien und Rosen, einen schwarzen glänzenden Bart und schöne Hände. So begegnete ich auch einem Straßenpflasterarbeiter von Kupferfarbe und der Gestalt des Herkules, und einem jungen Mann aus Kiel, mit schöner Rosenfarbe, heiteren Augen, dunklem Haar, sein Backenbart lag zierlich auf den Wangen. Das schönste Frauengesicht sah ich auf einem Feste in Rom: schwarze Augen voll Anmuth und Liebe, Wohlwollen und Sanftmuth, Form und Farbe in höchster Vollkommenheit, und eine strotzende Blüthe glühete in ihrem ganzen Wesen. Gräfin Kameke: schöne Augen mit sanftem, niedergeschlagenem Blicke, die langen schwarzen Wimpern machten dunklen Schatten. Einst sah ich zwei Mädchen, die ihren schönen Nacken über ein Klöppelkissen beugten. Die zierlichen Finger warfen die Klöppel auf dem Spitzenkissen durch einander; der Busen wurde vom Licht beleuchtet, und da es noch nicht dunkel war, so schien der blaue Tag auf die Schattenseite, die einer Lilie glich, deren Schattenseite eine Rose bescheint. Es fehlte zu den Beiden noch Eine, und die drei Grazien waren vor mir! Wer ein Bild von Correggio betrachtet hat, der wird gesehen haben, was für Zauber im Schatten auf weiblicher Fleischfarbe herrscht, und wer den Hals der „Madonna della Sedia" von Raphael sieht, der weiß, welch ein Zauber in der beleuchteten Fleischfarbe der Frauen sitzt.

Hin und wieder beschäftigte ich mich auch mit dem Portraitiren. So malte ich einen jungen Engländer, Mylord Bristol, stehend in Lebensgröße; auch den Fürsten Aremberg, den

Prinzen Schwarzenberg, Mad. Skawronsky u. A. Doch wich ich oft aus, wenn Personen mich darum angingen, von denen kein Bild zu machen war, das auch zugleich angenehm für das Auge sein mußte. Zuweilen aber hatte ich Gelegenheit, welche zu malen, die sich der beste Künstler nicht vollendeter in seiner Phantasie denken konnte und die mit den schönsten Idealen wetteiferten. So ward mir dieses Glück mit der überaus schönen Charlotte Campbell, der Tochter des Herzogs von Argyle. Ich hörte von Allen, daß man sie in England für die Schönste halte. Ich hatte sie schon einige Male in Gesellschaft und auf Spaziergängen gesehen, wo ich ihre schlanke Gestalt bewunderte; doch nie, wie einmal im Freien aus der Entfernung, in welcher man die Figur recht übersehen konnte. Dies traf sich bei einem Vorfalle, der mir sehr günstig war. Der König hielt eine Jagd. Viele Gesandte und Fremde waren eingeladen, um zuzusehen. Unter den Damen war auch Charlotte Campbell. Als die Jagd beendigt war, eilten Alle nach ihren Wagen, die auf einem freien Platze im Walde im weiten Kreise durch einander standen. Die meisten dieser waren mit sechs Pferden bespannt. Man sah die Gesellschaft in einzelne Gruppen getheilt; Einige gingen, um ihre Wagen aufzusuchen; Andere ließen diese zu sich heranfahren; die Bedienten und Läufer riefen die Kutscher, und nachdem König und Königin eingestiegen waren, ging Alles wild durch einander. Die Herren und Damen, welche zum Gefolge Ihrer Majestäten gehörten, schlossen sich gleich an, als die ersten Wagen fortrannten. Die Kutscher der Gesandten haben die Ambition, daß Einer dem Andern vorzukommen sucht. Jeder Kutscher sucht daher seine Herrschaft zuerst in den Wagen zu heben und fährt ihr entgegen, wo er sie erblickt. Ich war mit Hackert gefahren und wollte zu

unserem Wagen gehen. Wie viele Andere, gerieth auch ich zwischen die hin- und herjagenden Equipagen. Auch der Herzog von Argyle kam, seine Tochter am Arme führend, als eben ein Wagen gegen sie heranzufahren schien. Die Tochter erschrak, verließ den Arm und floh, um sich zu retten. Wohin sie gelaufen war, kam ihr ein anderer Wagen in vollem Galopp entgegen. Sie kehrte wieder um, eilte diesem aus dem Wege, und als sie zu einem freien Platze geflohen war, kamen ihr wieder andere Equipagen entgegen gerannt. So floh sie vor Angst von einem Orte zum anderen, zwischen den eilenden Wagen durch. Das Gefühl ausgenommen, welches man für sie empfand, weil sie ihr Leben in Gefahr glaubte, war es ein herrlicher Anblick für den, der Augen hat für die schnelle, angestrengte Bewegung einer schönen Gestalt. In einigen Tänzen sieht man wohl schöne Wendungen, aber was ist das gegen dieses natürliche Laufen, Drehen, Umkehren, Unentschlossene und Schnell-Entschlossene! Jede Wendung war ausdrucksvoll und zeigte deutlich sowohl ihr Inneres an, wie auch die schlanke, jugendliche Gestalt, weil sich das Gewand durch den Druck der Luft, durch welche sie so zu sagen durchfloh, dicht anschloß. Was ich sonst nur in der Kunst bewunderte, die schönen, jugendlichen, fliehenden Gestalten an den Basreliefs und den schwebenden Tänzerinnen auf den herkulanischen Gemälden, das sah ich hier in der Natur. Keine absichtliche Anordnung hätte so geschickt in Ausführung bringen können, was hier das Ungefähr that. Alles trug mit dazu bei, Ort und Zeit, besonders der Wald mit dem grünen Rasen, wo ich die leichtgebauten Hirsche und Rehe und die Jäger zu Pferde hatte laufen sehen. Wie bei auserlesenen Festen, welche Eindruck hinterlassen sollen, das Vorzüglichste bis zum Ende aufgespart wird, so konnte ich alles Vorhergehende

gleichsam nur als Vorbereitung ansehen zu dem, was dem Auge nun geboten wurde: die schönste, schlanke, menschliche Gestalt, welche floh, wie der erschrockene Hirsch leicht zwischen den Bäumen hindurch eilt. So schwebt Aurora vor dem Sonnenwagen her! — Einige Tage nachher malte ich sie: „sitzend in einem Walde, eine Notenrolle auf dem Schooße, mit dem aufgehobenen Arme einen Zweig herniederbiegend und einen Hirsch lockend, der sich an den Blättern laben sollte.

Hier fällt mir ein, daß ich noch einiger interessanter Bekanntschaften zu gedenken habe. Mir war schon längst von einem Manne gesagt, der große Einsichten und eine lebhafte Einbildungskraft besäße. Wir kannten uns nur von ferne. Beide hatten wir uns schon durch Freunde sagen lassen, daß wir einander bekannter zu werden wünschten. Da begegnete er mir einmal hinter der Schweizer-Caserne. Er und ich waren gerade von Freunden begleitet, die mich ihm vorstellten. Dieses Begegnen von Ungefähr und das glückliche Zusammentreffen begeisterte ihn. „Ich wollte Euch schon längst in Eurer Arbeitsstube besuchen," sagte er, „um Euch da kennen zu lernen; aber den rechten Mann erkennt man auf jeder Stelle." — Dieser excentrische Mensch hielt sogleich eine ausschweifende Rede über die Stelle, wo wir standen. Wir hatten auf der linken Seite die Schweizer-Caserne, welche die weite Aussicht auf das Meer versperrte, und rechts sah man den schönen Berg Posilippo hinauf, die Carthause und das Castell S. Elmo. „O! wenn die Menschen klug wären," sagte er, „und thäten, was sie sollten, wie leicht könnten sie sich die Welt zum Himmel schaffen! Hier" — indem er mit der Hand auf die Caserne wies — „hier haben sie dem Auge das Herrlichste versperrt; wir stehen hier an einer der schönsten Aussichten der Welt und doch sehen wir Nichts, als Scheußliches; dort aber" — hier

zeigte er auf den Berg Posilippo — „dort auf jener Höhe sollte das königliche Schloß stehen! Das wäre eine würdige Wohnung für den Regenten! Das schöne Gebäude würde ein prächtiger Anblick für die Anschauer sein, Achtung einflößen für den Herrscher und Genuß geben Allen, die es sähen!" — Gleich machte er auch den Plan, wie auf der Höhe von Pancrazio der ausgebreitete Palast des Königs stehen sollte, die Seitengebäude für seine Dienerschaft. Die Anhöhe mußte mit Gärten bebauet werden, mit geschlungenen Wegen, wo er hinuntergehen könnte, wenn er frische Luft genießen wollte. Zur Auffahrt müßten Terrassen und Lustgärten sein, die Gebäude aber herunter bis an's Meer gehen, dabei mit Colonnaden und schwebenden Gärten versehen sein. Da stand denn nun der in's Meer gebaute Sommerpalast, immer mit kühlender Seeluft umgeben; hier ragten die schönen Seitengebäude hervor; dort lagen die Lustschiffe, dem Volke zum Vergnügen. Auf den Gipfel des Pancrazio setzte er einen Tempel und nahm den größten von Pästum, genau mit allen Maßen copirt, von wo aus man denn nach allen Seiten sehen könnte, wenn der Feind von außen käme, und von wo aus man, er komme zu Lande oder zu Meere, ihn bekämpfen und vertreiben könnte. — Auch für die Wachen waren Gebäude angebracht: „Das Castell S. Elmo würde dann die Stärke und der Schutz der Länder und der Zaum des Volkes." — Darauf sorgte er für einen botanischen Garten und eine Menagerie. Die Gebäude der königlichen Regierung schlossen die Seite gegen die Stadt, wo in den Gerichtshöfen die Gerechtigkeit für's Vaterland gehandhabt würde. Alle Häuser hatte er schon in Gedanken niedergerissen, sowie die große Caserne, wovor wir eben standen, aus welcher viele weißgefärbte Kleidungsstücke hingen. Sie dauerte mich auch nicht, da ich in der

Phantasie diese Herrlichkeit schon bewunderte. Ich übersah von oben herab die prächtigen Gebäude und Gärten mit den schönen Gruppen von Bäumen, auch das Meer, die kostbaren königlichen Kriegs- und Lustschiffe, die weite Aussicht gegen den Vesuv; sah da die Sonne aufgehen, die sogleich mir ihre Strahlen hierher warf. — Nun wendete ihm Einer ein: „Aber so majestätisch Euer königliches Gebäude ist, so kann es nur im Wunsche sein! denn das Land könnte die Kosten nicht aufbringen und würde dadurch in Schulden kommen.“ „Nein,“ sagte er, „im Gegentheil: es würde das Land beglücken und bereichern! Die Menschen sind nur darum arm, weil sie keine großen Werke unternehmen. Jetzt leben sie im Elende und sind den Reichen zur Last; hier müßten sie durch Lohn zur Arbeit angewiesen werden! In Kurzem kehrt das Geld doppelt wieder in den Kasten! In diesem Lande, welches die Menschen überflüssig hervorbringt, können sie ihrer angeborenen Neigung zum Schönen folgen; denn der Mensch hat zum Leben wenig nöthig; die Natur giebt es ihm hier im Sommer und Winter von selbst!“ —

Als ich eines Tages nach Hause kam, erzählte ich der Gesellschaft, die bei mir versammelt war, daß ich schon mehre Male einem Manne begegnet wäre, der ein Gesicht habe, das viel Gefühl und Phantasie zeige; aber auch zugleich etwas Kleinliches, als zertheile er mit Scharfsinn die geringste Münze und hüte sich vor jeder Ausgabe. Er sei mir, mit seiner gebogenen Nase wie ein Schaf vorgekommen, doch vermischt mit etwas Wolfsnatur, die vorsichtig spart. Auch sein altmodischer, spaniolbrauner Rock und seine grünen Hosen zeugten von seiner Sparsamkeit. Ich äußerte den Wunsch, diesen Mann kennen zu lernen und sein Gesicht zu zeichnen. Nach dieser Beschreibung sagte Einer: „Nicolo Sale trägt einen solchen Rock und hat eine große Nase.“

Ein Anderer fiel ein: „Gewiß, das ist Sale, und er ist mein intimer Freund, den verschaffe ich Ihnen gleich zum Zeichnen.“ Einige Tage nachher wurde er zu mir geführt und ich sah einen herzensgutmüthigen Menschen. Während des Zeichnens erzählte er mir, daß er einen Neffen habe, auf den er viel halte, der großes Talent besitze und dem er daher auch all' das Seinige vermachen wolle, damit dieser der Erbe seiner Familienbesitzungen werde, die hauptsächlich in Wäldern von Kastanien beständen, deren Vortrefflichkeit er mich wolle kosten lassen. Mir schien, sein gutes Gemüth wolle mir dafür Erkenntlichkeit beweisen, daß ich ihn zeichnete; denn sein Freund hatte ihm gesagt, sein Portrait solle auch in Kupfer gestochen werden, und so im Andenken fortzuleben, schien ihm zu gefallen. Als ich mit der Zeichnung fertig war, sah ich, daß ich das, was in seinem Gesichte lag, nicht erreicht hatte, dieses Zwiefache von Enthusiasmus und scharfer Besonnenheit, und bat ihn, so gefällig zu sein, noch einmal wiederzukommen. Ich bestimmte einen Tag, an dem er auch kam und mir einige Kastanien mitbrachte, die auf einen Faden gezogen waren, wie ein Rosenkranz. Er bedauerte, daß sein Vorrath jetzt nicht groß sei; aber wenn die neue Ernte käme, wolle er mich reichlich damit versorgen. — Sein Freund erzählte mir, daß Sale's große, ergiebige Besitzungen in seiner lebhaften Phantasie lägen; die Familie habe zwar etwas Land, wovon sie eben leben könne; er aber sei in seiner Jugend so schwach an Geist und Körper gewesen, daß man ihn zu nichts habe brauchen können, auch nicht zu der geringsten Arbeit. In der Besorgniß, er würde sich den nöthigen Lebensunterhalt nicht erwerben können, sei er in ein Institut gebracht worden, deren es zwei in Neapel giebt, wo Musik gelehrt wird und die Lehrlinge vom Könige unterhalten werden. Hier habe er nun ein Werk über den

Contrapunkt geschrieben, so daß, als er diese Arbeit dem großen Capellmeister Paisiello vorgelegt, dieser die Hände aus Verwunderung über den Kopf zusammengeschlagen und ausgerufen habe: „Sale, was hast Du gemacht? Du hast auf mannigfaltige Art zergliedert, was ich nicht möglich glaubte! Viel habe ich studirt, aber wie Du die Töne versetzt hast, ist es mir nicht vorgekommen!" Dieses Werk soll auf königliche Kosten in Kupfer gestochen sein; aber ich glaube, daß es nicht zu Stande gekommen ist, denn ich habe einige Kupferplatten gekauft, welche auf der einen Seite geschliffen waren, auf der anderen gestochene Noten enthielten. Da ich den Kupferschmied deshalb befragte, sagte dieser, die Platten seien von einem Werke, welches auf königliche Kosten angefangen wäre, aber nun nicht fortgesetzt werden sollte; weshalb man die vorräthigen Platten habe verkaufen lassen.

Auch machte ich Bekanntschaft mit Herrn von Schlangenbusch, dänischem Minister, und mit dem Ritter Italinsky, russischem Minister. Beide stellten Beobachtungen über die Meeresbewohner an; sie suchten nämlich die Lebensart der Fische im Wasser zu belauschen. Eine mühsame und kostspielige Unternehmung! Sie hielten beständig Wachen von Fischern auf dem Meere, um sich benachrichtigen zu lassen, wann sich die Fische sehen ließen. Das mochte nun bei Tag oder Nacht sein, so mußten sie schon eilen, am Orte zu sein; denn die scheuen Meeresbewohner sind schwer zu belauschen und im Husch weg. Die gefangenen Fische, das Aeußere und Innere und die ganze Anatomie derselben zeichnete ihnen Kniep mit strenger Genauigkeit. — Eine löbliche Unternehmung, weil wir noch so wenig von der Lebensart der Meeresbewohner kennen.

Dankbar erinnere ich mich auch noch der Güte und Aufmerksamkeit, womit mich der Hofmarschall Marchese del

Vasto und sein Sohn, Prinz Monte Sanhio, überhäuften. Ich war oft in ihrem Hause, wo noch der Harnisch des Königs Franz I. und das Schwert aufbewahrt wurde, welches dieser dem feindlichen Feldherrn überreichte, als er in der Schlacht bei Pavia gefangen war. Auch befanden sich hier Hautelisse-Tapeten nach Tizian, Begebenheiten vorstellend aus jenen Kriegen der Franzosen und Spanier in Italien. Diese Tapeten wurden, damit wir sie recht besehen konnten, oben auf dem Lastrico des Hauses ausgebreitet.

Von des van Bloemen Nachkommenschaft kannte ich eine Dame, die in Neapel an einen Ingenieur verheirathet war. Ich kaufte ihr eine Zeichnung ab, den „Meerbusen von Neapel.“ Auch sah ich bei ihr ein kleines Portrait, von Bloemen in Miniatur mit Oelfarben sehr schön gemalt.

Mit dem Gesandten von Tripolis traf ich öfter in Gesellschaft zusammen. Einst besah er die physikalischen Instrumente beim Fiscal Vivenzio. Dieser zeigte ihm die Elektrisirmaschine und elektrisirte Einen von seinem Gefolge, der sich auf seinen Befehl dazu hergeben mußte. Um diesem die Elektricität klar zu machen, stieß ihn der Gesandte gerade in's Auge.

Auch sah ich hier einmal auf der Straße ein dichtes Gedränge um einen Mann, welcher vorgab, von St. Paulus das Geheimniß erhalten zu haben, die Menschen vor dem giftigen Schlangenbisse zu schützen. Dieser Heilige habe nämlich auf der Insel Malta, um dem Volke zu zeigen, daß für ihn die Schlangen nicht giftig seien, eine Viper, die ihn gebissen, in's Feuer geworfen. Diese Macht gegen giftige Schlangen sei von Paulus damals vielen Gläubigen ertheilt, von denen auch er sie erhalten habe. Zur Bestätigung, daß ihm keine Schlange schade, riß er dem Thiere den Mund auf und ritzte sich mit dessen Zahne Wange und Zunge. Auch

versicherte er, daß ihn die Schlange liebe; er gebot ihr, ihm einen Kuß zu geben, führte den Kopf des Thieres gegen seinen Mund, und nun glaubte das Volk wirklich, sie küsse ihn. Viele griffen daher nach den letzten Bajocchis, um sich gegen den Schlangenbiß, der den Landleuten so sehr gefährlich ist, befestigen zu lassen. Er machte seine Formel und gab ihnen im Namen St. Pauli den Segen. Unterdessen griff ich in den Kasten und holte eine Schlange heraus, um sie genauer zu besehen. Auch wollte ich in der Hand fühlen, wie sie sich fortwinde, was wirklich etwas Angenehmes hat; weil man die Ringe spürt, wodurch sie sich fortschiebt. In diesem Augenblicke stierte mich der Mensch an mit seinem Caracals-Gesichte: „Habt Ihr," rief er, „die Benediction des St. Paulus erhalten, daß Ihr die Schlangen ohne Schaden berühren könnt?" — „Nein," sagte ich, „aber ich kann sie eben so gut anfassen, wie Ihr, weil sie kein Gift haben." — „Beim St. Gennaro! In welcher Gefahr seid Ihr gewesen! Ein Glück, daß ich so nahe war! Ihr seid ein Engländer, die nichts glauben, aber ich rathe Euch, laßt Euch gegen den Schlangenbiß befestigen!" — Hierbei nickte er dem Volke zu, welches in höchster Begeisterung war über die Wunderkraft, die es vor Augen sah. Um mich daher keiner Mißhandlung auszusetzen, bezahlte ich lieber. Ich sagte ihm nun, daß ich ein Maler sei; wenn er besondere Schlangen finge, möchte er sie mir bringen, damit ich sie zeichnete. Er versprach mir einen Schlangenkönig, der eine ordentliche Krone auf dem Kopfe habe und durch den alle Schlangen in Verzweiflung kämen. — Nicht lange nachher sah ich diesen selben Menschen in dem Parke zu Caserta. Er sprang in das Gebüsch, winkte mir, zurückzubleiben, indem er eben dem seltenen Thiere auf der Spur sei. Se. Majestät, sagte er, habe ihn zum Hof-Schlangen-

vertreiber ernannt, weil die Schlangen die Fasaneneier auffräßen. Nach einer kleinen Weile huschte er wieder aus dem Gebüsche hervor und that unwillig auf mich, daß ich ihn durch mein Geräusch verhindert habe, jenes Thier zu finden. Kurze Zeit darauf jedoch brachte er mir diesen sogenannten Schlangenkönig. Mit Herzlosigkeit hatte er die Haut auf dem Kopfe der Schlange aufgeschnitten und eine Dornenspitze mit vielen Haken eingeleimt, so daß die Farbe der Dornenrinde von der Farbe der Haut nicht zu unterscheiden war. Ich verwies ihm die Unmenschlichkeit, daß er ein Thier, welches so gut Gefühl habe, wie er, so quäle, und fragte ihn, wie ihm zu Muthe sein würde, wenn man ihm die Haut auf dem Kopfe aufschneiden und eine vielzackige Krone hineinleimen wollte? Nun fuhr er mich wüthend über meine Ungläubigkeit an, und da ihm das Betheuern noch leichter wurde, als das Lügen, so rief er, unter den schauderhaftesten Schwüren, daß seine Seele ewig in der Hölle brennen solle, alle Heiligen zu Zeugen an, daß der Dorn nicht aufgeleimt sei! — Später traf ich ihn noch einmal in dem Parke. Er sah ganz dunkelbraun und sehr elend aus, und ich fragte ihn, ob er krank sei? „Ach," seufzte er, „ich weiß selbst nicht, was mir eigentlich fehlt!" „Ihr habt wohl einmal," erwiederte ich, „mit einer giftigen Schlange Euer Kunststück gemacht, und das ist Euch nicht gut bekommen?" — „Es kann sein!" antwortete er ganz kleinlaut.

Freilich erlaubte ich mir selbst einmal ein ähnliches Schelmenstück, aber doch unschuldigerer Art. Ich ließ mir auf dem Fischmarkte einen großen Krebs kaufen, dessen Schale die Zeichnung eines Menschengesichtes hatte. Ich wickelte ihn in ein weißes Tuch, so daß nur der Kopf unbedeckt blieb. Mondo hatte viele Töchter, und oft waren auch junge

Herren dort, um zu musiciren, indem die Musik in dieser Familie recht zu Hause war. Ich trug den Krebs in die Gesellschaft, und weil er keine Fühlhörner bewegte, hielt man ihn für ein aus Holz geschnitztes Kind, welches durch ein Uhrwerk bewegt werde. Als sie aber anfingen es für etwas Lebendiges zu halten, drängten sie sich furchtsam in eine Ecke. Nur ein junger Herr hatte die Herzhaftigkeit, den Krebs mit einem Stocke unter dem Schwanze zu berühren. Ich hatte das Thier auf einen großen Flügel gelegt, und da ihm das Kitzeln unerträglich war, so schlug es mit dem Schwanze so auf den Flügel, daß alle Saiten erklangen; dann bewegte es sich rückwärts und fiel auf die Erde. Jetzt, da sie sich überzeugten, daß es ein lebendiges Wesen sei, drängten sich die Damen noch mehr zusammen und selbst die beherzten jungen Herren erschraken.

Eines Tages fühlte ich Verlangen, die Gemäldegallerie auf Copo di Monte zu sehen, und da mich das heitere Wetter dazu einlud, wollte ich mich auch einmal ganz dem Genius großer Meister überlassen. Gewöhnlich spricht mich von der großen Menge einer Gemäldesammlung eins vorzüglich an, und so war es auch dieses Mal. Mich fesselte ein kleines Bild von Primaticcio: „das Urtheil des Paris" vorstellend, wie Merkur ihm den goldenen Apfel bringt, um diesen der Schönsten zu geben. Vor ihm stehen die drei Göttinnen entkleidet, jede in ihren Reizen. Man erkennt an der Arbeit, daß Primaticcio dieses Bild mit Liebe und mit Anwendung aller seiner Wissenschaft und Kunst machte und gerade diesen Gegenstand wählte, weil er Gelegenheit hatte, drei weibliche Figuren, jede von verschiedener Gestalt, anzubringen. Besonders ist der Rücken der einen Figur wunderschön gezeichnet und ausgeführt, mit aller der Kenntniß, welche er von Raphael, Giulio Romano

und anderen großen Künstlern, mit denen er Umgang hatte, lernen konnte. Paris steht angelehnt, er hat die Form eines Apollo, aber das Fleischige eines Schäfers, der in unschuldig-müßiger Ruhe ernährt ist. Diese Figur prägte sich mir besonders ein, so daß, als ich nach Hause kam, ich sie aus dem Gedächtnisse zeichnete, daneben brachte ich zwei Mädchen an, welche ich vor meiner Thür auf dem Beischlage, mit Anderen spielend, hatte sitzen sehen.

---

4. Fülle der Natur; Vesuv.

Sieht man die volkreiche Stadt Neapel, deren schöne Lage so viele Menschen einlud, sich da niederzulassen, und drängt man sich nun durch das Gewühl dieser Volksmenge auf den Straßen, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke ein: wo nehmen die vielen Menschen ihre Nahrung her, um sich das Leben zu erhalten? Geht man aber auf das Feld, so staunet man über die Fülle; denn in dem schönen Italien, wo die Natur so kräftig wirkt, nährende Früchte aller Art hervorzubringen, kommt man oft an Orte, wo der Ueberfluß an Gewächsen sich drängt und eins dem anderen es zuvorzuthun strebt. Besonders um Neapel. Sieht man seine goldenen Weizenfelder und die mit eigener Frucht reich beladenen Bäume, an denen sich noch andere Gewächse hinaufschlängeln und sie mit ihrer Frucht belasten: so glaubt man, ein solcher Ueberfluß könne nicht verzehrt werden. Schlankes Bohnengeranke schmiegt sich schlängelnd an die derbe Weizenähre und kriecht hinauf zur Feige. Die senkt sich gespalten und träufelt ihren zuckerigen Saft aus. Die schwere, mit Bacchustrank gefüllte Traube kommt von der hohen Ulme, ihr Geranke nach sich ziehend, und küßt den Weizen. Aehren und Trauben sind beisammen, wo die Libelle darüber herschwebt, der Kornschröter darin nagt, die Lerche

singt, die Wachtel ihre Jungen ausbrütet, das Feldhuhn lockend girret, das Heimchen zirpt, die Feldmaus vom Halme zehrt und der Hamster sammelt.

Mit hoher Bewunderung habe ich mich auch stets an dem prächtigen Farbenspiele Neapels geweidet. Besonders wenn die Sonne die dichten Massen der Trauben beleuchtete und ich nun im Lichte stand und diese rothen, gelblichrothen und weißen Trauben betrachtete, welche gedrängt über einander lagen; einige im hellen Glanze, andere verloren sich im Schatten unter Blättern bis in das heilige Dunkel des Waldes. Drehet man sich aber um und siehet gegen die Sonne, so leuchtet sie durch den klaren Saft, der durch die flammenden Strahlen zum feurigen Geiste gekocht wird. In ihm funkelt der prächtige Rubin, Topas und Smaragd, und der daranhängende Thautropfen blitzt wie der reinste Diamant. Umflossen von hellglänzendem Lichte sind die nach vorn hängenden Trauben; bei den entfernteren mildern sich Glanz und Farben und bilden durch ihr Gemisch die angenehmste Harmonie. Auch die Blätter sind von hoher Schönheit. Die gelbgewordenen gleichen dem Topas, einige haben das reinste Purpurroth, andere sind buntgefleckt, gelbroth und grün. Diese leuchtende Farbe verliert sich gegen die Stämme, wo die Blätter dichter beisammen sind, allmälig vom Dunkelgrün bis in die schwarzen Schatten. In weiterer Ferne schmilzt Alles zusammen und vermischt sich mit dem Thau und Nebel, der in der Luft schwebt. Hinein flammt die Sonne und es zittern die Strahlen wie im Goldstaube und bilden die herrlichste Glorie!

Oft fühlte ich mich begeistert auf meinen Spaziergängen am Meere von dem prachtvollen Glanze der aufsteigenden Feuersäule des Vesuvs und der dunkelrothen Lavaströme. Ich wurde dadurch zu vielen neuen Gedanken angeregt, wie

auch zu sanften Gefühlen durch das milde Licht des Mondes und durch den vielfachen Wiederschein im bläulichen Meere, wo eine goldene Sonne neben einer silbernen stand.

Viel Vergnügen habe ich auf dem Landhause der Principessa Ottajano di Medici genossen, welches am Vesuv hoch hinauf liegt, wo nichts als Lava ist. Sehr oft wurde ich freundschaftlich von der Besitzerin eingeladen, dort die reine Abendluft zu schöpfen und das Sonderbare der veralteten Lavaströme zu sehen. Man erstaunt über die schrecklichen Verwüstungen, und doch liegt diese liebliche Villa, wo Alles üppig grünt und blüht, mitten in den schwarzen metallenen Felsenmassen, die aus dem Berge quollen. Von dieser Höhe ist die Aussicht auf den Meerbusen von Neapel außerordentlich prachtvoll. Diese Villa ist auch der Prinzessin Lieblingsaufenthalt, wo sie sich vergnügt an den Geschäften der ländlichen Wirthschaft. Sie kam mir vor wie die kluge Penelope, die Alles nach Vernunft ordnet; denn Alles war hier in Thätigkeit um sie herum. Da sie an diesem abgesonderten Orte fern von dem Geräusche der Stadt war, wollte sie in einem Zimmer Gemälde mit ländlichen Scenen anbringen. Sie ließ deshalb einen Maler kommen, der hier auf dem Lande im Rufe stand, daß man Alles von ihm haben könne, was man verlange. Kaum hatte er den Auftrag, so fing er an, die Wände einzutheilen in viele kleine Fächer, jedes ungefähr anderthalb Schuh groß für ein Gemälde; auf jedem Stücke stellte er eine andere Begebenheit aus dem gemeinen Leben dar. Man erstaunte über den erfinderischen und schöpferischen Geist dieses Landmalers. Es war ein Leben, ein Getreibe von beschäftigten Menschen und Thieren an der Wand, als hätte man die ganze Schöpfung vor sich. Ich selbst wurde dadurch in stille Betrachtung über das Regen, Streben, Wirken und Gegenstreben in der Schöpfung versetzt.

Unter diesen Gemälden waren einige sehr launige, u. A.: „Ein Weinkärrner im Streit mit einem Schäfer," welche ihm selbst auf einer seiner Wanderungen von einem Dorfe zum anderen begegnet waren.

Eines Tages war ich vom Grafen Rasumowsky und seiner Schwester zu einer Lustpartie auf dem Vesuv eingeladen. Ich stellte mich am bestimmten Tage des Morgens bei ihnen ein. Sie sagten mir, daß wir von hier erst zu der Prinzessin Monaco gehen würden, die uns auf ein Frühstück nach Portici auf eine Villa gebeten hätte. Ich freute mich jedes Mal, wenn ich diese schöne Prinzessin sah, die so viel Gefühl und Geschmack für die Kunst hatte. Sie kam oft zu mir mit der Duchesse Fleury, ihrer Freundin, von der sie fast unzertrennlich war. In Gesellschaft und auf Festen traf man sie immer neben einander, Arm in Arm geschlungen, und sie bildeten eine schöne Gruppe; die eine war blond, die andere braun. Als wir auf der Villa ankamen, fanden wir schon eine ziemlich große Gesellschaft; bei dem Eremiten aber, wohin der erste Ritt ging, sollten wir noch Mehre finden. In dieser Versammlung zeichnete sich ein junger Engländer als ein schöner Mann aus. Sein Gesicht war dem Herkules auf einem antiken Steine ganz ähnlich, der mit dem Namen: „der junge Herkules" sich unter den Cameen von Strozzi auf dem Museum befand und zu den ausgezeichnetsten Köpfen dieser Art gezählt wird. Die Augen der Damen waren auf sein schönes Gesicht gerichtet, und auch mir war es Freude, dieses junge Herkules-Antlitz zu sehen. — Als das Frühstück vorüber war, wurden die Pferde, Maulesel und Esel vorgeführt, und Jeder bestieg nun seinen Träger. Der Engländer hatte vortreffliche englische Pferde, worauf sich einige Damen setzten; eins der besten ritt die Prinzessin neben dem jungen Herkules, und es wurde

gescherzt und gelacht. Die schönen englischen Pferde neben den Eseln und langohrigen Maulthieren nahmen sich sonderbar aus. So in lustigem Gelächter kam unsere Cavalcade endlich bei dem Eremiten an. Wir sahen schon den anderen Theil der Gesellschaft uns erwarten und uns entgegenkommen. Nun wurde abgesessen, mit frohlockendem Jubel begrüßt und mit offenen Armen entgegengeeilt! Die aber standen stumm, niedergeschlagen und blaß und mit traurigen Mienen winkten sie, leise zu sprechen. Verwundert über diese Kälte, erfuhren wir von ihnen, daß eben der Eremit in dem Augenblick des Verscheidens sei und daß der Priester ihm schon die letzte Oelung gegeben habe. Dieses Unvermuthete brachte große Bestürzung hervor; denn wir dachten bei dem Einsiedler erst recht fröhlich zu sein. Ernstes Nachdenken und Schwermuth bemächtigte sich jedes Gemüths; die Gesellschaft war getheilt; Einige saßen vor der Thür, Andere in der räumlichen Wohnstube. Ein jüngerer Eremit, der dem Sterbenden als Nachfolger bestimmt war, schlich hin und her, ihm noch die letzten Dienste zu leisten, und wo er lachen hörte, winkte er. Es verbreitete sich eine feierliche Stille. Die Prinzessin Monaco sagte: „Ich will ihn doch noch sehen, den Mann, der sich so von der Welt abgesondert hat," und wir gingen Alle in die Kammer, wo er sterbend auf seinem Bette lag, mit der ruhigen Miene eines Heiligen. Die Prinzessin Monaco setzte sich neben ihn; ihr Gemüth wurde ergriffen und ein Strom von schönen Gedanken floß von ihrem Munde. Sie machte die Umstehenden aufmerksam auf die ruhige Miene, womit er die Welt verlasse, den Wechsel des unruhigen Lebens, mit der Zuversicht eines besseren. „O, seht seine Ruhe! er stirbt nicht jetzt; er starb, als er Eremit wurde. Die Welt hat er schon längst verlassen und er wartete einsam, bis ihm die Himmelspforten geöffnet würden,

durch die er nun zur Herrlichkeit eintritt." — Er verschied und der Priester drückte ihm die Augen zu. „Ach, wer weiß," sagte die Prinzessin zu den Anwesenden, „ob wir ein so ruhiges Ende haben und wie unsere Umgebung in der Sterbestunde sein wird! Er hatte gewiß eine schöne Seele; wer weiß, was ihn bewog, in der Einsamkeit seinem Leiden in süßer Wehmuth nachzulauschen! Dieser Mann floh die schöne Welt, und in seiner letzten Stunde umgab ihn eine schöne Welt!" —

Die Mehrsten unserer Gesellschaft hatten alle Lust verloren, den Vesuv noch weiter zu besteigen, und kehrten wieder nach ihren Häusern. Nur der Graf Rasumowsky und ich blieben bis in die Nacht, um in dem Dunkel den Effect des Feuers zu sehen. Wir gingen so nahe wir konnten, ohne Gefahr zu laufen, von den glühenden Steinen, die von Zeit zu Zeit aus der Oeffnung geschleudert wurden, getroffen zu werden. Es war grausend und fürchterlich! Doch, sagte der Graf, sei das Alles nichts gegen das Donnern und Feuern, als Oczakow mit Sturm eingenommen worden, wobei er mit gegenwärtig gewesen war. So gehet denn das Lärmen der Menschen noch über das der Natur!

Ehe die Prinzessin Monaco wieder nach Frankreich zurückkehrte, kam sie noch mit ihrer Freundin zu mir und sagte: „Ich kann Neapel nicht verlassen, ohne Ihre Zeichnungen nach griechischen Werken noch einmal zu betrachten." Es war eine Freude zu sehen, mit welcher Aufmerksamkeit sie Alles beschaute, und ihre Meinungen und Gefühle darüber zu hören. Sie äußerte sich traurig, daß sie nicht Alles kaufen könnte, was sie so sehr liebe; denn die Revolution habe ihre Einkünfte zum Theil geraubt: „Aber Etwas muß ich doch haben," sagte sie und suchte sich Stücke aus, die von ihrem guten Geschmacke zeugten.

Nach einiger Zeit — es war in der Schreckensperiode des Robespierre — las ich in der Zeitung, daß die Prinzessin Monaco ihren Hals unter das Beil hatte legen müssen, den Tag vorher, ehe der Wütherich umgebracht wurde, und sie habe noch vorher ihr schönes Haar abgeschnitten mit der Bitte, es ihrem Gemahl nach Deutschland zu schicken. Ich erschrak über das Unglück der liebenswürdigen Prinzessin und das Bild stellte sich mir vor Augen, wie ich sie neben dem sterbenden Eremiten auf dem Bette sitzen sah. Ihr blondes Haar war ihr aus der Flechte gegangen und hing lang herunter, und die Worte, welche sie sagte, fielen mir ein: „Ach unter uns sind wohl Manche, die nicht ein so ruhiges Ende haben werden, wie dieser, der die Gesellschaft floh und doch bei seinem Ende eine so schöne Umgebung hatte." — Arme, was für Henkersknechte umgaben Dich!

Die Eruption des Vesuvs, welche im Jahre 1794 den Ort Torre del Greco mit Lava überschwemmte, kündigte sich wie gewöhnlich lange vorher mit gewaltigem Getöse und Donner im Innern des Berges an. Die Bewohner in der Umgegend geriethen in Angst und selbst in Neapel war man besorgt, indem man den Berg ungewöhnlich stark donnern hörte. Da aber dessenungeachtet kein Ausbruch erfolgte, so befürchtete man ein Erdbeben, weil die Erde schon Bewegung hatte spüren lassen. Am Abend vor dem Ausbruche saß ich eben mit meinem Schüler Luigi Hummel bei Tische und mein Bedienter stand neben mir, mit dem ich sprach. Auf einmal fiel dieser um. Wir Beide lachten über ihn und da er aufstand, sagte er, wenn ich nie ein Erdbeben erfahren habe, so möchte ich sagen, daß jetzt eins sei. Ich hatte nichts gespürt, weil ich mich eben auf dem zurückgelehnten Stuhle wiegte. Wir glaubten noch immer, daß sein von Wein benebelter Kopf, welches nichts Ungewöhnliches bei

ihm war, die Schuld seines Falles sei; aber auf einmal vernahmen wir ein Geschrei von der Straße und aus allen Fenstern: „Terremoto! Terremoto! o Dio! Santissima Maria! S. Gennaro ajuta!“ Die ganze Nacht hindurch blieben die Menschen voller Furcht auf der Straße; ich aber, der nicht wußte, daß ein Erdbeben, wenn Alles unter Einem weg sinkt und das Oberste über Einem zusammenstürzt, einer der schrecklichsten Unfälle ist, ging zu Bette. Dann und wann wurde ich freilich aus dem Schlafe geweckt, durch das Gemurmel auf der Straße. An das Donnern des Berges war ich gewöhnt, weil ich zuweilen in Portici in dem Flügel des königlichen Schlosses wohnte, welcher gegen den Vesuv stößt, und mich manche Nacht an dem fürchterlich-schönen Schauspiele erfreute und dem Donner und Getöse zuhörte, wie gewaltig die glühende Steinmasse gegen die inneren Felsenwände geschleudert wurde. Am folgenden Abend besuchte ich meinen Freund Kniep in Chiaja. Als ich durch die Villa reale gegangen war, sah ich viele Menschen in verschiedenen Gruppen stehen, die Alle nach dem Monde schauten, welcher von dem dicken schwarzen Rauche, der die Spitze des Berges einhüllte, oft verdunkelt wurde und in vielerlei Gestalten sich zeigte. Bald war er viereckig, bald dreieckig, bald oben, bald unten abgeschnitten. Die Schiffer, welche diese wunderbaren Veränderungen des Mondes für eine sichere Vorbedeutung eines Erdbebens hielten, waren in ängstlicher Erwartung, was da kommen werde; ich sah selbst eine Weile mit Verwunderung zu. Aus der Oeffnung des Berges stieg es von der gewaltigen Hitze wie eine schwarze Säule gerade in die Höhe und fiel zum Theil auch wieder schwer nieder, und das gab dem Monde die wechselnde Gestalt, wenn es von unten oder von der Seite kam. Es war aber nicht Rauch, sondern schwarze Sandmasse. Ich ging

zu Kniep und brachte mit ihm einen angenehmen Abend zu. Als wir bei Tische saßen, entstand auf einmal ein fürchterliches Geschrei auf der Straße von Männern, Weibern und Kindern: „La montagna da fuoco di sotto!“ Alle sprangen auf und liefen vom Tisch auf die Straße. Ich blieb sitzen, weil ich mich freute, daß der Berg nun Luft bekommen habe; da sie aber nicht wiederkehrten, ging ich an's Fenster. Indem stieg eine lichte Flamme am Fuße des Berges, die nicht größer als eine Fackel war, immer mächtiger und höher. Ich ging auf die Straße und sah das geängstigte Volk mit Lichtern, Heiligenbildern und Kreuzen aus den Häusern kommen. Die Hände gen Himmel gestreckt, lagen sie auf der Erde. Einige machten in der Geschwindigkeit kleine Altäre, stellten Lichter davor und warfen sich platt auf den Boden, alle Heiligen anrufend; Einige trugen Betten und Hausgeräth und wollten im Freien bleiben, weil sie fürchteten, unter dem Schutte der Häuser begraben zu werden. Andere schlugen Zelte auf und brachten die Kinder darunter. Ich wollte den geängstigten Leuten, die mit der Verzweiflung rangen, Muth einsprechen und sagte: „Gute Menschen, uns braucht nicht mehr bange zu sein vor einem Erdbeben; der Vesuv hat jetzt Luft und kann sich seiner glühenden Eingeweide entledigen. Vorher stand es zu befürchten, weil da seine ganze Höhlung mit Gluthmassen angefüllt war, welche, durch das untere Feuer heraufgetrieben, den Ausgang des Kraters verstopften; nun es aber nach und nach unten hervorquillt, bleibt die Erde ruhig.“ Aber das Volk war so in Verwirrung und voll Fanatismus, daß es durch lauteres Schreien und Beten zu allen Heiligen die Gefahr abzuwenden hoffte. Ein Mädchen im Wahnsinn fuhr mich fürchterlich mit Schimpfen an: „Voi siete un eretico e non credete agli angeli ed ai Santi! Knieet nieder und betet! Erkennt

Ihr nicht, daß Gott zürnet und unsere Sünden nur durch Demüthigung und Flehen abgewendet werden können?!" Ich erschrak über den Aufruhr des im höchsten Grade fanatischen Volkes mehr, als über den Vesuv und fand, daß es nicht Zeit sei, mit Vernunft das Volk zu beruhigen, und zog mich daher still aus dem Gedränge. Während der Zeit war die erste Fontaine größer und höher geworden; dann zeigte sich noch eine, dann die dritte, bis endlich sieben Feuersäulen gegen den Himmel stiegen und die ganze Gegend erleuchteten, als stände Alles in Feuer. Mitunter durchfuhren Blitze den schwarzen Rauch in Zickzack; das Donnern und Prasseln und Zischen war fürchterlich; das Sieden, als kochte es in tausend ehernen großen Kesseln. Man vernahm eigentlich nicht, woher der Lärm kam; der Laut war überall; es schallte von allen Seiten her. Ein fürchterlich-prächtiges Schauspiel mit Blitz und Donner begleitet! Ueber den sieben Feuerstrahlen, die gegen den Himmel rauschten, stand die höchste Feuersäule, welche aus dem Krater der Bergspitze kam! Die Stadt Neapel mit ihren großen schönen Gebäuden wurde von dem hellen Scheine beleuchtet, als wäre Alles von Feuer.

Um diesen seltenen Anblick besser zu genießen, beschloß ich, hinaus auf das Meer zu fahren. Ich nahm eine Barke und drei Rudermänner, die mich gegen den Feuerberg bringen sollten. Freund Kniep und mein Schüler Hummel stiegen mit ein, und je weiter wir hinaus in's Meer kamen, desto schöner wurde die Ansicht der Stadt. Besonders da, wo man mit einem Blicke Alles übersehen kann: das schöne, große Neapel, welches wie ein Amphitheater mit seinen Gebäuden an den Anhöhen hinaufsteigt, mit dem königlichen Schlosse und den anderen Palästen, den hohen Kirchen und langen Klöstern, den großen öffentlichen Gebäuden, dem

Castelle am Meere und auf den Bergen; besonders mit dem Castell St. Elmo, mit Capo di Monte und der Carthause. Dort der schiffreiche Hafen mit den vielen hohen Masten, die alle im feurigen Golde glänzten, und die ganze seltsam beleuchtete Gegend; ringsherum, wo man nur hinblickte, war für die Augen ein Schauspiel einziger Art! Der Wasserspiegel, auf welchem ich sonst in stiller Nacht bei silbernem Monde fuhr und mich des blauen Phosphor-Feuers freute, welches um den Nachen leuchtete und von den Rudern träufelte, schien heute ein gelbes Flammenmeer. Indem kamen wir dem Berge immer näher und hörten und sahen das innere Toben und Kochen. Von der höchsten Spitze war ein Theil abgesprengt; daraus strömte die glühende Lava den Berg herunter. Wo sie durch die Weingärten floß, brannten die Bäume in lichtgelber Flamme; denn dieses Feuer ist von hellgelber Farbe gegen die rothe Lava. Der Rauch ist verschieden, dunkelroth, schwefelartig und grau-gelb. Zwischen dem Donner und Krachen hörte man ein furchtbares Sieden. Wir waren dem Berge nun ziemlich nahe gekommen und ich konnte mir die große Eruption vorstellen, bei welcher Plinius um's Leben kam. Ich hielt für rathsam, wieder umzukehren; denn wer konnte wissen, was für eine Erschütterung im Meere vorgehen oder welch' ein Auswurf von Asche über uns kommen konnte. Kaum hatte ich das Wort „umkehren" ausgesprochen, so sagte auch schon ein Schiffer: „Darauf habe ich längst gewartet; denn ich wollte nicht der Erste sein, der es sagte, sonst würdet Ihr geglaubt haben, ich fahre Euch nicht gern. Aber der Teufel kann seinen Spuk im Berge haben und öffnet ein Feuerloch unter dem Meere. Obgleich wir auf dem Wasser fahren, so sind wir doch auf dem Fuße des Berges, und man riecht jedesmal, wenn man hier fährt, die Asphalt-Ausdünstung.

Wer kennt die Röhren, die für uns verborgen hier unten laufen!" Schnell wendeten sie das Boot und regten die Ruder mit Eile. Ich haschte noch begierig jeden Blick von dieser einzigen Beleuchtung auf. Als wir dem Lande näher kamen, fanden wir längs dem krummen Meeresufer Tausende von Menschen, die dem seltsamen Schauspiele zusahen. Wir gingen nun nach S. Lucia, welches dem Vesuv gerade gegenüber liegt. Hier war Gedränge von Volk, das aus der Stadt zusammengeströmt war. Viele Priester standen auf Erhöhungen und predigten zu der Menge. Hier sind auch die Vorsätze, an denen die Schiffer landen, und als wir uns denselben näherten, erfuhren wir, welches Unglück der Berg verursacht habe. Es waren viele Flüchtlinge mit Weibern und Kindern und ihrem Hausgeräthe aus der Gegend hier angekommen, welche sagten, daß der Ort Torre del Greco nicht mehr wäre; die Lava sei darüber hingeflossen und habe ihn ganz bedeckt. Es war entsetzlich, das Jammergeschrei anzuhören. Gegen solch' ein Unglück ist aller menschlicher Widerstand eitel! Die Lava reißt Alles um oder fließt darüber hin; dieses Mal war ihr Strom höher als ein Haus. Der Kirchthurm ragte nur oben noch etwas hervor und man konnte in den Thurm hineinsehen, wo die Glocken unten hingen.

Als ich nach einiger Zeit hinkam, sah ich noch die schreckliche Verwüstung. Am Ende standen noch einige Häuser, einige waren halb weggerissen. Man konnte in Stuben sehen, in denen der Tisch noch gedeckt stand, mit dem Essen in der Schüssel und auf den Tellern; Messer und Gabel lagen noch, wie sie aus den Händen gelegt waren, als man durch den Ausbruch verjagt wurde. — Wunderbar nahm sich Neapel am folgenden Tage aus. Als ich am Morgen aufstand und aus dem Fenster schaute, war Himmel und

Erde aschgrau. Die Leute gingen mit Regenschirmen; denn es regnete Asche, die aus ganz feinem grauen Sande bestand. Dann ging ich auf den Lastrico; denn man hat hier keine schrägen Dächer. Oben lag nun die Asche, als ob es geschneiet hätte. Die Eidechsen waren darüber hergelaufen und hatten mit ihren Pfoten die zierlichsten Figuren eingedrückt, ähnlich einer Ingenieur-Zeichnung von einer Festung. Auch Fliegen und andere Insecten hatten solche Zeichnungen im Gehen nachgelassen.

Hierbei will ich noch eines Bildes aus dem Buche der Herzogin Amalia von Weimar erwähnen, welche meinen Geist auf Zeichnungen bedeutenden Inhalts leitete. Ich wollte das Sprüchwort: „Wahl hat Qual," durch eine Begebenheit aus dem wirklichen Leben recht anschaulich darstellen und wählte dazu einen Vorfall, der sich bei der Zerstörung von Torre del Greco zugetragen hatte. Links im Hintergrunde des Bildes der Vesuv, aus dem große Feuersäulen aufsteigen, während Asche und Rauch, von einzelnen Blitzen durchzuckt, die Gegend verfinstern und ein mächtiger Lavastrom sich immer näher herandrängt, aus welchem ein Sohn seinen alten Vater tragen will. Der Weg geht zwischen dem herankommenden Feuerstrome und dem Meere hin. Es ist unmöglich hinüberzukommen, denn der Jüngling war schon viele Male erschöpft an Kräften niedergestürzt. Der Vater sieht, daß sich wenigstens der Sohn allein noch retten kann, und mit der strengsten Vaterwürde befiehlt er ihm zu fliehen, ihn liegen zu lassen, weil er doch bald sterben müsse; sich selbst aber zu retten, um die Mutter und Geschwister zu ernähren. Man denke sich den Kampf der Wahl! Der Sohn kann den Vater nicht verlassen, und doch treiben ihn dessen Bitten endlich fort, da die Lava schon nahe bei ihnen ist. Aber schrecklich ist seine Flucht! Noch immer unent-

schlossen und schwankend zwischen Fliehen und Bleiben, den einen Fuß vorgesetzt zur Flucht, aber Kopf und Obertheil des Körpers zurückgebogen zum Vater, die eine Hand zum Himmel gewandt, die andere dem Vater zum letzten Lebewohl, malt sich in seinem Gesichte Unentschlossenheit und Verzweiflung. „Gehorche! thue, was der Vater Dir gebeut!" spricht der Alte. — „Du zogst mich beim Korallenfange aus dem Wasser," erwiedert der Jüngling, „und ich soll Dich im Feuer liegen lassen?" — „Ich bin alt," antwortet Jener, „doch rette Du Dich; Du mußt jetzt für Deine Mutter und Geschwister Vater sein!" —

---

5. Akademie zu Neapel.

(1789—1799.)

Ich war eben in Portici und arbeitete da, als ich hörte, der Akademie-Director Bonito sei plötzlich gestorben. Er hatte sich erhitzt bei dem vielen Visitenmachen. Seiner Schuldigkeit gemäß mußte er seinen Oberen und Bekannten die Gnade des Königs anzeigen, von dem er mit einem Orden beehrt und zum Cavaliere gemacht war. Die Schwierigkeit gegen die Veränderungen, welche man mit der Akademie im Sinne hatte, war nun gehoben und der Zeitpunkt da, diese Anstalt auf einen besseren Fuß einzurichten. Man hatte deshalb schon vor Jahren mit Mengs Unterhandlungen angeknüpft. Ich bat den König um die Stelle des Directors der Akademie und sagte ihm, daß es aus keiner anderen Absicht geschehe, als aus Liebe für die Kunst, indem ich glaubte, mit meinem wenigen Wissen die jungen Kunststudirenden auf bessere Wege leiten und mit Beistand und Hülfe Sr. Majestät in kurzer Zeit Beweise eines guten Fortganges zeigen zu können. Ich sagte ihm ausführlich, was ich bis jetzt in der Kunst erlernt hätte, und daß ich in vielen Fächern bewandert wäre, Historienbilder, sowohl im Großen als im Kleinen malte; desgleichen Portraits, Thiere und Landschaften; und daß ich schon viele Zeichnungen als Vor-

rath zu Modellen, auch selbst Bilder von alten Meistern hätte, welches Alles den Kunstjüngern zu Gute kommen würde. Hierauf äußerte der König sich sehr gnädig: „Wir kennen Euch und wissen, was Ihr leistet;“ denn er sah mich täglich, weil ich den beiden Prinzessinnen Zeichenunterricht ertheilte, und er fügte daher hinzu, daß er Alles mit beitragen wolle zum guten Fortgange der Kunst. Nun waren aber Viele, die nicht die reine Absicht für die Kunst hatten, sondern nur für sich besorgt waren, und diese verursachten das Verzögern der Resolution. Ich hörte, daß viele Gesuche eingegangen wären, und ich bat deshalb in einer Audienz den König nochmals, so gnädig zu sein, einen Concorso anzuordnen, zu welchem jeder Bewerber ein Bild male, worin er Wissenschaft und Kunst zeige, welche Einer besitzen müsse, der eine Akademie dirigiren solle. Fände sich Einer, der die Sache besser verstände als ich, so würde ich der Erste sein, welcher für ihn stimmte. Auf diese Weise könnte sich Keiner beklagen, und auch das Publikum sähe, daß kein Unfähiger begünstigt würde. Zur Vollendung dieses Bildes sollte man den Concurrenten ein Jahr Zeit und freie Wahl des Süjets erlauben; nachher aber die sämmtlichen Bilder zur Schau in der Akademie aufstellen. — Der König nahm das gnädig auf, aber es währte wieder lange Zeit, ehe eine Anordnung erfolgte.

In der Secretaria, wo alle Sachen ausgearbeitet werden, hatte man etwas ausgeheckt, womit man mir den Rang abzulaufen dachte. Sie sagten: „die Deutschen sind kalte, phlegmatische Köpfe; mit ihrer Geduld und ihrem Fleiße können sie durch mühsame Arbeit wohl etwas herausbringen, wenn man ihnen Zeit läßt; allein es fehlt ihnen an Feuer des Geistes und an schneller Imagination. Wenn sie nichts vor sich haben, das sie treu nachcopiren können, so wissen sie

nichts anzufangen, denn was ihnen gänzlich fehlt, sind poetische und malerische Ideen." Auf diese Meinung hatten sie nun einen Plan gebaut, und so erhielt ich denn endlich ein Dispaccio, mich in der Canzlei einzufinden, um den Willen des Königs über den anzustellenden Concorso zu vernehmen. Das war die Secretaria des Prinzen Belmonte, Präsidenten der schönen Künste. Als ich hinkam, fand ich alle Bewerber versammelt und der Secretario las uns vor, Se. Majestät verlangten eine Probe, in welcher sich der Geist zeige, womit ein Maler begabt sein müsse, um all' improviso den Entwurf zu einem historischen Bilde zu machen, ohne irgend ein Hülfsmittel vor sich zu haben. Wer sich diesem unterwerfe, der müsse sich in ein Zimmer, in welchem nur die vier Wände zu sehen wären, einschließen lassen, dürfe kein Papier, keinen Kupferstich, noch sonst das Geringste in der Tasche mitnehmen. Herr Monjai habe den Befehl, auf das Alles zu achten. Die Maße des Bildes sei sechs Fuß Länge und drei Fuß Höhe; jeder Concurrent könne nun die Leinwand bereiten, und wenn dies geschehen, werde der Gegenstand bekannt gemacht werden, dessen Entwurf dann in drei Wochen fertig sein müsse. Hierauf wurde ich um meine Erklärung befragt. Ich sagte, es befremde mich, daß man eine Skizze zur Preisaufgabe für die Ertheilung einer Directorstelle mache. Ich hätte gewünscht, ein großes Bild zu malen, worauf man ein Jahr wenden und zeigen könnte, was man wüßte; ein Bild sowohl mit nackten männlichen und weiblichen Figuren, als auch mit bekleideten; denn das sei es, was der Lehrer den Schülern in der Akademie zeigen müsse. Aber da sie es wollten, wäre ich auch bereit; und nicht allein in Zeit von drei Wochen, sondern in drei Tagen, und wenn sie doch nur einen Entwurf sehen wollten und glaubten, die Kunst bestände darin, so wollte ich ihn

auch in drei Stunden machen. Und damit sie auf's Gewissseste sähen, daß kein fremder Rath und keine Hülfsmittel angewendet würden, so wollte ich es nicht im verschlossenen Zimmer, denn da könne man nicht wissen, was Einer arbeite, sondern öffentlich machen, in Gegenwart einer Gesellschaft, in Gegenwart sämmtlicher Concurrenten, auf einem öffentlichen Platze, wenn es sein müßte. Nun wurden die Anderen gefragt. Die guten Männer waren ganz betroffen, der Eine sagte: „Eine Skizze in drei Wochen? Eingeschlossen in ein leeres Zimmer? So leicht setze ich meine Ehre nicht auf's Spiel. Der König und das Publikum kennt meine Verdienste." Er nannte nun alle Kirchen, in welche er Altarbilder, und die Paläste, für die er Plafonds mit Beifall gemalt habe: „Hiernach mag Jeder urtheilen und mich für würdig oder unfähig erklären!"

Nun kam die Reihe an den Zweiten, an den Dritten u. s. w., und Alle sagten das Nämliche. — Ich blieb also ohne Mitbewerber. So verstrich wieder einige Zeit, ohne daß Entscheidung erfolgte. Dann trat Einer auf, der mit mir concurriren wollte. Er hieß Domenico Mondo*), ein Freund des Secretairs, der die Ausfertigung im Fache der Künste zu machen hatte. Wir wurden zusammen nach der Akademie berufen und uns noch einmal die geschärften Bedingungen vorgelesen. Nach acht Tagen fanden wir uns ein und der Secretair las uns das Süjet vor: „Massinissa, wie er seine ehemalige Geliebte Sophonisbe, die Gemahlin des numidischen Königs Syphax, gefangen nimmt."

Anstatt sogleich zur Arbeit zu schreiten, ging ich auf die

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Goethe (XXVII, p. 285) nennt ihn fälschlich Monti, er heißt aber Mondo, wie aus Familienbriefen hervorgeht.

Höhe des Posilipp, wo man die weite Gegend und das Meer übersieht. Hier dachte ich mir die stolze, nun gefangene Afrikanerin, wie sie ihren Landsmann bittet, sie von den Römern zu erretten oder zu tödten, und den Sieger, wie er von der besiegten Gefangenen wieder besiegt wird. Sie flehte zu ihm und nun ist er der Flehende. Unter dem Thore der eroberten Stadt treffen sie zusammen; sie von ihrem weiblichen Gefolge begleitet, er an der Spitze seiner Krieger. — Als ich es mir nun recht vorgestellt hatte, machte ich mich an die Arbeit. Nach funfzehn Tagen, also in der Hälfte der Zeit, war ich mit der Arbeit fertig. Ich schrieb unter mein Bild: „Chi non può quel che vuole, voglia ciò che può.“ Mein Mitbewerber wurde in den drei Wochen nicht fertig und mußte noch um die Hälfte Zeit bitten. Der Prinz Belmonte brachte beide Bilder in das Apartement des Königs, wo sie von der ganzen königlichen Familie betrachtet wurden. Es war eine Gaukelei von den Secretarien, welche bei meinem öfteren Andringen zu mir sagten: „Wir sind es allein, welche die Sache machen, und wenn Ihr den König und die Königin und den ganzen Hof und die ganze Stadt auf Eurer Seite habt, so hilft es Euch nichts, wenn wir nicht wollen, denn wir haben die Papiere in Händen, worauf es ankommt, die drehen und wenden wir nach unserem Belieben, und wenn uns die Sache nicht recht ist, so lassen wir die ganze Akademie fallen.“ Ich hatte im Grunde meinen Spaß an diesen Intriguen, um so mehr, da ich ihnen zum Trotz mir die Stelle auf eine ehrenvolle Weise eroberte. Den König bat ich noch dazu, er möchte meinem Mitbewerber die Hälfte des Gehalts und des Amtes geben. Dies gewann mir noch mehr die Neigung des Königs und aller Neapolitaner. Mondo, der alte achtzigjährige, gute Mann, konnte mir nicht im Wege

sein. Ich hatte ihn früher gar nicht gekannt, aber wir wurden von nun an Freunde. Er war der Sohn des Stadtsecretairs von Neapel, was eine ansehnliche Stelle ist. Sein Vater, ein sehr gelehrter und geachteter Mann, hatte nur diesen einzigen Sohn. Er ließ ihn in schönen Wissenschaften und Künsten unterrichten und zum Solimena in die Schule gehen, um die Malerei nicht zum Erwerb, sondern als Dilettant zu lernen. Dabei hinterließ er ihm ein schönes Landgut, wovon er reichlich leben konnte; aber es war sein Schade, daß er auf einem zu großen Fuß erzogen war, und so durfte er sagen: „Groß und edel handeln, wie mich es mein Vater gelehrt, hat mich zum armen Manne gemacht." Er war zu gutmüthig, um auf seinen Vortheil zu denken; er konnte kein Elend sehen und schenkte Alles weg. Bei seinen hohen Jahren war er kränklich und litt sehr an Podagra und Chiragra. Die Schmerzen quälten ihn zum Erbarmen und manchmal so arg, daß er laut schrie. Man durfte ihm dann nicht einmal nahe kommen; und wenn er nur eine Fliege gegen sein Bett summen hörte, jammerte er schon, als ob ihm die Gebeine zerschmettert würden. Wenn ihn aber die Schmerzen verließen, so war er wieder heiteren Geistes, musicirte und schrieb Gedichte, womit er Uebermüthige geißelte. Die lateinischen Autoren und die besten italienischen Werke, besonders die Gedichte von Dante, Ariost, Petrarca und Tasso, wußte er beinahe auswendig, und ihn anzuhören, wenn er daraus declamirte, war sehr unterhaltend. Er erzählte mir auch einst, daß sein Aeltervater, ein gelehrter Mann, der ein Landgut dicht bei Capua besessen habe, Freund mit dem Cervantes gewesen sei. Dieser habe damals als Officier in spanischen Diensten gestanden und oft seinen Freund Mondo besucht. Da habe er denn geklagt, daß seine häusliche Glückseligkeit nicht die

erfreulichste sei, indem er mit aller Vernunft und Geduld seine Frau nicht zur Einigkeit bringen könne. Diese habe nämlich ihr Loos, einen Narren zum Manne zu haben, für unerträglich gehalten und beim Beichtvater und Anderen ihn, den Cervantes, verklagt, weil er häufig im ernsthaftesten Gespräche abbräche und wie ein Unkluger laut lachte, wohl gar von Tisch und Bette aufspränge, an seinen Pult liefe, anfinge zu schreiben und immerfort dabei lachte, ohne daß sie doch die Ursache davon wüßte. — Dieses Süjet benutzte ich später zu einem Bilde.

Die Akademie sollte mit Pomp unter Pauken- und Trompetenschall eröffnet und die Directoren mit einer Rede feierlich eingeführt werden. Ich äußerte mich dagegen und bat, die Kosten, welche dadurch veranlaßt würden, lieber auf etwas Wesentliches für die Akademie zu verwenden. Jenes Gepränge und lärmende Wesen schicke sich besser für ein Regiment Cavallerie, als für eine Versammlung junger Leute, die sich im Zeichnen üben wollten. Wir müßten diese Akademie ansehen, als sollte sie erst werden; und da sei viel anzuschaffen. Ganz langsam aber müsse angefangen und von Stufe zu Stufe allmälig fortgeschritten werden; dann könne man zu etwas Großem gelangen. Jede Beihülfe dazu sei willkommen; Abgüsse aber von Antiken und die Unterstützung einiger jungen Leute, welche Talent zeigten, das sei das Erste und Nothwendigste. Dies Alles wurde versprochen und kam auch über mein Erwarten in Erfüllung.

Nun wurde die erste Akademie gehalten, wo nach dem nackten Modelle gezeichnet werden sollte; und es versammelten sich sehr viele junge Leute. Alle die vielen Ceremonieen von orientalischer Höflichkeit, womit sie den Director zu verehren pflegten, verbat ich mir; ließ den für mich hingestellten Lehnstuhl in die Mitte des Zimmers, gerade dem Modelle

gegenüber als Ehrenstelle für den besten Zeichner hinsetzen. Hier, vor der lebendigen Natur, sagte ich, und vor den Antiken wären wir alle arme Sünder. Wenig wüßte ich und wenig könnte ich sie lehren. Was ich gelernt hätte, wollte ich ihnen mittheilen, so gut ich es verstände; aber wer es besser lehren könnte, das wären die Antiken, die müßte ein Jeder zu Rathe ziehen; diese zeigten das Vollkommene und das, was mangele. Dann setzte ich mich zwischen sie auf die Zirkelbank und zeichnete. Als die erste Stunde vorüber war und das Modell ausruhte, ließ ich mir die Zeichnungen der jungen Leute vorlegen. Da sah ich, daß keiner einen Begriff davon hatte, wie man zeichnen soll. Einige waren schon damit fertig, nach ihrer Gewohnheit, jeden Abend eine Zeichnung hinzuwerfen; das nannten sie alla Solimenasco. Die meisten Figuren waren nicht im Verhältniß; einige hatten so große Köpfe, daß unten das Papier nicht ausreichte und die Gestalt nur bis an die Waden hinkam. Man war es so gewohnt, die Füße daneben zu zeichnen. Nun wies ich ihnen, wie man eine Figur anfangen müsse: erst in der Mitte, von da aus nach oben und dann nach unten; so erhalte man die rechte Länge; und von einem geraden Strich in die Länge aus nach beiden Seiten gezogen, die rechte Breite.

Den zweiten Abend zeigte ich ihnen, wie man eine Figur entwirft, so daß ein Theil mit dem anderen harmonirt; die Verhältnisse des einen zum anderen und die Haupttheile, aus welchen eine Figur besteht. — Brust und Leib, Kopf, Schultern, Arme, Schenkel und Füße; ferner die Theile, welche unverändert bleiben, wie z. B. der Brustkasten, und die, welche sich bei Wendungen verändern und sich vor und hinter einander schieben. Diese Lection war Vielen sehr einleuchtend.

Mein Unterricht und meine Aufmerksamkeit mußte in dem Grade von den ersten Anfängen ausgehen, daß ich sogar das Aufspannen des Papiers auf die Zeichenbretter lehrte; denn auch das konnten sie nicht. Sie brachten ein gerolltes Papier mit und so verknickt es war, zeichneten sie darauf. Nun wies ich sie darauf hin, wie man das Alles sauber und nett haben müsse; ohne das sei es unmöglich, einen reinen und bestimmten Contour zu machen: in der Reinheit und Bestimmtheit der Form bestehe der Werth der Zeichnung; und der beste Zeichner sei der, welcher eine Sache so klar und deutlich darstelle, daß man sie gleich erkenne und mit nichts Anderm verwechsele. Ich verglich das Zeichnen mit der Rede. Wenn Einer dem Andern etwas sagen wolle und dabei stottere und die Worte durch einander haspele, so werde Niemand begreifen, was er eigentlich meine. Einen Andern aber, der seine Worte gut ordne, die nöthigen gebrauche, die überflüssigen weglasse und die bedeutenden rein ausspreche, den werde man verstehen. Eben so sei es mit der Zeichnung, die müsse auch klar, rein und deutlich sein. Ganz unmöglich werde das aber bei einem so hingesudelten Machwerke mit vielerlei Muskeln, wo einer vor dem anderen nicht zu erkennen und zu unterscheiden sei, und worunter sich auch manche fänden, die es in der Natur gar nicht gäbe — sogenannte muscoli forestieri oder auch paniotti (runde Brote) genannt; jeder Muskel habe seine eigene Form, welche ihm gegeben werden müsse, wenn die Zeichnung gut sein solle. Einige Wochen später stellte ich das Modell in den Act irgend einer bekannten Statue, damit sie die Formen vergleichen und sich helfen könnten; indem sie das, was sie in der Natur nicht fänden, an der Statue sähen. So ging ich denn immer weiter, sie auf die schöne Form aufmerksam zu machen. Oft ließ ich den Act zwei

Wochen stehen, damit sie sehen lernten, was sich am menschlichen Körper finde; denn wenn man einen Gegenstand so lange anschaut und untersucht, dann lernt man es auch finden.

Einige von den jungen Leuten gefielen mir; und ich erkannte an ihren Zeichnungen, daß sie Talent hatten. Diese forderte ich auf, zu mir in mein Haus zu kommen und was sie bis jetzt gemacht hätten, mitzubringen; daraus könne ich am besten inne werden, was ihnen zu rathen sei; ich wolle ihnen mit Allem dienen, was in meinen Kräften stehe. Diese studirten nun bei mir nach meinem kleinen Vorrathe von Originalbildern, nach Abgüssen von Antiken und nach Zeichnungen. Was ich gelehrt hatte, das breitete sich durch sie wieder in der Akademie aus; und so kamen sie allmälig zur Kenntniß der antiken Form.

Durch den Ruf, welcher bei Eröffnung der Akademie sich von der besseren Einrichtung dieser Anstalt verbreitet hatte, waren auch einige Leute herbeigeführt worden, die sich als Modelle anboten. Alle aber, die ich besah, waren mir nicht schön genug gebaut. Ich hatte mich an verschiedene Personen mit der Bitte gewendet, wenn sie einen wohlgestalteten Menschen wüßten, der zum Modell dienen könnte, ihn zu mir zu schicken. Ich wünschte nämlich, oft mit dem Modelle zu wechseln und die verschiedenen Formen den Schülern geläufig zu machen. Die drei Modelle, welche ich vorfand, waren schon alt und eigentlich bis auf eins unbrauchbar. Zwanzigjährige Leute, wenn sie volle und ausgebildete Muskeln haben, sind im Ganzen die besten; doch muß man auch mit älteren versehen sein.

Gleich in der ersten Woche ereignete sich ein possierlicher Vorfall. Ich hatte die größte Stille während des Zeichnens empfohlen und alles Sprechen, wenn es nicht durchaus nöthig wäre, untersagt, damit nichts die Aufmerk-

samkeit der Studirenden abwenden sollte. Die Thüren der Akademie waren für Jedermann offen; auch fanden sich viele Zuschauer; aber es war Alles still; sie kamen und gingen. Eines Abends in der ersten halben Stunde, als Alle ruhig zeichneten, drängte sich ein Mensch zwischen den Bänken bis zu mir heran, der ich etwa auf der zweiten Bank saß, stellte sich vor mich hin und sagte: „Signor Direttore, ich habe gehört, daß Ihr ein schönes Modell zu haben wünscht; sehet hier in mir das allerabbildungswürdigste, das Gott, der Schöpfer, je hervorgebracht. — Dabei zeigte er auf sein Gesicht mit einer erschrecklichen Nase und einem Munde, der von einem Ohre bis zum anderen reichte; wies seine höckerige Brust, die unter dem Kinn hervorstand, und wandte sich, um seinen hügeligten Buckel zu zeigen. Er zog sein Gesicht in allerlei Grimassen, deren fratzenhaften Ausdruck kein Pulcinella und keine Caricatur-Maske erreicht. Neben dieser grotesken Gestalt hatte er des geschicktesten Buffone Gewandtheit in burlesker Sprache; und warf mit satyrischer Laune, mit Leichtigkeit und Naivetät Worte und Gedanken auf das Lächerlichste durch einander, so daß ihm schwerlich der ausgesuchteste Possenreißer auf einem Theater gleich kommen konnte. Dieser mißgestaltete Mensch mußte mich desto mehr befremden, als er auf's Schneidendste mit dem Gegenstande contrastirte, welcher so eben meine Gedanken beschäftigte. Diese waren ganz auf die schöne Form gerichtet; nebenher dachte ich auch daran, wie ich es machen sollte, einen gutgewachsenen Menschen zum Modelle anzuschaffen; und als ich von meiner Zeichnung aufblickte, stand mir das Gegentheil von dem Allen vor Augen. Die ganze Akademie kam in Aufruhr; und ich selbst konnte mich des Lachens nicht enthalten. Doch faßte ich mich und sprach um so ernsthafter, als mir plötzlich der Argwohn entstand, ob mir nicht Jemand, um mir einen

Possen zu spielen, diesen Krüppel zugeschickt habe. Ich verwies ihm, daß er sich erkühne, mit seinen Possen eine Störung zu machen, an einem Orte, wo mit Ernst und Aufmerksamkeit studirt werde; er solle sich sogleich fortpacken, oder ich würde ihn transportiren lassen. — Er erwiederte darauf: „Signor Direttore! Ihr werdet böse, weil ich mich zu dem, was Ihr sucht, anbiete! In der guten Meinung, Euren Wünschen im vollen Maße Genüge zu leisten, kam ich hierher; ich wollte Euch ein Original bringen, dessen Nachbildung Euch Ruhm und Ehre erwerben würde. Ihr könnt die Copieen nach aller Welt Enden schicken. Von allen Doctoren werdet ihr Danksagungen erhalten!" — Um dem Dinge ein Ende zu machen, wiederholte ich ihm, daß er gehen solle. Nun wurde er unnütz und sagte, es wundere ihn sehr, daß ich eine so unvergleichliche Gelegenheit so wenig erkenne und so unbedacht von mir weise. — Damit ging er fort; und im Weggehen hörte ich ihn draußen noch laut und viel sprechen. Nun besann ich mich eines andern und ließ ihn durch die Modelle wieder hereinrufen. Ich fragte, wer ihn geschickt habe? „Niemand," sagte er, „ich kam aus eigenem Antriebe, um Euch einen Gefallen zu erzeigen." — „So ziehe Dich aus; ich will sehen, ob Du zum Modell gut bist." — Das wollte er nicht; aber die Modelle faßten und zwangen ihn. Da er sah, daß es Ernst war und man ihn nicht würde gehen lassen, so fing er in seiner burlesken Art wieder an, zog sich aus und sprang auf den Tisch. Das Modell, welches vorher gestanden hatte, sprang mit hinauf und sagte: „Nun wollen wir malerische Gruppen mit einander machen!" So gaukelten sie auf die lächerlichste Art auf dem Tische herum. Es war, um außer sich zu kommen vor Lachen, wenn man neben dem wohlgebildeten Menschen diese höckerige und purzlige Figur sah.

Er glaubte auf seiner Bühne zu stehen und sagte aus dem Stegreif lauter witzige Pulcinelladen her, welche erst die Verwunderung und dann das Gelächter auf's Neue erregten. Ich sah nun wohl, daß er ein geborenes Buffone-Genie war und von Bekannten und Freunden aufgemuntert in solchen Späßen und Narrenstreichen, sich in den Kopf gesetzt hatte, daß er ein auserkorenes Werk der Schöpfung sei. In diesem Wahne hatte er sich nach der Akademie begeben, weil er glaubte, daß man dort das Wunderbare und Seltene suche. Ich machte nun der Posse ein Ende; er mußte sich wieder ankleiden, ich schenkte ihm etwas Geld und ließ ihn gehen. Er versicherte mich noch vielmal seiner reinen Absicht, welche ihn getrieben habe, mir einen Dienst zu erzeigen; auch sei er stets bereit, mir lustige Buffonerieen vorzuspielen; und er ging zufrieden weg. Die Akademisten freueten sich, ihn gesehen zu haben, und die Meisten hatten ihn in der Geschwindigkeit abgezeichnet. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, in der Villa Albani unter den Antiken von einem griechischen Künstler das Bild des Aesop gesehen zu haben, dessen Gestalt mit der dieses Genius für komische Darstellungen Aehnlichkeit hatte. Uebrigens war mir es lieb, daß ich mich in dem Glauben, dieser Narr sei mir von einem verkappten Feinde zugeschickt worden, geirrt hatte. Auch konnte ich darüber nun schon ziemlich ruhig sein, denn seit die Akademie in so gutem Fortgange war, würde der, welcher mir etwas hätte anhaben wollen, es mit dem ganzen Publikum zu thun gehabt haben. Jeder sah klar, daß ich die Mühe aus Liebe zur Kunst übernahm, indem ich alle Vortheile, welche bei der Directorstelle zu gewinnen waren, namentlich Geschenke, immer von mir wies und auch keinem Künstler Abbruch that.

Ich hörte einmal die Cavaliere klagen, daß gewisse

Leute ihnen am Hofe, wenn sie in die Zimmer des Königs gingen, in der Thür immer auf die Fersen träten. Ich schämte mich unter diese gezählt zu werden, und hielt mich daher zurück, weil ich des Königs Willen besser erfüllen zu können meinte, wenn ich die Kunst in seiner Stadt aufblühen mache. Besonders ging ich nicht hin an Tagen, wo Geschenke ausgetheilt zu werden pflegten. Da war dann ein Gedränge, ein Begehren, ein Neid! — Auch Kniep wollte nie an Hof gehen, um nicht beneidet zu werden. Kamen Hofleute zu ihm, so nahm er sie höflich auf, aber er ließ sich nicht bereden, wieder hin zu gehen. —

Einst trugen venetianische Bilderhändler dem Könige Gemälde an, angeblich von Raphael, Correggio und Tizian. Sie hatten den rechten Weg eingeschlagen und schon die Herren Secretaire für sich gewonnen, die Alles thun wollten, daß der König die Bilder kaufe. Der König aber sagte: „Tischbein soll sie taxiren und entscheiden, ob sie der Gallerie werth sind, und die studirende Jugend Nutzen davon haben kann.“ Da erwiederte ich: „nein.“ Nun schrieen die Herren, daß ich ihnen den kleinen Vortheil nicht gönne, den ihnen mein Jawort hätte zuwenden können. Als sie aber merkten, daß ich auf keine Art zu gewinnen noch zu bestechen sei, so schickten sie mir Alles auf den Hals. —

Mein Augenmerk war darauf gerichtet, eine Akademie zu gründen, wo die Kunst erlernt werden könnte, und von wo aus der gute Geschmack sich überall hin verbreiten sollte. Ich mußte also bei der anwesenden Jugend anfangen. Für die Zahl der jungen Leute und der Kunstliebhaber, welche täglich zu mir kamen, war meine Wohnung nicht geeignet, wenn sie schon für mich die angenehmste war, die ich je gehabt habe. Sie lag in Chiaja, wo ich das Schönste des

ganzen Golfes mit dem Vesuv vor mir hatte. Dennoch suchte ich mir ein Logis, wo ich Alles von Kunstsachen gehörig aufstellen könnte, so daß schon der bloße Anblick von dem Aufgestellten unterrichte. In dem Palazzo, den Luca Giordano erbaut und auch bewohnt hatte, miethete ich mir die oberste Etage. Er hatte die schönste Lage an S. Lucia, gerade dem Vesuv gegenüber, wenige Schritte vom königlichen Palaste, wohin ich fast täglich gehen mußte. Wer war glücklicher als ich, so eine Wohnung gefunden zu haben, die, wenn auch etwas theuer, doch in allen Stücken mir vortheilhaft und erfreulich war. Ich durfte auch hoffen, sie mit der Hälfte der Bezahlung für ein einziges lebensgroßes Portrait zu bestreiten, denn sie hatte ein gutes Licht, welches ich mir vorrichten wollte, damit ich dadurch aufgemuntert würde, oft Portraits zu malen, wozu ich eben keine große Lust verspürte. In diesem Hause, worin Giordano so viele vortreffliche Bilder verfertigt hatte, hoffte ich, es werde seine praktische Fertigkeit auf meinen Geist wirken und ich gedachte viel daselbst zu arbeiten; denn auch ich vermeinte eine Stimme zu hören, wie die von Giordano's Vater, der dem Sohne bei der Arbeit zurief: „Luca, fa presto!" Aber ich erfuhr bald, daß mir meine Freude nicht werden sollte. Ungeachtet des bündigsten Contractes, den ich in Gegenwart zweier Notarien mit Signor Giordano, einem Nachkömmling des Lucas, gültig abgeschlossen hatte, gab ich doch aus freiem Willen die Wohnung auf, weil ich vernahm, daß meinetwegen der Hausherr mit einem Prinzen in einen Prozeß verwickelt werden würde. Dieser, welcher die unterste Etage bewohnte, hatte nämlich das Recht, das ganze Logis zu miethen, weil ihm aufgesagt wurde. Das durfte der Hausherr nicht, indem in Neapel unter der Regierung Carl's ein Gesetz erlassen ist, welches den Miethern Ruhe

verschafft. Vorher wurden sie von den Hausbesitzern auf das Grausamste gequält, um ihnen Geld abzuzwingen. Jährlich erhöhte der Hausherr die Miethe, oder man mußte ausziehen. Da das durch die ganze Stadt geschah, so konnten kaum mehr die vier Wände, worin sich der Mensch mit seiner Familie barg, bezahlt werden. Einer drängte immer den Anderen aus dem Hause. Mancher, dem die Erhöhung der Miethe angekündigt wurde, und der die Kosten berechnete und die beschwerlichen Unruhen, welche oft sein Geschäft störten, bezahlte lieber mehr. Aber das Jahr darauf wurde ihm wieder gekündigt, oder er mußte noch höhere Miethe geben. Dieser Unfug war auf das Höchste gestiegen, als die alljährlich gejagten Miether das unumstößliche Gesetz erzwangen, daß kein Hausherr die Miethe erhöhen und dem Miether aufsagen dürfe, außer wenn der Besitzer die Wohnung selbst beziehen oder darin bauen wolle. Es steht eine große Strafe für den Hausherrn darauf, wenn er dies etwa nur zum Schein thut. Nun ist Ruhe. — Auch in Rom kann keinem Maler das Logis aufgesagt werden, worin er gewohnt ist, geistige Arbeiten zu schaffen. Selbst für die heiligsten Feste haben die Künstler vom Papst Ablaß, zu arbeiten, weil die Begeisterung nicht wiederkommt, und daher die augenblickliche Eingebung benutzt werden muß. So nehmen Gesetze und Religion in diesem Lande die Kunst in Schutz. Sie diente dagegen auch der Religion; denn Raphael's Marien und Heilige haben manche Seele zur Frömmigkeit und zum Glauben erweckt; was man oft siehet, glaubt man zuletzt. —

Nach meiner Art zu denken, ist eine der größten Glückseligkeiten eine geräumige Wohnung, in welcher man ruhig zu Bette gehen kann, und von Jedem gern gesehen wieder aufstehet. Ich gab also meinen Contract zurück. Signor

Giordano wollte mich bereden zu bleiben und sagte, daß ich ganz ruhig sein könnte, denn sie Beide führten ja den Prozeß, und ich hätte das größte Recht, meine Etage zu bewohnen, und nicht einmal der König könne an dem Contracte etwas ändern. Ich sei davon überzeugt, antwortete ich, aber der Prozeß, den er haben werde, sei mir zuwider. „Das ist eben das Beste," erwiederte er, „und ich suche ihn deshalb mit dem Prinzen zu bekommen." „Aber wie kann man leben," sagte ich, „wenn man einen Prozeß hat?" worauf er entgegnete: „Aber wie kann man leben ohne Prozeß? Habt Ihr denn noch keinen Prozeß gehabt?" „Nie," war meine Antwort, „und ich werde auch nie einen bekommen." „Dann kennt Ihr das Leben noch nicht," meinte er. — Ich miethete mir ein anderes Logis an der Porta Chiaja, das freilich die schöne Aussicht nicht hatte wie das erstere, aber groß genug war, um einige Zimmer den jungen Leuten einzuräumen, die nach Antiken und Gemälden studiren wollten.

Die Akademie wurde nun von S. Carlo alle montelle in das Studio Publico verlegt. Dieses zu bewirken, war meine Hauptbemühung gewesen, und man kann sagen, daß jetzt erst die Akademie entstand. Hier war Raum, die Abgüsse der Statuen aufzustellen und Alles gehörig zu ordnen, so daß in Bequemlichkeit studirt werden konnte. In dem Zimmer, wo nach dem Leben gezeichnet wurde, stand die Statue des farnesischen Herkules im Originale. Ein Glück für die studirende Jugend!

Ich wollte Zeichnungen zu Uebungen für die Anfänger machen, da das aber mühsam ist, sollten die von meinen Schülern, welche ich von Rom zurückerwartete, daran helfen. Diese Zeichnungen sollten dann mit einer Erklärung in Kupfer gestochen werden. Auch die Basreliefs, welche zerstört

umherliegen, wollte ich zeichnen, und nach und nach in Kupfer stechen lassen. Das wäre für die Antiquare ein Schatz gewesen, und sie gingen dann nicht verloren; denn die Bildhauer, welche alte Statuen restauriren und dazu Stücke nöthig haben, die an Farbe und Korn mit dem griechischen Marmor übereinstimmen, kaufen deshalb die Basreliefs auf, welche die Landleute in ihren Gärten auffinden. Die Studien liegen voll von solchen Fragmenten, welche die Künstler für geringe Summen an sich bringen. — Für die Anfänger konnten keine Lehrer angestellt werden, ausgenommen die, welche ich selbst erzogen hatte. Es war daher mein Wille, von den aus Rom Zurückkehrenden die Besten auszuwählen. Denn der beste Zeichner, der Kenntniß und Gründlichkeit hat, soll bei den Anfängern sein. Leider stellt man gewöhnlich bei Zeichenschulen Lehrer an, die zu Malern verdorben sind. Die quälen dann die jungen Leute mit ihrer Lehrart und verderben oft deren natürliche Anlagen. Schüler zu ziehen, verstand Caracci. Der sagte zu ihnen: „Wie Ihr Euch die Sache denkt, so ist sie für Euch recht und so müßt Ihr sie machen.“ Damit behielt Jeder sein angeborenes Talent unangetastet. Jeder hat eine andere Manier; Dominichino eine andere als Guido; Guercino wie verschieden von Lanfranco! Dem schönen Colorit des Caracci sieht man es an, daß er nach Tizian gelernt hat, aber dem Tizian sieht man nicht an, daß Giovanni Bellini sein Lehrer war; man erkennt in ihm die Natur. — Raphael Mengs hat uns einen Beweis gegeben, daß man sich das Gute von verschiedenen großen Meistern zu eigen machen kann. Er hatte sich vorgesetzt, von Correggio rund und weich malen zu lernen, von Tizian das Colorit, den Ausdruck und die Zeichnung von Raphael. Er hat es zum Theil erreicht oder vielmehr erzwungen; denn

er sagte selbst von sich, die Natur habe ihn kärglich mit Talent versehen, er müsse Alles mit Nachdenken und Anstrengung seines Geistes suchen und vollenden. Ist es möglich, jene Drei in sich zu vereinen, so nehme man noch zwei in ihrer Art große Meister dazu, und lerne von Michel Angelo das Große und von Leonardo da Vinci die genaue Ausführung des Details. Dann noch die Wahrheit und das Schöne in den Antiken! Man verlasse aber Alle und denke nur an die Natur. Von Allen soll man lernen, aber an Keinen denken, wenn man componirt. Freilich kann man sich dessen nicht immer erwehren, und wenn ich etwas entwerfen will, so fällt mir Polidor ein, dann Guido und Tizian: Geist, Gemüth, Farbe. — Das Innerliche, das Geistige ist aber die Hauptsache. Bilder, denen der Inhalt fehlt, sind gut für den, der nur eine Gallerie haben will; wie man auch eine Bibliothek haben könnte von leeren Schalen in Form von Büchern, worauf der Buchbinder zwar vergoldete Titel anbrächte, die aber doch keinen Inhalt hätten. „Solche Bilder," sagte Battoni, „muß man in Courierstiefeln besehen, sie haben keine Thür zum inneren Eingang, und sie lassen kalt wie der Anblick eines wohlgebildeten Menschen ohne Verstand." —

Die Akademie war des Sommers von acht Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends geöffnet. Ein Lehrer für die Anfänger war den ganzen Tag da, wie auch ein Modell und eine Wache an der Thür. Die Meister der Akademie waren Gannaci und de Angelis. Diese Beiden waren für die ersten Anfänger; Diana, Domenici und Bartolino mußten abwechselnd des Abends zugegen sein, wenn bei der Lampe nach dem Leben gezeichnet wurde, was immer zwei Stunden währte. In den anderen Zimmern wurde nach Gyps gezeichnet. Ich ging so oft hin als ich konnte, aber

meine Wohnung lag zu weit von der Akademie. Von der Porta di Chiaja bis zu dem Studio brauchte ich über eine Stunde. Besonders um die Zeit gegen Abend ist die Straße von Toledo die volkreichste und das Gedränge so dicht, daß man kaum durchkann. Und doch war dies für mich der geradeste Weg. Ich sollte in der Akademie eine Wohnung haben, aber die Zimmer waren noch nicht fertig, und so blieb es immer ein getrenntes und getheiltes Wesen. Den jungen Leuten, welche ich einen Platz zum Studiren in meiner Wohnung gab, konnte ich wohl behülflich sein; aber die, welche den Tag über in der Akademie studirten, mußten meinen Unterricht entbehren. Um die Zeit abzukürzen, bis die Wohnung für mich in der Akademie fertig wäre, kaufte der König ein Haus, welches in der Nähe stand, und gab mir, wie auch meinem Collegen Mondo, eine Wohnung darin. Dieser hatte die unterste Etage, und ich die dritte, in welcher sonst der Prinz Santangelo wohnte. Sie war heiter und schön, hatte ringsherum Fenster mit Balkonen und zwei große Logen, wie auch Stallung und Remisen. Hier hatte ich nun, daß mir zu wünschen nichts mehr übrig war. Dicht neben der Akademie, und die Antiken um mich herum, konnte ich nun meiner Lieblingsneigung, diese zu studiren, ein Genüge thun. Nun verlor ich mich auch, so zu sagen, aus der lebendigen Welt und lebte nur in den alten Kunstwerken der Griechen, in den Arbeiten der Bildhauer und den Figuren, welche man auf den Gefäßen von gebrannter Erde findet. Ich sah nur Menschen, welche die nämliche Liebhaberei mit mir theilten. Diese versammelten sich täglich bei mir, sowohl Einheimische wie Fremde aus allen Ländern. Für die studirenden jungen Leute war mein Haus vom Morgen bis Abend offen. Ich hatte ihnen drei Zimmer eingeräumt, und meine liebste Beschäftigung war, ihnen in

ihren Fortschritten behülflich zu sein. Auch habe ich das Vergnügen gehabt, von ihnen Werke zu sehen, die bewiesen, daß sie den rechten Weg eingeschlagen hatten, um tüchtige Künstler zu werden. Bis jetzt war der Weg, die Kunstwerke der Griechen zu studiren, hier noch nicht bekannt. Der manierirte Solimena war ihr Abgott, der mit seinem glücklichen Talente und seinem reizenden leichten Malen Alle eingenommen hatte, so daß sie ihm Alle gefolgt waren und ihn nachzuahmen suchten.

Neben meiner Hauptbemühung, meinen Schülern die Zeichnung der schönen griechischen Form kennen zu lehren, ermunterte ich sie auch zum Componiren, und hierbei immer die Griechen vor Augen zu haben, so viel man noch von ihnen habe und wisse. Neapel ist der Ort, wo man die meisten zusammengesetzten Figuren findet, sowohl auf den Gemälden aus den drei ausgegrabenen Städten Herkulanum, Pompeji und Stabiä, als auch auf den vielen Gefäßen von gebrannter Erde, welche man in Gräbern findet. Von solchen Zeichnungen hatte ich einen beträchtlichen Vorrath, wobei ich immer Gelegenheit nahm, aufmerksam zu machen auf das Einfache, Stille, Gemüthliche, Große derselben, und wie es ein Ganzes ist und wie sich die Handlung gleich beim ersten Blicke ausspricht.

Die Besten von der Akademie bildeten einen Verein unter sich, um sich im Componiren zu üben. Sie kamen alle Sonntage bei mir zusammen, gaben sich ein Süjet auf, welches Alle ausführten, und nach vierzehn Tagen brachten sie die Zeichnungen mit. Diese wurden ausgestellt und beurtheilt, das Verdienstliche gelobt und die Fehler getadelt. Alles ging mit der größten Ordnung zu, die sie selbst unter einander ausgemacht hatten. Wenn sich z. B. Jemand fände, der ihre Studien stören würde, dem sollte der Zutritt ver-

wehrt werden. Auch durfte Keiner auf eine hämische Art den Andern kritisiren. Wer Fehler bemerkte, mußte bescheiden seine Ansicht mit Gründen beweisen. Der Getadelte durfte nichts übel nehmen; er konnte seine Meinung zuletzt sagen und man nahm seine Vertheidigung an, warum er es so gemacht und was er sich dabei gedacht habe. War sein Wille gut gewesen und hatte nur die Darstellung dies nicht ausgesprochen, so ward er auf gelinde Weise eines Bessern belehrt. So wurde eine Zeichnung nach der anderen aufgestellt und Alles genau durchgegangen. Zuletzt stellte man sie zusammen in einer Reihe auf. Uebrigens waren es lauter ausgewählte junge Leute von gutem Charakter und edlen Sitten. Es herrschte auch eine solche Freundschaft unter ihnen, daß, wenn es vorbei war und sie sich recht die Wahrheit über ihre Werke gesagt hatten, sie sich wohl einander umarmten und küßten und dankten für die Belehrung. Das wechselseitige Gespräch war auch oft sehr unterrichtend; denn von allen Zweigen der Kunst wurde etwas abgehandelt, und es waren Personen zugegen, die in dem einen oder dem anderen Fache Kenntniß, oder die eine und die andere Kunst besaßen und sich hier gegenseitig die Hände reichten. Es nahmen auch verschiedene Gelehrte daran Theil, welche ihr Urtheil aussprachen und denkwürdige und malerische Begebenheiten aus der Geschichte erzählten. Selbst Kunstliebhaber wurden zugelassen, die aber nicht reden durften, um die Ordnung nicht zu unterbrechen. Auch Anfänger von der Akademie wurden als Zuschauer gewählt, damit sie sähen und hörten und daraus lernten. Brachten sie Versuche, die etwas versprachen, so wurden sie mit eingeschlossen.

Abbate Bari, welcher ein Buch über die Schwimmkunst geschrieben hat, war ein eifriges Mitglied. Er liebte

die studirende Jugend und war ihr sehr nützlich. Es waren auch poetische Talente darunter, die zuweilen von ihren Eingaben etwas vorlasen. Einige verfaßten auch Auszüge aus einer geschichtlichen Begebenheit, worin man die handelnden Personen in verschiedenen Fällen wirken sehen und ihren Charakter kennen lernen konnte, damit der Zeichner ihn recht auffasse. War das Beurtheilen der Zeichnungen zu Ende, so wurde ein neues Süjet für das künftige Mal gewählt. Nach der Reihe hatte jedes von den Mitgliedern eins aufzugeben und nach Belieben einen bestimmten Moment einer Begebenheit festzusetzen, oder Jedem die Freiheit zu lassen, nach eigenem Willen einen daraus zu entnehmen. Zum Beispiel im Abschiede Hektor's von seiner Gemahlin sind viele Momente, welche man darstellen kann; den, als sie ihn bittet, sich nicht so viel der Gefahr auszusetzen, auf daß sie nicht Wittwe und ihr Kind eine Waise werde; oder als er das Kind auf seine Hände nehmen will und es erschrickt vor dem schattenden Helmbusche; oder als es der Vater auf den Händen in die Höhe hebt, um es den Göttern zu empfehlen. Wollte man nun Jedem Freiheit lassen, zu nehmen, was ihm beliebte, so wurde das Ganze vorgelesen; sollte es aber ein bestimmter Moment sein, so mußte es auch bestimmt vorgelesen werden. Der große Vortheil hiervon war, daß Jeder, der ein Süjet zeichnete, dasselbe so verschiedene Male anders aufgefaßt sah. Das muß den Verstand schärfen, das Vorstellungsvermögen erweitern und das Componiren erleichtern. — So wurden auch Bilder für den schönen Palazzo in Caserta entworfen und die jungen Künstler wetteiferten; denn sämmtliche Säle waren noch unverziert. — Auch die Architekten gaben sich Entwürfe zu Gebäuden auf und waren in dieser Versammlung von großem Nutzen, des Raumes wegen, worauf die Bilder stehen, und wegen der

architektonischen Hintergründe, welche der Historienmaler zu studiren so nöthig hat. Auch Landschaftsmaler waren dabei und Bildhauer. Einige leitete ich auch zu dem Studium der Thiere an und unterwies sie darin, die verschiedenen Geberden und den Charakter kennen zu lernen. Für die Kupferstecher sollte nach Gemälden gearbeitet werden. Das Bild wurde ausgesucht, wonach Jeder eine Zeichnung machen durfte.

Philipp Hackert hatte dem Könige vorgeschlagen, eine Kupferstecherschule zu errichten und seinen Bruder Georg, den Kupferstecher, als Lehrer anzustellen. Dieses erfuhren die Herren von der Secretaria und legten dagegen den Plan vor, eine Kupferstecherschule von bekannten und angesehenen Professoren dirigiren zu lassen. Hierauf ging der König ein und bewilligte Alles, was zur Beförderuug der Sache dienen könnte. Vor Allem hatte man sich nach einem Director umzusehen. Es wurde nach Bologna an Rosaspina geschrieben, der nach Lodovico Caracci den „Abraham, welcher die drei Engel bewirthet", in Kupfer gestochen hatte. Er nahm jedoch die Einladung nicht an. Ein Anderer, dessen Name mir entfallen ist, lehnte sie gleichfalls ab. Der Dritte, welchen man darum anging, war Porporati. Er hatte eine schöne Tochter, die lieber in Turin als in Neapel wohnen mochte; und ihr zu Gefallen, denn er liebte sie sehr, reis'te er wieder nach Turin. Auch war er mit den Secretairen nicht zufrieden; ihre Versprechungen brachten sie nicht in Erfüllung; sein Logis und dessen Ausstattung fand er weit unter dem, was man ihm vorgespiegelt hatte. Auch mochte er sich von den unwissenden Secretairen nichts vorschreiben lassen. Sie wollten darüber entscheiden, welche Bilder aus der Gallerie in Kupfer zu stechen wären. Kurz, er reis'te sehr mißvergnügt wieder ab.

In Paris, wo er seine Lehrjahre verlebt hatte, war er es ganz anders gewohnt gewesen. Dort wußte man ihn zu schätzen. Indessen war er nicht der Mann, der eine Schule dirigiren konnte, er war zu sehr Künstler für sich und zu stolz auf seine Kunst allein. Er konnte sich auch etwas darauf einbilden; denn er war sehr geschickt; aber er glaubte sich schon etwas zu vergeben, wenn er sich durch andere Sachen stören ließe. Mir that es leid, daß die Sache so zerfiel, da der König doch zu kräftiger Unterstützung bereitwillig war. Auch hätte Porporati sich genug Ehre dabei erwerben können, wenn er als Kenner der Bilder sowohl, wie auch als Kupferstecher das Ganze leitete. Wilhelm Morghen ward nun Director und bekam die Hauptaufsicht über die Schule. Er hatte schon früher einige Bilder aus der Gallerie in Kupfer gestochen. Mehre Zöglinge, die bisher die Malerei getrieben, wendeten sich nun zum Kupferstechen, weil der König die Kupferstiche bezahlte. Ich suchte, wie ich konnte, diese nützliche Anstalt zu unterstützen. Es fehlte an Blättern berühmter Meister; ich schenkte ihnen daher u. a. den großen Moseskopf von Edelink; von Goltzius und Müller eine große Figur, worin die Striche halb so dick waren wie ein Strohhalm. Diese Blätter wurden hinter Glas und Rahmen an die Wand gehängt, damit die Schüler sie immer vor Augen hätten. Um dem Wilhelm Morghen fortzuhelfen, ermunterte ich ihn, eine Platte für sich zu stechen, welche Liebhaber und Käufer anlocke. Ich schlug ihm dazu ein Bild vor von Marco da Siena, „eine fliegende Fortuna, welche mit der einen Hand Reichthümer, Kronen und Ehrenkränze, mit der anderen Stacheln, Nägel, Fußangeln und Dornen ausstreuet.“ Die Figur war sehr schön, leicht schwebend, der Leib nackend und nur der untere Theil von einem schönen Gewande umflat-

tert. Ich ließ ihm von meinem besten Schüler die Zeichnung dazu machen, was ihm eine große Erleichterung war, obgleich er selbst gut zeichnete. Er hatte den Stich schon angefangen und ich versprach mir viel davon. Aber unglücklicher Weise rieth ihm ein Pfaffe ab, das Bild zu vollenden, weil es eine rebellische, jacobinische Vorstellung sei, die darauf hindeute, daß allen Königen und Fürsten die Kronen vom Haupte geworfen werden sollten, und was des dummen Zeuges mehr war. Aus Furcht vor diesem pfäffischen Geschwätze zerschnitt Morghen die schon ziemlich vollendete Platte. —

Fremde wunderten sich, eine solche Akademie in Neapel zu finden. Sie hatten geglaubt, so etwas sehe man nur in Rom. Unter meinen Schülern war Francesco Antonio Lapenga der, welcher das meiste Talent hatte. An einem Friese, den er in Wasserfarben zu malen bekam, waren die Figuren in einem so großen Style, als hätte er ein Original von Polidor vor sich gehabt. Er war eines Malers Sohn aus Puglien. Sein Vater starb früh und er zog mit Mutter und Geschwistern nach Neapel, wo er nun für die ganze Familie zu sorgen hatte. In Neapel herrscht ein Gesetz, daß die Eltern von ihren Söhnen die Rückerstattung der Erziehungskosten fordern können. Die Beichtväter trieben an zur Erfüllung dieser Pflicht. Ich zog den jungen Menschen vor, weil ich sein Genie erkannte, und unterstützte ihn mit Geld, so viel ich konnte. Er gab alles an seine Mutter. Leider starb er zu früh für die Kunst und die Seinigen.

Laprano zeichnete von meinen Schülern am besten nach der Antike. Als er noch ein Knabe war, fragte er mich, welche Statue er zeichnen solle? Ich antwortete: „Die, welche Dir am besten gefällt." — „Der Apoll gefällt mir

am besten." — „Nun, so zeichne ihn." — Ich fand die Zeichnung dem Originale einigermaßen ähnlich, nahm mich des Knaben an, ließ mir Alles zeigen, was er arbeitete, bemerkte ihm die Fehler und ermunterte ihn, Leben in seine Zeichnungen zu bringen. Schüler ohne Talent wissen das nicht zu erreichen; ihre Arbeiten sind steif und ohne Geist; er aber zeichnete die Antiken, als wären sie lebendig. Mein Freund, der Marchese Hauß, Erzieher des Kronprinzen, wollte einen jungen talentvollen Menschen auf der Akademie unterstützen. Wer war froher, als ich! Ich empfahl ihm meinen Laprano. Er sollte einen monatlichen Gehalt haben; dagegen erwiederte ich, eine Einnahme, worauf er sich verließe, könnte den jungen Menschen leicht nachlässig machen, der Marchese möchte daher lieber Zeichnungen bei ihm bestellen, um zugleich auf diese Weise eine schöne Sammlung zu erhalten. Laprano's Eltern waren aus Griechenland, hatten sich in Neapel niedergelassen und ein Kaffeehaus angelegt. (Die Griechen gelten für die besten Kaffeesieder.) Der Knabe war schon in den ersten Kinderjahren verwaiset. Sein Onkel, der auch aus Griechenland herübergekommen war und seines Bruders Geschäft betrieb, erzog ihn. Er starb früh. Ohne Zweifel wäre aus ihm, hätte er die Zeit der Reife erlebt, ein großer Künstler geworden.

Vallereale aus Sicilien kam in die Akademie, um die Bildhauerkunst zu erlernen. Ein junger Mensch von großem Talent und feinem Kopfe, wie alle Sicilianer. Das Gesuch, den Don Gennaro, einen Architekten, als Pensionisten aufzunehmen, wurde abgeschlagen, deshalb gab ich ihm monatlich das, was ich vom Könige für ihn verlangt hatte.

Ducro malte die besten Wasserfälle; Tito Lusieri die besten Prospecte; Sable malte Gesellschaftsbilder aus dem gemeinen Leben, die meisten moralischen Inhalts; Gan=

gero fertigte Historienbilder; Wudki Solfataren mit einem Gewitter oder Eruptionen des Vesuvs. Als Philipp Hackert für den Admiral Orlow so viel zu thun hatte und u. a. den Hafen von Livorno malte, ließ er sich von Wudki helfen, welcher die Figuren geschickt malte und dieses Stück mit Türken ausstaffirte, was zum Hafen von Livorno paßt, weil sich dort immer Türken aufhalten. Hackert kam darauf zu, wie Wudki andere Figuren machte, als die von ihm angegebenen. „Sie müssen machen, was ich vorzeichne," sagte er, „meine Figuren und nicht, was Sie in Triest gesehen haben!" — „So schlecht, wie Ihre Figuren sind," gab Wudki zur Antwort, „kann ich keine malen; die machen Sie selber!" Damit legte er die Palette weg und ging von dannen.

Eines Tages kam einer von meinen Akademiezöglingen zu mir und bat mich um Beistand; er habe Jemanden verklagt, der ein Portrait der Königin bei ihm bestellt habe, und nun dasselbe, da es fertig geworden, nicht bezahlen noch annehmen wolle; ich sei der Vater aller jungen Leute auf der Akademie, und deshalb hege er zu mir das Vertrauen, ich würde dafür sorgen, daß Jener einen richterlichen Befehl erhielte, die bestellte Arbeit zu bezahlen. Ich versprach ihm das Meinige zu thun, indessen müßte ich erst das Bild sehen und auch die Ursache wissen, aus welcher der Signor Giovanni das Bild nicht annehmen wollte.

In Neapel ist es Gebrauch, in den Lotterie-Läden die Bilder des Königs und der Königin aufzuhängen. Für diesen Zweck hatte man beide Portraits bei ihm bestellt; den König hatte er schon früher abgeliefert und auch bezahlt erhalten.

Kaum war der Maler weggegangen, so kam der Verklagte. „Ich kann das Bild unmöglich annehmen," sagte

dieser, „denn es ist erbärmlich gemalt und nicht im geringsten ähnlich. Der junge Mann hat mich verklagt und das Bild soll an die Professoren der Akademie geschickt werden, auf deren Gutachten die Richter dann ihr Urtheil sprechen werden. Aber kein Mensch wird mir zumuthen, solch' ein Sudelstück in meinem Laden aufzuhängen und es zu bezahlen. Sie und die Herren Professoren," setzte er lachend hinzu, „werden in der Akademie schon sehen, welch' ein Farbenspiel er zurecht gerührt hat! Ich komme auch nicht, um Sie um Ihren Beistand zu bitten, denn Sie werden das Ding selbst kaum ansehen mögen, sondern ich wollte Sie nur im voraus benachrichtigen, damit die Sache Ihnen nicht fremd wäre."

Am folgenden Morgen kam der junge Maler wieder mit der Bitte, ja dafür zu sorgen, daß Jener zum Bezahlen angehalten würde. „Wenn ich kann," versetzte ich, „was ich aber bezweifeln muß, denn da er das Bild nicht annehmen will, so ist es wohl nicht ähnlich, und dann muß ich nein sagen." — „Wie so? Wir sind doch Eure Kinder, Ihr seid unser Vater, und werdet dafür sorgen, daß Eure Kinder essen können!" — „Du weißt, daß ich für Jeden thue, was nur möglich ist. Aber Deine Sache scheint mir nicht rein; auch gefällt mir nicht, daß Du auf solche Weise einen Prozeß anfängst. Will Dein Gegner das Bild nicht haben, so würde ich in Deiner Stelle es zurückbehalten. Aber laß mich Deine Arbeit sehen." Er lief, holte es und ich erstaunte über die unvergleichliche Häßlichkeit. Es war mir dergleichen in der That noch nicht vorgekommen. — Ich sagte ihm, wie sehr ich mich wundern müsse, daß er selbst die abscheuliche Schlechtigkeit dieses Machwerks nicht einsehe, daß er sich nicht schäme, dafür nur einen Bajocco zu fordern, und noch dazu die Frechheit habe, diese Anmaßung gerichtlich durchfechten zu wollen. „Aber," setzte ich hinzu, „das Ding soll weder in

der Akademie, noch vor den Gerichten erscheinen, sondern muß sogleich hier in meinem Hause vernichtet werden; ich lasse es nicht wieder heraus, zu Deinem eigenen Heil. Denn wenn Du es über die Straße trägst, und Dir begegnen Lazaroni, welche es sehen wollen, und Du sagst, es sei das Bild der Königin, so schlagen sie Dich auf der Stelle todt, weil Du ihre Königin so häßlich gemacht hast. Und beinahe möchte ich sagen, Dir geschähe nach Verdienst. Ist das ein Mund? Ist das eine Nase? Die Löcher, welche Du in die Stirn geschnitten hast, sollen wohl ein Paar Augen vorstellen?" — Ich scheue mich in der That zu beschreiben, wie es aussah. Die schöne Dame mit dem majestätischen östreichischen Gesichte, so verunstaltet! — Ich fragte, nach welchem Bilde er es denn copirt habe? „Nach keinem; es ist aus der Idee gemalt." — „Hast Du sie denn gesehen?" „Ja, im Vorbeifahren einmal; sie ist blond, und so habe ich sie gemalt." — „Das sind ja aber keine Haare; Du hast ihr ein altes Gewirre von Flachs über die Stirn hereingehängt." — „Was soll ich aber nun anfangen? Ich habe meine Zeit auf diese Arbeit verwendet, habe gehofft, Geld dafür zu bekommen; wovon soll ich nun leben? wie fortkommen, da ich weiter keine Bestellung habe und auch mir keine zu verschaffen weiß?" — „Daran hättest Du früher denken sollen, Du hättest suchen müssen, ein ähnliches, gut gemaltes Portrait von der Königin zu bekommen, um danach zu copiren." — „Ich konnte keines auftreiben." — „Was? in Neapel? wo es deren Tausende giebt? Warum hast Du mir kein Wort gesagt? Ich selbst hätte Dir eins zum Copiren geliehen, und das ist auch das Einzige, was Dir jetzt zu thun übrig bleibt." — „Das ist viel zu spät; in drei Tagen kommt es vor die Richter, und da muß ich mit meinem Advocaten erscheinen." —

Er konnte bei diesen Worten die Thränen nicht zurückhalten. Ich hatte Mitleiden mit dem armen Jungen. „Nun, ich will Rath schaffen," sagte ich; „hier ist eine Leinwand, da hast Du Palette und Farben, setze Dich her und copire dies Bild der Königin; dann wirst Du Zahlung erhalten; Du mußt aber keine Zeit verlieren; ich will Dir auch etwas helfen, damit Du fertig wirst."

Wer war froher als er! Er setzte sich bei mir hin, fing gleich die Copie an und wurde auch zur rechten Zeit damit fertig. Auf den angesetzten Tag erschien er nun mit seinem Advocaten vor dem Richter; der Gegner mit dem seinigen. Das mitgebrachte Bild blieb noch verdeckt und der Advocat brachte die Klage vor, daß Signor Giovanni sich weigere, ein bestelltes Bild zu bezahlen und noch obendrein den Künstler kränke, indem er dessen Arbeit verachte und behaupte, das Portrait sei Ihrer Majestät der Königin nicht ähnlich. — Nun erhob der Gegenanwalt seine Stimme und sagte, die Herren Richter würden selbst sehen, wie schlecht es gemalt wäre; so schlecht, daß Signor Giovanni es weder in seiner Bottega aufhängen, noch bezahlen könne. — „Zeigt das Bild vor!" sagte der Richter. Der Maler wendete sein Bild um, und indem er es gegen die Richter hielt, konnte Signor Giovanni es nicht sehen, da ihm die Rückseite zugedreht war. Die Richter aber staunten, breiteten die Arme aus und schrieen Wunder über die frappante Aehnlichkeit. „La Sua Maestà nostra regina! Als wenn sie dastände!" Der Verklagte und sein Advocat lachten und glaubten, das sei nur Scherz und Hohn. Der erste Richter aber wandte sich zu dem Lotterie-Collecteur und sagte: „Wenn Ihr das Bild nicht wollt, so nehme ich es auf der Stelle und bezahle es mit Vergnügen. Ein so ähnliches Portrait von unserer Königin hab' ich lange nicht gesehen." Signor

Giovanni stutzte, das Bild wurde gegen ihn und seinen Advocaten herumgewendet, und sie wunderten sich nicht wenig über die unbegreifliche Veränderung. Ja, nun, sagten sie, sähe es ganz anders aus, das wäre gar nicht mehr das vorige Bild. Woher denn das kommen könne? fragten sie den Maler.

„Hab' ich Euch denn nicht gleich gesagt," versetzte dieser, „daß mein Bild noch la vernice nicht hätte? Aber Ihr machtet einen Lärm wie besessen, wolltet mich nicht hören und hättet mich fast aus dem Hause geworfen." „Kann denn la vernice solche Veränderung und solche Aehnlichkeit hervorbringen?" „Allerdings; la vernice fa tutto! Damals waren alle Farben eingeschlagen; aber la vernice bringt sie wieder hervor, und dann sieht man erst, was ein Bild ist!" „Was Ihr sagt! Ich hätte doch nie geglaubt, che la vernice facesse tanto effetto!" Alle Umstehenden bekräftigten mit lauten Worten, daß la vernice die Hauptsache sei. „Ah ja, freilich, la vernice, da sieht man es deutlich, la vernice! Hier ist das Exempel: la vernice fa tutto!"

„Nun, das habe ich nicht so gewußt," sagte der Lotterie-Collecteur; aber da es so ist, so freue ich mich, die Kraft della vernice kennen zu lernen, und nehme und bezahle das Bild mit Vergnügen." — Der Prozeß war aus, und zwar zum unverhofften und unverdienten Ruhme des jungen Menschen. An diesen wendete sich der Vorsitzende mit den Worten: „Es ist mir sehr erfreulich, bei dieser Gelegenheit Eure Bekanntschaft gemacht zu haben; laßt es Euch nicht leid thun, wenn Eure Arbeit im ersten Augenblicke von unverständigen Leuten verkannt ward, welche nicht wissen, daß die letzte Hand und la vernice Alles bei einem Bilde sind." Dann wendete er sich zu seinen Collegen und sagte: „Nun sehet, wie Se. Majestät, unser König, für die Auferweckung

und Unterstützung der schönen Künste sorgt! Seitdem die Akademie errichtet ist, steigen in unseren jungen Leuten die Talente hervor; sie lernen die Farben gebrauchen und la vernice. Evviva Sua Maestà! Wir werden in ihnen valorosi pittori erhalten, come i nostri antichi. Wie gesagt, ich freue mich, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben, und seid so gut, morgen Mittag bei mir zu essen; Ihr sollt mich und meine Familie malen."

Zu Hause erzählte der Richter seiner Frau diesen Vorfall und sagte, er wolle von dem geschickten jungen Manne ein großes Familienbild malen lassen; deshalb habe er ihn eingeladen, daß er das ganze Haus beisammen sehe und seine Composition entwerfen könne. Dies wurde in's Werk gerichtet und das Bild begonnen. Er malte und malte; die guten Leute wußten nicht, was sie aus dieser wunderlichen Arbeit machen sollten. Nachdem die ganze Familie einigemal durchgesessen, wollten die hübschen Töchter, welche sich vorher so sehr auf das Malen gefreut hatten, mit ihren Gesichtern nicht zufrieden sein. Die eine Schwester sagte zur anderen: „Mir däucht, Du wärest gar nicht ähnlich; von mir selbst kann ich freilich nichts sagen, da ich mein Gesicht nicht kenne; aber ich sollte doch kaum glauben, daß ich so garstig wäre." Die Andere erwiederte: „Auch der Vater und die Mutter sehen ganz verwünscht aus!" Sie klagen es der Mutter; die findet auch, daß ihr bitterlich Unrecht widerfahren; der verhaltene Zorn gegen den unglücklichen Maler bricht los: „Der Mensch ist ein Pfuscher!" heißt es, und sie wollen nicht mehr sitzen. Dieser Entschluß wird dem Vater mitgetheilt. Der lächelt, schüttelt den Kopf und sagt: „Ebenso war es im Gericht; aber, liebe Kinder, Ihr versteht nichts von der Malerei, gar nichts von Behandlung der Farben; seht einmal her, ich verstehe mich ein wenig darauf; die

Farben sind jetzt alle eingeschlagen und darum habt Ihr so wüste Mäuler und schiefe Nasen; aber laßt nur erst la vernice darüber kommen, dann erscheint Alles glänzend, richtig und zum Sprechen ähnlich. Das Bild der Königin, — ich versichere Euch, schön wie der Morgen! und vorhin soll es ausgesehen haben wie eine Eule; aber damals war es noch nicht fertig, und so ist es mit diesem auch. Wartet nur; denn la vernice, ah la vernice fa tutto!“

---

6. Hamilton's Vasen; Homer in Bildern.

Nachdem Hamilton seine Vasensammlung an das brittische Museum verkauft hatte, war er entschlossen, nichts der Art wieder zu sammeln. So sagte er mir bei Vorzeigung einer Vase, die, wenn ich nicht irre, zu Orvieto gefunden war und ihn zum Ankaufe gereizt hatte, wegen der geistreichen Abbildung einer Frau, die, zwischen zwei Körben sitzend, einen Faden von einem zum anderen zieht. Vor ihr steht ein dienendes Mädchen, welches ihrer Gebieterin etwas überreicht. Um die Hände frei zu behalten und geschwinder fertig zu sein, hebt die Dienerin das Gewand bei einem Zipfel mit dem Munde in die Höhe. Hinter ihr steht noch eine weibliche Figur mit einem Spiegel. Hamilton hielt die sitzende Frau für eine Penelope, deren Charakter unausgesetzte Beschäftigung ist.

Er sagte mir auch, Münzen hätte er ganze Tonnen voll an das brittische Museum geschickt, ohne sie anzusehen; denn er hätte gefürchtet, in die Krankheit zu fallen, welcher die Liebhaber und Ausleger von Medaillen selten entgehen. Gewöhnlich wird dies Studium bei ihnen zu einer wahren Seuche. Unablässig sitzen sie darüber zu grübeln und sterben jedem anderen Genusse ab. So ging es jenem Deutschen, welchen der König bei der Wegebesserung in Calabrien

angestellt hatte. Man rühmte von diesem rechtschaffenen Manne, daß durch seine Aufsicht dem Könige die Hälfte der Kosten erspart sei, welche ein Anderer vielleicht verschwendet oder für sich bei Seite gebracht haben würde. Seine Arbeiter fanden beim Graben der Wege unzählige Münzen von verschiedenem Metall. Diese verkauften sie ihm für geringe Preise; er brachte ganze Fässer voll zusammen, setzte seine Besoldung dabei zu, und als der redliche Mann starb, war diese Sammlung sein ganzer Nachlaß.

Aber ähnlich wie dem Teres, welcher seine Zeichnungen für eine ansehnliche Summe an einen Banquier verkauft hatte, jedoch schon Nachmittags wieder an dessen Thür klopfte, das Geld zurückbrachte und bat, man möchte ihm seine Zeichnungen herausgeben oder er sterbe, ging es dem Hamilton. Er kam eines Tages voll Freude zu mir und sagte, er hätte nicht widerstehen können und auf's Neue angefangen, Vasen zu kaufen. — Die Leute, welche nach solchen Gefäßen gruben, mußten auf eine Stelle gekommen sein, wo sich ganze Massen beisammen fanden. Nach Beschreibung dieser Verkäufer war der Ort ein großes Gewölbe gewesen. Zwei der ansehnlichsten Vasen hatten neben einander gestanden; sie enthielten die Geschichte des Bellerophon. Auf der einen giebt der König Jobates dem Bellerophon auf, die Chimära zu erlegen, und Minerva, daneben stehend, leiht ihm zu dieser Unternehmung den Pegasus. Auf der anderen sieht man, wie Jobates für die glückliche Ausführung dem Helden seine Tochter zur Gemahlin giebt. Wären beide Vasen getrennt gewesen, so hätte man die erstere immer erkannt; schwerlich aber die zweite, über welche man jedoch nun keinen Augenblick ungewiß blieb.

Man findet zuweilen sehr große Gräber, in welchen sogar die Wände bemalt sind. Auf Capo di Monte sind

einige derselben. Unter anderen war dort ein Reiter abgebildet, der einen Gefangenen am Schweife seines Pferdes festgebunden hat. Vor ihm steht eine weibliche Figur, von welcher aber nichts mehr zu sehen ist, als ein Stück Arm und Hand; das Uebrige ist abgebrochen. Niemals zeichne ich eine Hand, ohne an diese zu denken; so wunderbar schön waren an ihr die Abtheilungen der Gelenke.

Zu S. Agata dei Goti, wo viele Vasen gefunden werden, weil dort wahrscheinlich ein Begräbnißort gewesen, fand der Prinz Monte Sarchio einen Fußboden von gebrannter Erde mit Figuren, zusammengesetzt wie gemalte Fensterscheiben und die Figuren ausgeschnitten, so daß die Ausbiegungen genau an die Nebenstücke paßten. Unter mehren erinnere ich mich eines Reiters, der sehr gut erhalten war. — Eben daselbst ward eine vorzüglich schöne Vase gefunden, worauf Ceres abgebildet war, wie sie ihre Tochter findet. Die Göttin steht in majestätischer Stellung da, in der Hand das lange Scepter, und Merkur führt aus der Unterwelt die Proserpina herauf, daß sie ihre Mutter schaue. Sie kommt aus einer Höhle der Erde und ist nur halb zu sehen. Es würde schwer, ja unmöglich sein, den Ausdruck der Freude zu beschreiben, als sie ihre Mutter erblickt; ein Glück, welches ihr nur auf wenige Momente gestattet ist. Sie hebt die Hände empor, auf ihrem Munde schwebt das Lächeln der Wonne und Wehmuth, welche ihre Seele erfüllt. Wie treffliche Zeichner und Kupferstecher ich mir auch zu diesem Fache angezogen hatte, so würden sie doch vergebens gestrebt haben, den Ausdruck des innigsten Gefühls auf diesem Gesichte zu erreichen. In diesem vollendeten Meisterwerke griechischer Zeichnung mußte man die Kunst bewundern, welche mit so wenigen Strichen das schöne Bild tief empfundenen Entzückens deutlich vor Augen brachte. — Noch war eine Vase dort mit

Faunen, die auf den Schultern einen Todten auf einer Bahre zu Grabe trugen.

In Sicilien wühlte ein vom Regen angeschwollener Bergstrom aus der Erde eine Vase, die auf dem Flusse wegtreibend aufgefischt wurde. Was fand man auf ihr? den Apollo Musagetes mit der Lyra; Paris neben ihm sitzend, und zur anderen Seite Mars und Minerva, welche sich an seinem Gesange vom trojanischen Kriege erfreuen. Solch' ein Gott wollte sich im Strome wohl oben halten, selbst auf einer steinernen Vase!

Unter die schätzbarsten Kunstwerke, die uns die Erde aufbewahrt hat, gehört unstreitig eine Vase von gebranntem Thon, welchem ein Freund, der Marchese Vivenzio, Präsident des Tribunals zu Neapel, besaß. Das Bild dieser Vase stellt ein gräßliches Schauspiel des Krieges dar, die Vernichtung der königlichen Familie des Priamus. — Priamus ist zu dem Altare geflüchtet, den er selbst den Göttern des Vaterlandes mit eigenen Händen erbauet hat, und sieht den Gräuel, seine Kinder von den Griechen ermordet; er selbst sitzt auf dem Altare, mit den Füßen nicht mehr den vaterländischen Boden berührend, sie schweben zwischen Altar und Erde. Neben ihm am Boden liegt sein älterer erschlagener Sohn; auf seinem Schooße hält er den Leichnam seines jüngsten, auch wohl seines Lieblingssohnes. Des Knaben schöner Körper ist ganz durchstochen. Neoptolemus, Achilles' Sohn, grausamer als sein Vater, schreitet ohne Erbarmen mit dem unglücklichen Alten, der seine Kinder vernichten sieht, heran, faßt den König und hauet ihm in das geheiligte Königshaupt. Der Alte hält mit einer Hand die bluttriefende Wunde, mit der anderen die Augen zu, den Gräuel nicht anzuschauen. Eine Tochter kommt herzugeeilt und schlägt nach einem umgestoßenen Griechen

mit einem Balken, während er mit dem Schwerte nach ihr stößt. Hekuba, die Königin, liegt auf den Knieen; Ulysses und Diomedes reichen ihr die Hand, sie aufzurichten; eine jüngere Tochter sitzt gekauert auf der Schwelle des Tempels. An Priamus' Seite wird Kassandra vom Ajax bei den Haaren von der Statue der Göttin, bei der sie Schutz sucht, und die zürnend mit aufgehobener Lanze dasteht, gerissen; hingestreckt liegt ihr Bräutigam am Boden; die Priesterin rauft ihre Haare. Am Ende trägt Aeneas seinen alten lahmen Vater und eilt mit ihm und seinem Sohne weg.

Vivenzio ließ dieses Bild nachher in Kupfer stechen. Es erinnerte mich an ein Gemälde von Rubens in Florenz, das die Abscheulichkeit des Krieges darstellt, und an ein Bild von Pietro da Cortona, sowie an ein marmornes Basrelief, wo Neoptolemus den König Priamus am Altar mordet, zu dem er flüchtet.

Der Tag, an dem ich die Vase sah, wo der unglückliche Priamus mit seiner Familie gemordet ist, war einer meiner traurigsten. Mein Freund Vivenzio kam fast täglich zu mir und erzählte mir von seinem glücklichen Funde, und nannte sie das Haupt aller Vasen, und beschrieb mir das Ausgraben ganz ausführlich, dann auch die Geschichte aus dem Virgil und lud mich nach Nola ein, um sie zu sehen. Ich konnte damals nicht wegen Beschäftigung. Eines Tages speisete ich zu Mittag bei dem kaiserlichen Gesandten, Grafen Esterhazy, der den Abend ein großes Fest geben wollte. Als wir eben am Tische waren, kam die Nachricht, die Königin von Frankreich sei getödtet. „Ach, die edle Kaisertochter ist unter dem Beile gefallen!" schrie Einer. —

Es entstand ein Lärm im Hause, ein Hin- und Herlaufen; alle Bedienten, die so anhänglich waren an die

kaiserliche Familie, alle kamen in Wuth. Viele waren schon zum Abendfest gekleidet; die Köche hatten Alles bereitet; aber am allerwüthendsten war der Conditor. Der kam gelaufen mit dem großen Messer, womit das Eis zerhackt wird, und lief auf die Straße und schrie: „Den ersten Franzosen, den ich finde, will ich ermorden, er sei schuldig, oder nicht! Nun kann ich meine Fässer voll Sorbet auf die Straße werfen! Ich dachte meinem Herrn und mir Ehre zu machen!" — Er war fast rasend, man mußte ihn halten. — Die Begebenheiten von Frankreich wirkten sehr nachtheilig auf mein Gemüth, indem die Folgen einer solchen That nicht zu übersehen waren. Auch in Neapel fielen schreckliche Begebenheiten vor und ich war ganz verstimmt. Vivenzio wollte mich erheitern und verlangte, mit ihm auf's Land nach Nola zu fahren, wo in seinem väterlichen Hause seine schöne Vasensammlung aufgestellt war; denn er wußte, daß ich mich darüber freuen würde. — Und als wir über den Platz fuhren, auf dem ich seit der Zeit nicht gewesen war, wo viele Menschen das Leben verloren hatten, und ich noch die Flecken sah an den Wänden, wo die Kugeln angeschlagen waren, da wurde mir ganz wehmüthig, indem es mir wieder in Erinnerung kam, was hier geschehen war. Nun kamen wir aus der Stadt in's Freie: wir fuhren durch das Traubengefilde, wo in Guirlanden von einem Baume zum anderen die Trauben hangen; die ganze Gegend scheint ein Traubenwald. Und als wir vor Nola ankamen, führte er mich erst in die Grube, wo die Vase gefunden wurde, und machte mir die Beschreibung ganz umständlich. Dann kamen wir zu seinem Hause, wo vom Hofe eine Treppe hinaufführte. Hier stand auf der Balustrade die große Vase von grober Erde, worin die eigentliche Vase aufbewahrt gewesen war, um sie vor Beschädigung zu schützen. Nun traten wir in das Zimmer,

wo die Sammlung von Vasen aufgestellt war. Nachdem ich einen Ueberblick gethan hatte und mich dessen freute (ich kannte jede einzelne, denn ich war oft bei ihm), führte er mich zu seiner Lieblingsvase. Die hatte er auf einem Fußgestelle, das so eingerichtet war, das man es drehen konnte, um sie von allen Seiten zu sehen. Sie war mit einem grünseidenen Vorhange überdeckt, und als er den abnahm, stand gerade vor mir Priamus auf dem Altare sitzend, den er selbst mit seinen Händen den schützenden Göttern des Landes gebauet hatte, mit dem getödteten Lieblingssohne auf dem Schooße! —

Der russische Gesandte, Fürst Italinsky, hatte große Freude über jede Vase, welche man bisher noch nicht kannte. „Nach den bekannten,“ sagte er, „fragen wir nicht mehr, aber die neuen Erscheinungen helfen weiter und erklären manche andere.“ — Nun kam Hamilton fast täglich höchst erfreut mit der Nachricht, er hätte wieder Vasen gekauft, ich sollte doch hinkommen, sie mit ihm zu betrachten. Einst sah ich ihn, er war eben vom Hofe gekommen, in voller Gala mit dem großen Ordensband und Stern, einen Korb voll Vasen tragen. Ein zerlumpter Lazarone faßte das eine Oehr des Korbes und der englische Minister das andere. Er war ein gar großer Verehrer der griechischen Kunst. Die reichliche Bezahlung munterte viele Leute zum Suchen auf. Die rechten Fundorte sind in den ehemals von Griechen bewohnten Städten diejenigen Plätze, wo sie ihre Todtenäcker hatten. Aus Puglien ward ihm einst durch einen Priester eine ganze Sammlung gebracht.

So kam in kurzer Zeit eine Menge zusammen und Hamilton äußerte gegen mich den Wunsch, einige in Kupfer gestochen zu sehen, bekannte Vorstellungen, wozu dann eine kurze Beschreibung gegeben würde. Er wollte die

Kosten vorschießen und sich aus dem Absatze des Werkes wieder bezahlt machen. Dieser Vorschlag war mir sehr angenehm. Die Vasen wurden auf solche Weise bekannt und ich konnte manchem meiner Schüler, worunter es genug Bedürftige gab, einen Verdienst zuwenden. Die besten aus ihnen wurden dazu genommen. Ich ließ sie die Figuren auf klares Papier genau durchzeichnen und dann auf anderes Papier die Vase für sich. So bekam ich viele Zeichnungen zusammen. Weil aber gerade um diese Zeit die Franzosen in der Eroberung Italiens immer weiter fortschritten, so mußte ich befürchten, die Zeichnungen auf Papier gar leicht verlieren zu können. Deshalb hielt ich es für besser, sie sogleich auf Kupfer stechen zu lassen, welches nicht so leicht zu vernichten war. Ich hatte mir einen geschickten Kupferstecher herangezogen; der stach die vor ihm stehenden Vasen unmittelbar auf die Platte. Indem solches gut fortschritt, sah ich selbst erst recht ein, welches Verdienst um Kunst und Wissenschaft hier zu erwerben sei. Auf den Vasenbildern nämlich findet man Vieles, was man durch die Statuen niemals kennen lernen würde, weil es an diesen, wie ebenfalls an den Basreliefs, abgebrochen ist. Dahin gehören alle hervorstehenden Theile. Ich erinnere zum Beispiel nur an das Scepter, von dessen eigentlicher Gestalt wir nichts wissen könnten, da keins an irgend einer Statue erhalten ist. Auch sind die Bilder selbst ganz anderer Art. Was der Bildhauer nackend machen muß, weil eben das Nackte der Gegenstand der Sculptur ist, das kann der Maler bekleiden. Daher gewinnen wir durch die Vasenzeichnung wieder die Kenntniß der Gewänder, des Geschmeides, des Hausgeräthes und anderer Dinge aus dem Leben der Alten; so auch viele bei ihnen entsprungene und nur ihrer beglückten Zeit mögliche Vorstellungen, poetische Gedanken, Handlungen, Sitten, Ceremonieen,

Spiele u. s. w. Davon würde ohne die Vasen wenig oder gar nichts auf uns gekommen sein; denn die Basreliefs sind mehr der Zerstörung unterworfen gewesen, und die geschnittenen Steine mit ihren größtentheils nur einzelnen Figuren und engeren Begränzungen sagen uns bei Weitem nicht so viel und nicht Alles so deutlich, wie die Vasenzeichnungen. Da sieht man, wie geistreich scharfsinnig und einfach die Alten in Allem, was sie darstellten, zu Werke gingen, und wie vollkommen die Idee eines schönen Lebens in ihren Bildern ausgeprägt war. Den Geist zu denken, aus welchem diese Schöpfungen entsprangen, muß man dem Geiste überlassen.

Bei den Alten gab es viele Fabriken, wo Vasen gemacht wurden. In den kleinen Städten waren sie an Thon sowohl, als an Zeichnung nur geringer Art. Bei den großen reichen Städten jener Zeit findet man die schönsten, besonders in der Gegend von Nola und Lokri. Die von Nola sind ganz, die von Lokri aber meist zerbrochen, weil Erdbeben dort gewüthet haben. Es läßt sich denken, wie viele Vasen aus so großen Orten täglich mit Todten in die Erde kamen. In Apulien, sagt man, sollen die Wege damit bedeckt sein, so daß man auf lauter Scherben von Vasen gehe.

Diese Vasenfabriken der Alten erinnern mich an neuere Fabriken ähnlicher Art, wozu Raphael's Bilder Veranlassung gegeben haben. In Faenza, wo sich guter Thon findet, war eine sehr große Fabrik von Fayence, worauf Bilder und Zeichnungen nach Raphael dargestellt wurden. Daraus ist das schöne Geschichtchen entstanden, Raphael hätte eine Töpferstochter zur Geliebten gehabt, ihr zu Liebe den alten Töpfer oft besucht und diese Sachen dort auf Teller und Töpfe gemalt. Es können nur schwache Köpfe sein, welche an diese Töpfe glauben. Raphael hatte größere Sachen vor, als Teller zu malen! Die Italiener aber

schwören, er habe sie gemalt. Sie wissen wohl warum. — Viele Fürsten des Auslandes haben sich durch das Tellermährchen betrügen lassen und mit bedeutenden Kosten große Sammlungen angelegt. In Wien, Cassel und Braunschweig giebt es Cabinette voll solcher Arbeiten. Auch in Italien fehlt es nicht an Liebhabern, welche sich von dem Glauben, raphaelische Teller zu besitzen, nicht heilen lassen. Die schönste Sammlung dieser Art sah ich in Rom. Der Besitzer hatte mit schwerem Gelde große Schüsseln erkauft, auf welchen Geschichten mit vielen Figuren gemalt waren.

Die Vasen, welche in Florenz so viel Aufsehen erregt haben, sind in Neapel gekauft worden. Passeri, welcher das nicht wußte, hielt und erklärte sie für etrurische Vasen; sie sind aber nichts weniger als das, sondern rein griechischen Ursprungs. Gegen den Landstrich des alten Etruriens hin verlieren sich alle Spuren jener Vasenfabriken, und was dort gefunden wird, sind nur kleine schwarze unbedeutende Töpfe. In Wien aber wurde bei dem Baue eines Hauses im Fundamente ein sogenannt etrurisches Grab mit Vasen gefunden, deren Zeichnungen nach Neapel kamen, wo ich sie gesehen habe.

Wie nun unter den mir zur Ansicht überlieferten Gefäßen sich gar viele mit homerischen Scenen fanden, so brachten diese mich auf den Gedanken, sie von den anderen abzusondern und mit ihnen jene homerischen Bilder zusammenzustellen, welche auf geschnittenen Steinen und Basreliefs vorkommen. So, dachte ich, könnte man einen vollständigen Homer in Bildern zu Stande bringen, der auch antik wäre, so daß Jeder, wer den Homer studiren wollte, sich schon aus den nach ihm gearbeiteten Bildern Raths erholen könnte. Hamilton lachte, als ich ihm diesen Gedanken mittheilte, und sagte, das würde ich nicht erreichen. Ich ward

aber keineswegs abgeschreckt, sondern fing eifrig an und ließ Alles zeichnen, was mir Homerisches vorkam, so Statuen, als Basreliefs. Auch sah ich bald, daß allerdings die Ausführung meiner Idee sehr thunlich sei. Dabei fehlte es nicht an äußerer Aufmunterung. Von allen Seiten wurden mir homerische Darstellungen zugeschickt; nicht bloß aus Italien, sondern auch aus Frankreich, ja aus Polen und Constantinopel.

So entstand das Werk, welches den Titel führte: „Recueil de gravures d'après des vases antiques la plus part d'un ouvrage grec, trouvés dans des tombeaux dans le royaume des deux Siciles, mais principalement dans les environs de Naples l'année 1789 & 1790 tirés du cabinet de Monsieur le Chevalier Hamilton, envoyé extraordinaire et plénipotentiaire de S. M. Britanique à Naples avec des observations sur chacun des vases par l'auteur de cette collection. Tom. I. II. III.; publié par Guillaume Tischbein, Directeur de l'académie Royale de peinture à Naples 1791—1795.“ *)

Dieses Werk war als Frucht unserer gemeinschaftlichen Bemühungen aus den Vasen entstanden, welche Hamilton allmälig angekauft hatte. Zu meinen Zeichnungen arbeitete er mit Italinsky die Erklärung aus. Die Schönheit der Figuren, die Lebendigkeit des Ausdrucks, der Reichthum dich-

*) Anmerk. d. Herausg.: Der Text des hier erwähnten Werkes ist eigentlich eine Wiederholung des beigedruckten englischen Originales: „Collection of engravings from ancient vases etc.“ Dasselbe gilt von verschiedenen anderen Ausgaben, z. B. „H. W. Tischbein's Umrisse griechischer Gemälde auf antiken, in den Jahren 1789 — 1790 in Campanien und Sicilien ausgegrabenen Vasen, jetzt im Besitz des Ritters W. Hamilton. Weimar 1797. 1. B. 1 Hft. mit 6 Kpfrn.,“ und dem unter dem Titel erschienenen Nachdrucke: „Recueil de gravures d'après des vases antiques, tirés du cabinet de Msr. le chevalier Hamilton. Paris 1803—1809.“ 4 vol.

terischer Phantasie, womit die Alten alle diese Scenen ausgestattet, belebten nun auch meinen Eifer für die Vollendung eines Unternehmens, welches ich dem Vater Homer und seiner höchsten Verehrung bei meinen Zeitgenossen und nachwachsenden Geschlechtern schuldig zu sein glaubte. Meinen Freunden und mir war besonders daran gelegen, die edle griechische Einfalt der Darstellung wieder zu erwecken; denn eben sie ist das große und vorzüglichste Verdienst der Vasen, auf denen sie in einem höheren Grade als sonst gefunden wird. Manche Bilder aus Herkulanum freilich dürfen mit ihnen wetteifern; auch unter ihnen sind Meisterstücke, nur eine Figur vorstellend und doch das Höchste leistend, was geistige Erfindung und vollendete Zeichnung erschaffen kann.

---

7. Eroberung Neapels durch die Franzosen am 23. Januar 1799; Abreise von Neapel am 20. März 1799; Ankunft in Livorno.

Meine Unternehmung des homerischen Werkes wäre gewiß damals vollständig ausgeführt worden, wenn die äußeren Umstände sie begünstigt hätten. Aber sie fiel gerade in die unruhige Zeit, wo die Franzosen unaufhaltsam durch Italien zogen, auf Neapel vordrangen und die Stadt einnahmen. Da war denn freilich an Dinge, welche den Schutz und die Pflege des Friedens begehren, unmöglich zu denken. Wir erlebten wilde Tage und gingen wie im Sturme auf Wellen, wo jeder Augenblick Tod bringt.

Die Franzosen standen in Aversa. Ihre Ankunft wurde mit jedem Tage gefürchtet und eben so sehr gehofft; denn Neapel wimmelte von Jakobinern. Schon seit dem Anfange der französischen Revolution hatte es auch hier in diesen leicht zu erregenden Köpfen gespukt. Die Unzufriedenheit mit der Regierung war groß, man sehnte sich nach Veränderung, und der größte Theil der jungen Edelleute aus den ersten Familien erklärte sich entschieden für die Franzosen, von denen die Freiheitsfreunde alles Heil erwarteten. Die meisten Künstler theilten diese Stimmung, und unter meinen Schülern war kaum ein einziger, der es nicht mit den

Franzosen gehalten hätte: Erbärmlicheres, als die Anstalten gegen die Republikaner, war nicht zu denken. Die Straßenweiber würden die Armee besser geführt haben; und hätte man die Lazaroni zu leiten gewußt und ihre Hülfe recht gebrauchen wollen, so wäre Vieles anders gekommen. Aber hier war Verrath an allen Ecken und so drangen die Feinde immer näher heran. Dem Prinzen von Hessen-Philippsthal, welcher die Cavallerie geführt und sich brav wie immer bewiesen, aber wegen schlechter Unterstützung nichts ausgerichtet hatte, küßten die Lazaroni bei seiner Rückkehr die Stiefel und baten ihn, sie anzuführen. „Das geht nicht, Kinder," antwortete er dem Haufen, welcher sein Pferd umdrängte; „ich würde Euch nur unglücklich machen; denn um Euch zu ordnen und zu führen, müßte ich doch wenigstens Officiere und Unterofficiere haben; hier aber fehlt es an Allem."

Zwei Prinzessinnen, wovon die eine den Kaiser von Oesterreich und die andere den Großherzog von Toskana heirathete, und welche Neapel verlassen wollten, wurden von den Lazaroni daran verhindert. „Sie sind unsere Landeskinder," hieß es, „und wir wollen sie auch behalten und ernähren." Der Lärm wurde so groß, daß die Königin und die beiden Prinzessinnen ohnmächtig wurden, und der Hofmarschall Belmonte und diejenigen, welche die königliche Familie beschützen sollten, selbst auf einer entgegengesetzten Treppe flüchten mußten. Wie groß war der Unterschied zwischen damals, als die Königin sich vermählte, und jetzt. Die Capelle, worin sie getrauet wurde, war zerstört und ihrer Schätze beraubt worden!

Ich hatte einen Schüler, der Bildhauer war. Sehr für die Franzosen eingenommen, weil sie nach seiner Meinung aus ganz Italien eine Republik bilden wollten, machte er sich auf den Weg nach Aversa, um sie einzuladen. Vor

der Stadt bei Capo di Chino wurde er von den Lazaroni angehalten. Als sie aber seine Calesche durchsuchten, fanden sie in derselben ein Breviario. „Nein," sagten sie nun, „wir sehen, daß Ihr un buon figliaolo und kein Verräther seid!" — So hatte er an seinem Gebetbuche den besten Paß und gelangte glücklich wieder herein. In der Nacht kam er zu meinem Schüler, dem Luigi Hummel, welcher alle Menschen zu Bekannten und Freunden hatte. Obgleich dieser sich um nichts bekümmerte, was nur von Weitem einer politischen Idee ähnlich sah, und einen tiefen Abscheu gegen Aufruhr, Tumult und Kriegsbewegung hegte, so erfuhr er doch immer, was vorging; denn alle Leute, von welcher Farbe und Meinung sie auch sein mochten, waren ihm gewogen und liebten seinen Umgang. Ihm erzählte nun in meinem Beisein der Bildhauer mit Enthusiasmus, was die Franzosen für herrliche Menschen wären; wie sie ihn so höflich aufgenommen hätten, und welches Glück diese Leute über Italien, besonders über Neapel, bringen wollten. „Stellt Euch nur vor," sagte er, „da habe ich einen Soldaten gesehen, der trägt auf seinem Tornister ein Nest voll junger Tauben. Damit marschirt er, geht in die Schlacht, nimmt Städte ein, und dazwischen füttert er die jungen Tauben! Solche menschenfreundliche Gemüther giebt es unter diesen Helden der Republik!" — Er rühmte noch viel, daß die Franzosen gar nichts wollten, als Freiheit bringen, und daß man Alles thun müsse, um ihnen hierin zu helfen. Aber sie kamen nicht so geschwind; unterdessen ward es bekannt, daß er bei den Feinden gewesen war; die Lazaroni wollten ihn umbringen und er mußte sich verstecken. Das that er denn auch in dem weitläufigen Gebäude der Studien so geschickt, daß es nicht möglich gewesen wäre, ihn zu finden. Als die Franzosen endlich kamen, kroch er freudig aus dem Verstecke

heraus und lief mit offenen Armen seinen Befreiern entgegen. Diese hielten aber ihrem enthusiastischen Verehrer die Flinten auf die Brust und nahmen ihm seine Uhr ab.

Eines Morgens stand ich mit Hummel auf dem Dach meines Hauses; da sahen wir nicht fern einen gewaltigen Dampf aufsteigen und hörten lebhaft schießen. „Was ist das?" fragte ich. „Ei," sagte er, „das sind die Franzosen, welche das Castell eingenommen haben." Indem wir noch darüber sprachen, zischte es an meiner Stirn vorbei, als ob Jemand mit dem Finger mir stark darüberstreifte. Die Kugel fuhr uns über die Köpfe weg und schlug auf der anderen Seite der Straße in die Studien ein. Nun sahen wir, daß es Ernst wurde, und fingen an, auf unsere Sicherheit zu denken. Ich war damals mit meinem Schüler gerade an den Plafonds beschäftigt; ich schnitt nun an einer Stelle die Zierathen aus und in der Oeffnung versteckte ich meine griechischen Medaillen und geschnittenen Steine, auf denen homerische Gegenstände waren. Die Oeffnung klebte ich wieder zu und bemalte sie wie zuvor. Nachher gereuete mich, daß ich die Sachen nicht am anderen Ende der Decke verborgen hatte, welches mehr geschützt war; denn ich fürchtete immer, es könnte eine Kugel von Capo di Monte kommen, wo die Franzosen eine Batterie errichtet hatten, und gerade dieses Ende zerschmettern; wie es später wirklich geschah.

Die Lazaroni hatten die Zeughäuser erstürmt und sich mit Allem bewaffnet, was da war. Nun fingen sie an, die Gewehre zu probiren. Sie pfropften den Lauf voll Patronen, knackten dann mit dem Hahn und ließen den Schuß wie ein lustiges Spielwerk mitten unter den Haufen gehen, wo er ein halb Dutzend niederwarf. Das war alles einerlei. Man hatte ihnen auch Piken machen lassen und sie damit

aus der Stadt geschickt, in der Hoffnung, es solle keiner von dem Gesindel, welches man am meisten fürchtete, zurückkommen. Als sie mit ihren gefährlichen Stangen nach einem Orte kamen, wo neapolitanische Cavallerie lag, fingen die Dragoner an, über ihren Aufzug zu lachen. Die Lazaroni ergrimmten, gingen mit ihren Piken gegen die Reiter, diese saßen auf, wehrten sich so gut sie konnten; aber die Lazaroni stachen blind und wild in Roß und Mann hinein, so daß von dem Cavalleriepostten fast nichts übrig blieb.

Ich hatte die Lazaroni hinausmarschiren sehen und sah sie mit Erstaunen so schnell und mit wunderlich vermehrter Armatur zurückkehren. Einer trug neben seiner Pike einen Carabiner; der Andere schleppte einen großen Pallasch, der Dritte ein Paar Pistolen. So zogen sie gerade hinauf zum Könige. „Seht an," sagten sie, „was wir für Leute sind. Eure Cavalleristen haben uns ausgelacht, weil wir mit unseren Lanzen das Königreich vertheidigen wollten; da bringen wir Euch ihre Waffen. Laßt es uns nur allein ausmachen; wir wollen mit den Feinden schon fertig werden!" Sie hatten auch Kanonen und Pulverwagen aus dem Arsenal geholt und stellten diese auf dem großen Platze l'area delle pigne zusammen, wo sie die Franzosen erwarten wollten. Weil es nun kalt war, so nahmen sie von den langen Faschinen, womit die Bäcker in Neapel ihre Oefen heizen, und zündeten mitten zwischen den Pulverkarren ein Feuer an, dessen Lohe über die Häuser hinaufschlug. Wir glaubten alle Augenblick, in die Luft zu fliegen.

Die Franzosen fuhren immer fort, das Castell zu bestürmen; aber sie konnten mit zwei Angriffen nichts ausrichten, die Besatzung wagte sogar einen Ausfall. Diesen trieben die Franzosen zurück und machten bei der Gelegenheit mehre Gefangene. Ein Lazarone, der sich außen hinter

einen großen Strebepfeiler der Mauer gedrückt hatte, wurde gegriffen, um erschossen zu werden. „Ho!“ lachte der Kerl, „was wollt Ihr mit Euren Flinten mir anhaben? Ecco qua!“ Damit schob er seine Mütze in die Höhe, um ein Bild des heiligen Januarius und der Maria sehen zu lassen, welches er als Schutzmittel an die Stirn geklebt hatte, und womit alle Lazaroni versehen waren. Die Franzosen machten mit ihm und seinem Amulet kurzen Prozeß und sein Gehirn spritzte, sowie die Schüsse fielen, an die Wand. Diese Geschichte und andere dergleichen erzählte mir mein Friseur, welcher über eine Stunde weit am anderen Ende von Chiaja wohnte und doch alle Morgen noch zu mir kam, weil er mich, wie er sagte, nicht verlassen wollte. Ich, von Haus aus ein Feind aller Gewaltthätigkeiten und der königlichen Familie mit Dankbarkeit und Verehrung ergeben, hatte niemals Anstand genommen, gegen diesen Menschen meinen Zorn über die Franzosen und meine Meinung frei heraus zu lassen. Eines Morgens kam er und sagte: „Das Castell ist genommen; ich will Euch auch nur sagen, ich bin jede Nacht mit dabei gewesen; und wisset: Jo sono generale della republica!“ — Wer erschrak, das war ich. Der Mensch, gegen den ich mich stets so unbedacht geäußert hatte, ein Jakobiner! Das sah schlimm aus. Er merkte, was in mir vorging, und suchte mich zu beruhigen, indem er viel von den großmüthigen Gesinnungen der Republikaner sprach. „Aber,“ sagte ich, „man hört doch, es sollen so viele Leute bestimmt sein, ermordet zu werden.“ — „Das ist wahr,“ versetzte er, „und das wird und muß geschehen. Aber seid ruhig, so lange ich lebe, soll Euch kein Haar gekrümmt werden; auch steht Ihr auf keiner Liste. Nun aber muß ich fort, die Republik bedarf meiner!“ — Damit sprang er die Treppe hinunter. Ich sah ihm bedenklich nach, wie er

über die Straße lief. Indem kam eine Kugel, die ihm über den Kopf wegpfiff und gegenüber in eine Mauer schlug. Der General der Republik bückte sich und machte, daß er fortkam. Als mir die Standhaftigkeit und der Muth entfallen wollte, wodurch ich mich noch immer gegen die drohende und näher kommende Gefahr vom Umsturze des Reiches aufrecht erhalten hatte, suchte ich mich durch den Anakreon zu erheitern, der selig in steter fröhlicher Jugend schwelgt. In dem Studio, wo die griechischen Antiken aufbewahrt wurden, war seine Büste. Ich ließ sie mir herauf bringen, um sein Gesicht genau danach zu malen. Ich las seine Schriften: und die Franzosen kamen näher; dann machte ich Zeichnungen nach ihm: und die Franzosen drangen weiter vor; dann fing ich an, ihn zu malen, wie er als weißgelockter Greis mit einem rothwangigen Mädchen scherzt. Als aber die Haubitzen anfingen zu spielen: hörte ich auf zu malen, und ließ die Büste wieder hinunter bringen und an ihren Ort stellen. —

Einer von meinen Schülern war auch mit bei dem Sturm auf das Castell und ganz voran gewesen. Auf seinen Ruf, daß sie verfolgte Royalisten wären, öffneten die dummen Kerle von der Besatzung ein Thor, um die Freunde herein zu lassen. Kaum hatten aber diese einen Fuß drinnen, so ging es an ein Würgen und Todtschlagen; die Anderen drangen nach und das Castell war verloren. Mein Schüler hatte eine rothe Weste an, sein Camerad eine blaue, ein Dritter gab sein Hemd her; daraus wurde sogleich eine Nationalfahne zusammengeflickt und unter ihr die Republik beschworen. Von dem Castell aus beschossen sie nun das sogenannte Wasser-Castell. Die erste Kugel, welche hinüberflog, traf den Flaggenstock, an welchem die königliche Fahne wehte. Mit der Fahne fiel dem Commandanten der Muth, und so ergab sich diese Feste gleichfalls.

Nach diesen Vorgängen nun konnte es den Franzosen nicht schwer fallen, die Stadt zu überwältigen. Indessen galt es noch manchen Kampf. Man schlug sich in den Straßen. Die Lazaroni, welche bisher alle Nächte unter dem Geschrei: „Alarto! Alarto! Il nemico è vicino!“ mit Kanonen in der Stadt umhergezogen waren, hatten sich an der einen Seite des großen Platzes l'area delle pigne in einer Straße festgesetzt; und an der anderen Seite gerade unter meinen Fenstern stellten die Franzosen eine Batterie auf. Nun ging das Knallen los. Zwischen den hohen steinernen Häusern machte das einen Lärm, als sollte die Welt untergehen. Man wurde fast taub. Meine Hausthür war fest verrammelt, alle Fenster waren dicht zugemacht, und es blieb nichts übrig, als in Geduld das Ende abzuwarten. Man gewöhnt sich wahrlich an Alles. Als der grausame Tumult eine Weile gedauert hatte, rief ich meinen Koch und sagte: „Es komme nun wie es wolle, ich will zum wenigsten nicht hungrig aus dem Leben scheiden. Angerichtet!“ — Das Essen ward aufgetragen und wir speisten bei einer Tafelmusik, wie man sie nicht leicht haben wird.

Allmälig regte sich dann auch die Neugierde, zu sehen, was es draußen gäbe; man suchte hie und da ein Loch zum Hinausgucken und es war der Mühe werth. Nicht weit von meinem Hause hatte ein Tischler einen Haufen alter Balken liegen aus dem zerstörten Hause des Duca della Torre, welcher nebst seinem Bruder, einem Geistlichen, erschossen, nachher zerhackt und in Tonnen verbrannt wurde. (Unter den Sachen, welche man aus dem Hause des Duca raubte, befanden sich auch einige treffliche Gemälde, unter anderen zwei Dominichinos: „eine Flucht nach Aegypten“ und eine „Maria mit dem todten Christus“; ferner von Annibale Caracci: „die Frauen, welche das Grab Christi

besuchen.") Mit jenen Balken machten die Franzosen ihre Kochfeuer an und brieten sich Schweinerippen. Ganze Haufen lagen um das Feuer her. Hatte Einer genug gegessen, so stand er auf, legte sein Gewehr an und schoß unter die Lazaroni. Andere, welche ihre Patronen verschossen hatten, kamen zurück, aßen, ließen sich frische Munition geben, und dann wieder zum Schießen. Meinem Hause gegenüber vor den Studien war eine hohe Treppe. Auf diese schlugen die Kugeln von der anderen Seite her unaufhörlich wie Hagelwetter. Wer dahinter lag, war sicher; denn die Kugeln prallten hoch auf, und über die Häuser fort. Unter den Franzosen war mir besonders ein schöner junger Grenadier aufgefallen, der sich durch eine seltene Länge auszeichnete. Man konnte nicht leicht einen stattlicheren Soldaten sehen. Der ging denn auch fleißig zum Schießen. Ich dachte gleich, daß ihn die Scharfschützen in Solimena's Hause, welches dem Thore gegenüber lag, auf's Korn nehmen würden; denn Alle, die nur eben den Kopf über die Treppe hinausstreckten, kamen nicht wieder zum Vorschein. Kaum war er hoch genug gestiegen, daß seine Bärenmütze bis zum unteren Rande des Blechschildes und ein Streif seiner Stirn hervorblickte, so kam seine Kugel; er fiel rücklings der Länge nach mit zurückgeworfenen Armen hinunter und rührte kein Glied mehr.

Eine große Kanone, welche die Lazaroni am Hafen gefunden hatten, stellten sie unter einem Thore auf, das meinem Hause gegenüber lag. Nachdem ein Schuß daraus geschehen war, fingen die Franzosen an, auf diese Kanone zu schießen, welche nun von ihrer Bedienung verlassen wurde. Ein junger Mensch sprang noch hervor und wollte Hand anlegen, um das Geschütz zu retten; aber sogleich von vielen Kugeln getroffen, stürzte er todt hin, und die übrigen Italiener

liefen davon. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein hölzernes Christusbild auf eine jämmerliche Weise zerschossen; die Arme und Beine hingen nur noch an einzelnen Splittern. Den jungen schönen Menschen, welcher die Kanone retten wollte, hatte ich schon den Tag vorher bemerkt, wie er beschäftigt war, die Zeichen herunter zu werfen, womit die Feinde diejenigen Häuser kenntlich gemacht hatten, welche sie verbrennen wollten. — Bald darauf hörte ich einen Franzosen jämmerlich schreien und sah, daß er von einem Schusse getroffen rückwärts zu Boden fiel. Die Schwere seines mit geraubten Sachen ganz dick gestopften Tornisters hatte seinem Falle diese Richtung gegeben. Seine Cameraden sprangen herbei, hoben ihn auf und wollten ihm helfen; er aber sagte nur noch: „Adieu Camarades!“ und verschied. —

Mitten unter diesem tollen Lärm kam mein Stallknecht zu mir herauf und sagte: „Es sind Franzosen da, die wollen Euch als den padrone della casa erschießen, und hernach uns Andere alle!“ — Zwei meiner Schüler wollten für mich hinuntergehen; ich gab es aber nicht zu und sagte, das könnte nichts helfen; die Franzosen hätten mich verlangt, ich müßte also hinunter, es möchte daraus werden, was da wollte. Als ich die Treppe hinunterstieg, dachte ich, daß ich nun wohl nicht mehr nöthig haben würde, mich rasiren zu lassen, was mir immer sehr peinlich war. Unten fand ich einen Officier, der mich sehr beleidigend anredete: „Ihr Italiener seid Verräther! In's Gesicht schmeichelt ihr uns, wenden wir aber den Rücken, so stoßt Ihr uns den Dolch hinein. Achtzehn Officiere und ein paar hundert Gemeine sind aus den Fenstern Eures Hauses erschossen; aber die große Nation wird auch nicht viel Umstände mit Euch machen!“ — „Ihr nennt Euch die große Nation,“ versetzte ich, „und wollt einen Menschen erschießen, ohne Euch überzeugt zu haben,

ob er wirklich schuldig ist? Was Ihr da von den Italienern sagt, das trifft mich nicht; denn ich bin ein Deutscher."

Der Officier wendete sich hierauf zu einem seiner Leute mit dem Befehl, einen deutschen Soldaten herbeizuschaffen.

Als dieser kam, ging ich auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und sagte ganz ruhig: „Freund, bedeutet Euren Officier, daß er sich hinsichtlich meiner gewaltig irre; ich bin Lehrer an der Akademie, und das, was Ihr mit dem Könige von Neapel auszufechten habt, geht mich nichts an; ich wollte mich wohl hüten, auf Eure Soldaten zu schießen." Ich weiß nicht, wo ich den Muth hernahm, so dreist zu sprechen; die Situation zwischen allen den wilden, bärtigen Kerlen, denen mit ihren Flinten in der Hand die Zeit nach meiner Execution schon lang zu werden schien, war keineswegs ermunternd.

Als der Officier sich vom Soldaten meine Antwort hatte übersetzen lassen, sagte er: „Ein Deutscher? Das ist ein Anderes." Er legte seine Hand an den Helm und setzte hinzu. „Dann sind wir gute Freunde. Lassen Sie uns hinaufgehen." — Ich wollte ihm Erfrischungen vorsetzen und fand bei der Gelegenheit, daß nur noch eine einzige Bouteille im Hause war. Auch gebrach es uns beiden an Schnupftaback, wir mußten uns also damit behelfen, die kleinen Reste aus unseren Dosen zu mischen; eine ordentliche Prise konnte man daraus nicht mehr nehmen, und holen konnte man auch keinen, weil Jeder fürchten mußte, auf der Straße erschossen zu werden. Ein alter Grenadier, der noch dem vorigen Könige gedient hatte, verschaffte mir zum Glück noch zwei Brote. Man hatte den Bäckern alles Brot genommen. Nachdem der Officier eine kurze Zeit bei mir gesessen, sagte er: „Hören Sie, wie noch immer geschossen wird, ich muß fort; denn ich darf dabei nicht fehlen."

Am 23. Januar wurde den Lazaroni der königliche Palast zum Plündern preisgegeben. Diese Erlaubniß befolgten sie auf's Beste. Als ich hinkam, waren nicht allein alle Sachen von Werth weggetragen, sondern auch die nicht fortzubringenden, wie die prächtigen Spiegel, zerschlagen, damit Jeder seinen Theil davon bekäme. Ein Bild, welches ich für den Kronprinzen gemalt hatte, „Hektor's Abschied", fand ich nicht wieder.

Des Nachts drang ein Haufen Soldaten in mein Haus, um zu plündern; wilde Kerle mit Fratzengesichtern, worin kein Zug von menschlichem Gefühle mehr zu entdecken war. Auf ihre Hüte, welche ihnen schlapp um die Ohren hingen, hatten sie Lichter gesteckt; Einer trug eine Fackel, ein Anderer ein Brecheisen, das er mir vor die Stirn hielt, um mir den Hirnkasten einzuschlagen, wenn ich nicht Alles hergäbe; ein Dritter setzte mir die Pistole vor die Brust und schwenkte den Säbel über meinen Kopf, als wollte er ihn damit spalten. Ich sah, daß er Patronen in der Hand hatte, die er mir in die Kamisoltasche stecken wollte; ich wich noch zur rechten Zeit aus. Fanden sie die Patronen bei mir, so hatten sie das Recht, mich auf der Stelle todt zu schießen. Sie trugen sehr große Tornister. Ein Officier sagte mir, einige hätten wohl vier, fünf und mehre hundert Ducaten zusammengeplündert. Stürbe ein solcher, so würde das Geld nach Frankreich an seine Familie gesendet. — Während ich nun mit diesem Gesindel capitulirte, kam ein Elsaſſer, der deutsch sprach und den ich schon vor meinem Hause gesehen hatte, wie er einen Menschen über den Haufen stach; er rühmte sich, schon Viele erschossen zu haben. Dieser wies die Maraudeurs fort. Sie wollten ihm nicht gehorchen, sondern warfen ihm vor, daß er seine Kriegscameraden wegweisen wolle. Er drohete aber mit Schlägen; das half, sie ent-

fernten sich. Er aß mit mir, denn man mußte Alles aufbieten, um die nur einigermaßen menschlich Gesinnten beim Guten zu erhalten. Er bediente sich eines Messers, gerade wie die Italiener es zum Todtstechen gebrauchen, und wenn er mir in seinem lebhaften Gespräche etwas recht deutlich machen wollte, fuhr er immer mit dem Messer gegen mich ein, was mir eine sehr unangenehme Empfindung verursachte. Nach diesem kam ein kleiner roth gekleideter Franzose, der aber äußerst höflich war. Ich ließ mich in's Gespräch mit ihm ein und erzählte, daß ich den Maler David recht gut gekannt hätte. „Warum geht Ihr nicht nach Paris?" fragte er; „das ist der rechte Ort für Künstler, da würdet Ihr geschätzt sein und Euch wohl befinden!" Es war ein beliebter geistreicher Mensch, und ich hätte ihn gern einmal wiedergesehen, aber er durfte seinen Posten nicht verlassen. — Einem Lieutenant, welcher Brillant-Schnallen an den Knieen und auf den Schuhen trug, wahrscheinlich gute Kriegsbeute, zeigte ich mein Bild: „Hektor wie er dem Paris seine Weichlichkeit vorwirft." Das gefiel ihm so sehr, daß er ausrief: „Wenn ich nicht Soldat wäre und das Malen gleich so verstände wie Ihr, so möchte ich ein Maler sein!" Mehre Soldaten hielten mich für einen Conditor, sie sahen die Gypsabdrücke in meinem Zimmer für Zucker an und überzeugten sich erst von ihrem Irrthume, wenn sie darauf gebissen hatten.

Ein Privatsecretair der Königin, welcher viele schöne Antiken besaß, hatte einen Jupiter Ammon mit den Widderhörnern nach dem Studio bringen lassen, wo er restaurirt werden sollte. Die Franzosen aber durchschossen die Thür und trafen unglücklicher Weise diesen Kopf auf's Auge; die Kugel riß ein bedeutendes Stück weg. Eine schöne Restauration!

Als ich schon glaubte, daß der schlimmste Lärm vorüber und die Stadt eingenommen wäre, sah ich plötzlich meinem Hause gegenüber ein Kloster brennen, Aebtissin und Nonnen wurden gemißhandelt und eine derselben, die sehr schön war und für deren Auslieferung die Familie viel Geld geboten hatte, wurde 14 Tage lang zurückbehalten. Wenn man auf der Straße ging, wurde man oft von Begegnenden plötzlich gefragt, ob man zur Partei des Königs oder der Republik gehöre? Da man nun nicht wußte, mit wem man es zu thun hatte, so war man immer in Angst und Gefahr, von einem Feinde niedergestoßen zu werden. An den Straßenecken waren Galgen errichtet für die Royalisten, und alle Neapolitaner mußten die französische Nationalcocarde tragen, welches die Meisten nur mit dem größten Widerwillen thaten.

In meinem Hause hatte ich einen Hauptmann aus der so unglücklich berühmt gewordenen Familie Calas*). Es war ein kleiner sehr artiger Mann, welcher versicherte, er bliebe nur bei mir, um mich zu schützen. Er erzählte mir, sein Vater hätte ihn, da er noch ein Knabe gewesen, bei den Kriegsunruhen in der Gegend seiner Vaterstadt auf die Anhöhen geführt und die Wachtfeuer ringsumher gezeigt; dieser Anblick hätte seine Neigung zum Soldatenstande geweckt und so für sein ganzes Leben entschieden.

Nachdem die Stadt eingenommen und die Ruhe wieder hergestellt war, ließ der General Championnet mich zu sich rufen. Er empfing mich auf's Höflichste und ich mußte mich zu ihm auf's Sopha setzen. Es wäre leicht zu denken,

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Jean Calas, geb. 1698 zu Lacaparède bei Chartres, ein protestantischer Kaufmann, fälschlich des Kindesmordes beschuldigt und gerichtet. Voltaire bewirkte die Revision der Prozeßacten und die Erklärung von Calas Unschuld.

äußerte er, daß solche Unruhen von vielen Menschen benutzt werden möchten, um Statuen oder andere Antiken zu entwenden; da ich nun Deputirter der farnesischen Alterthümer wäre, so würde ich ohne Zweifel die Schlüssel zu den Zimmern haben, in denen die Antiken ständen. Er setzte hinzu: „Wir wollen sie nicht haben, wir wollen nur dafür sorgen, daß sie nicht verloren gehen, und dazu verlangen wir Ihre Nachweisung und Hülfe." Meine Antwort war, die Antiken wären mir alle genau bekannt, sie ständen aber hier und dort zerstreuet und wir kämen nur zusammen, um uns darüber zu besprechen, was sie vorstellten und welcher vorzügliche Kunstwerth die einzelnen auszeichnete.

Ich hatte schon gehört, daß ein gewisser Pasqual, welcher vor der Revolution in Versailles Priester gewesen, Championnet's rechte Hand wäre. Dieser war zugegen und hörte genau auf unsere Unterredung. Als der General mich sehr freundlich entließ, bat ich ihn, wenn er ein Kunstfreund wäre, zu mir zu kommen, wo ich ihm viel Sehenswürdiges zeigen könnte. Nun trat der Bürger Pasqual hervor, redete mich an, faßte mich unter den Arm und ging mit mir in dem langen Saale auf und nieder. Auch den lud ich ein zu mir, wenn er die Kunst liebte. „O ja!" sagte er, und winkte einem Adjutanten, den Wagen vorfahren zu lassen; er wollte sogleich mit mir. Wir Drei stiegen ein und fuhren nach meinem Hause, wo ich ihnen die homerischen Kupfer und die Zeichnungen vorlegte, welche noch gestochen werden sollten. Pasqual sprach über das schöne Land, welches so viele Schätze enthielte, und sagte, wie man hier so große Dinge zu Stande bringen könnte, wenn man sich nur die Mühe geben wollte. Er war mit dem Homer gut bekannt; der Adjutant aber noch besser. Als wir meine Zeichnungen nach Antiken durchgesehen hatten, sagte er:

„Kommen Sie mit zur Tafel und wiederholen Sie das alle Tage, wenn es Ihnen bei uns gefällt.“ Wir fuhren wieder hin und fanden alle Generale und eine Menge Stabs-Officiere schon an der Tafel. Nach Tische führte Pasqual mich in ein Cabinet, stellte sich an den Kamin und wir sprachen weiter über den Homer. Auf einmal trat er vor mich hin und sagte: „Sie sollen General-Director über alle Kunstwerke in ganz Italien werden.“ Die Franzosen betrachteten damals Italien schon wie ihre Provinz. Ich erschrak und dachte, das ist eine Falle. Sie merken recht gut, daß du von Allem Bescheid weißt, und weil du in deiner Unbefangenheit davon zu viel hast merken lassen, so wollen sie durch dich herausbringen, wo überall die besten Sachen stecken, um sie wegzunehmen und nach Paris zu bringen. Meine Verlegenheit war nicht gering, besonders weil ich keiner von denen bin, welche sogleich eine entscheidende Antwort zu geben wissen; sondern mir in der Regel erst den folgenden Tag einfällt, was ich hätte sagen sollen. Hier aber kam mir doch zum Glück ein guter Gedanke. Es lebte in Neapel ein gewisser da Luca, ein starker Grieche, welcher den Homer fleißig studirte, ihn übersetzte und sich so in die homerische Welt vertieft hatte, daß er behauptete, es wäre nichts auf Erden, was nicht schon im Homer vorkäme. Regierungskunst, Politik, Kriegswissenschaft, wie ein Hausvater seiner Familie vorstehen müsse, Alles könnte man aus dem Homer lernen, sogar wie man Linsen am besten weich koche. Den nahm ich mir zum Vorbilde. Ich rühmte die Kriegskunst der Franzosen und sagte, man könnte wohl sehen, daß sie es aus dem Homer gelernt hätten, und wenn sie so mit Erobern fortführen, würde es bald Friede werden; der trojanische Krieg hätte auch zehn Jahre lang gedauert. Wonach man immer fragte, meine Antwort wies gleich auf den Homer hin;

wovon Einer mit mir sprach, ich brachte den Homer in's Spiel, es mochte so toll herauskommen wie es wollte, immer und immer den Homer, als ob ich nichts Anderes wüßte, sähe und träumte. Nachdem ich das eine Weile getrieben hatte, bemerkte ich in der hohen Meinung, welche Herr Pasqual anfangs von mir zu hegen schien, eine große Veränderung. Er fing an mich zu bedauern, und es währte nicht lange, so war er fest überzeugt, daß ich über dem alten griechischen Zeug meinen Verstand verloren hätte. Da ließ er mich in Ruhe und von dem General-Director über alle Kunstwerke Italiens war nicht weiter die Rede.

Am 20. März 1799 reiste ich mit Heigelin und den beiden Hackerts von Neapel nach Livorno. Als ich meine homerischen Kupferplatten und die Platten zum etrurischen Vasenwerke an Bord des Schiffes bringen ließ, glaubten die Träger, es sei Geld in den Kisten, weil sie so schwer waren. Die Kiste, worin ich ein Originalbild von Raphael gepackt hatte, war mit einem doppelten Boden versehen, damit jeder Beschädigung möglichst vorgebeugt würde. Andere Bilder, z. E. zwei von Guido Reni, hatte ich zu den Kupfertafeln gelegt.

Das so glänzende Neapel erschien mir jetzt schwarz und traurig wie ein Grab. Sonst waren die Klöster auf den Bergen umher an den heiligen Festen mit tausend Lichtern erleuchtet, es wurden Kanonen und Feuerwerke abgebrannt: — nun war Alles dunkel und öde; die hohen Paläste standen finster und schweigend, kaum hier und dort blinkte ein einsames Licht. Mein Blut war in Gährung, meine Nerven waren in Erschütterung und mein Herz war in Wehmuth! Diese Stadt, wo ich so viel genoß, so viele Freude, so viele Freundschaft, so viele Ehre! — Die Anker wurden gelichtet,

die Segel aufgezogen und vom Winde gespannt. Das Schiff fing an zu gehen! Da kamen wir nun vorbei an dem Hause, in welchem ich so manches Jahr gewohnt hatte!

Bei unserer Abfahrt ereignete sich noch ein sonderbarer Vorfall. Es war verrathen, daß ein Silberarbeiter, der sich an Bord befand, zweitausend Scudi bei sich habe; dies war der Erwerb seines Fleißes und er dachte sich damit in Florenz einzurichten. Der Polizeibeamte befahl, daß alle Koffer aufgeschlossen werden sollten. Wir Alle waren nicht wenig in Angst, daß man bei dieser Gelegenheit auch zum Unsrigen Lust bekommen möchte; aber es wurde nichts genommen, als jene Summe, welche die junge schöne Frau des armen Silberarbeiters unter ihrem Kleide verborgen hatte.

Vorzüglich betrübte es mich, als ich dem Felsen vorbei fuhr, auf welchem Hamilton ein kleines Lustgärtchen hatte. Man konnte unter dem Felsen durchgehen. Mir fielen alle die frohen Stunden ein, welche ich hier verlebt hatte. So lange der Sommer dauerte, holte er mich jeden Mittag um zwei Uhr in Begleitung der Lady ab und dann aß ich bei ihm. Seines angenehmen Erzählungstalentes habe ich schon erwähnt. Bei jenem Felsen kam mir eine seiner launigen Geschichten in's Gedächtniß, welche er mit ganz vorzüglicher Lebhaftigkeit und Anmuth vortrug. In seiner Nachbarschaft unter einem anderen Felsen wohnte ein Ehepaar in einer kleinen Hütte. Nun geschieht es oft, daß bei anhaltend starkem Regen sich Stücke, die sehr überhangen, von den Felsen losreißen. So hatte einst die Hütte der beiden Eheleute das Schicksal, daß sie von Felsenstücken bedeckt und den Bewohnern der Ausgang versperrt wurde. Sie glaubten, daß ein Erdbeben sei und sie dabei unter die Erde versenkt worden wären, und bereiteten sich auf ihr nahes Ende vor. Nach katholischem Glauben aber kann Keiner selig werden,

der nicht einem Beichtvater oder, in Ermangelung dessen, sonst Jemandem seine Sünden gebeichtet hat. Die beiden Eheleute beichteten also gegenseitig. Was sie einander vertraueten, läßt sich nicht gut schreiben, aber wohl errathen.

Weiter fuhren wir am Posilippo vorbei, und als wir an die Stelle kamen, welche man die Schule Virgil's nennt, erinnerte ich mich daran, daß ich oft des Sonntags bei großer Hitze mit allen meinen Schülern hierher gegangen war. Man findet hier immer Seegras, das von den Wellen angetrieben wird. Davon nahm ich und legte mich darauf in eine Felsenspalte, wo immer ein Durchzug vom Winde war. In der Nähe ist eine Grotte, in der es spukt. Die Türken legten sich einmal mit ihren Schiffen hinein, um Neapel zu überfallen. Jetzt halten sich, so glaubt man, Zwergmännchen darin auf, die sich dem Vorübergehenden auf die Schultern setzen und ihn unausgesetzt ohrfeigen. — Dann besuchte ich auch wohl einen Ort, ringsum mit einer einsamen Felsenbucht. Die Felsen stehen geradeauf gegen den Himmel Hier hauset die einsame Amsel. Wie lebhaft empfand ich hier jedesmal den wunderbaren Contrast dieser wie aus der Welt verlorenen, in sich zurückgezogenen Stille mit dem rauschenden Gewühle der großen, prächtigen, bevölkerten Stadt — und diese Contraste so nahe bei einander! —

Das Alles lag nun hinter mir und die wehmüthige Erinnerung an so manche heitere Stunden der Vergangenheit ließ mich die Pein der Gegenwart um so schmerzlicher empfinden. Dazu wurde ich seekrank, so daß Alle an meinem Aufkommen zweifelten. Nur mit Mühe konnte ich eine halbe Tasse Thee genießen, indem ich sie hinunter nippte.

Auf der Höhe von Monte-Christo, einer kleinen Insel zwischen Italien und Corsica, kam ein kleines bewaffnetes Fahrzeug auf uns zu und befahl uns, beizulegen. Es war

ein Caper, und als wir die Turbans und türkischen Gewänder seiner Equipage erkannten, sank uns Allen der Muth und wir sahen uns schon als Galeerensclaven nach Algier oder Constantinopel gebracht. Besonders mein Freund Heigelin war sehr bange. Der Einzige von unserer Gesellschaft, welcher bei diesem Uebergange mehr Freude als Traurigkeit zeigte, war ein Dattelnhändler aus Tunis. Wie der seine vermeintlichen Landsleute sah, gerieth er ganz außer sich und tanzte auf dem Verdecke herum. Als aber die Franzosen ihre Verkleidung ablegten und zeigten, wer sie waren, da wurde unser Türke in eben dem Maße schwermüthig, wie er vorhin froh gewesen war. Wir sollten nach Corsica, Bonaparte's Vaterland, gebracht werden, wo man uns in ein Gefängniß geworfen, uns vielleicht verhungern lassen, ganz gewiß aber unserer Sachen beraubt hätte. Zum Glück waren unsere Reisegefährten, Heigelin und der Banquier Schwarz aus der Schweiz, reich genug, um die Corsaren mit Geld zu befriedigen und uns aus ihren Händen zu retten.

Ich lag sehr krank darnieder. Das Steuerruder, welches sich an den Kielbalken scheuerte, brachte Töne hervor, die dem Angstrufe eines Sterbenden glichen; eine angenehme Musik für mich, der ich dem Tode sehr nahe zu sein glaubte! Dazu stieg am Horizonte ein schwarzes Gewitter auf und die Nacht wurde stockfinster. Der Blitz schlug nach der Küche in einen eisernen Gropen; zum Glück aber zündete er nicht. Der Capitain stand am Ruder und der Steuermann war im Vordertheile des Schiffes. Plötzlich rief der Capitain: „Haltet Wasser! Ich höre die Wellen an die Felsen schlagen!“ — Es war eine schreckliche Nacht! Der Wind blies mit solcher Gewalt, daß wir jeden Augenblick den Untergang fürchteten. Man glaubte gegen Sardinien hingetrieben zu sein. Bei Tagesanbruch aber entdeckten wir die Insel Elba

und die Felsen von Piombino, welche nur sehr wenig aus dem Wasser herausstehen. Später wurden wir auch die Insel Gorgona gewahr; wir kamen ihr so nahe, daß wir sie mit bloßen Augen sehen konnten. Bei dem gewaltigen Sturme hatten wir gewiß hundert Meilen gemacht, und als es Tag wurde, sahen wir uns doch auf derselben Stelle, wo wir den Abend vorher gewesen waren. Unser Capitain verstand wenig von seinem Fache und der Lootse noch weniger. Auch sahen wir die Formiculi, eine Menge kleiner Felsen. Michel Angelo verlor hier alle Zeichnungen, die er nach Dante's Hölle gemacht hatte. Ich flehete Gott an, daß er mir nur meine homerischen Kupfertafeln nicht möge untergehen und mich glücklich damit nach Göttingen gelangen lassen, damit der Heyne den Text dazu schreiben könnte!

Endlich lavirten wir in den Hafen von Livorno hinein, nachdem wir zwölf Tage unterweges gewesen waren. Hier lag eine dänische Fregatte, welche ebenfalls wie unser Schiff vom Blitz getroffen war, der nicht gezündet, sondern rund um das Schiff alle Kanonen berührt hatte. Die Sanitätsbeamten kamen uns entgegen und thaten viele Fragen an uns, was mich sehr langweilte. Dann wurden wir Alle, um Quarantaine zu halten, nach dem von der Familie Medicis erbauten Lazareth gebracht. — Hier sah ich auch die zwei großen länglichen Granitbecken, welche sonst auf der Villa Medicis in Rom standen. Heigelin war dänischer Consul und erhielt daher oft Besuche von Dänen, welche sich hier in Livorno befanden. In dem sogenannten Lazareth belustigte uns unser Türke mit allerlei Kunststücken und Späßen. Er legte z. B. auf einen umgestülpten Topf ein kleines Stück Geld, welches der haben sollte, der es bei verbundenen Augen mit dem Munde aufheben könnte; nun schob er aber eine brennende Kohle unter u. s. w.

Im Lazareth mußte ich mich an den Unter-Feldscherer halten, der mich in Neapel gekannt hatte. Der Ober-Regiments-Feldscherer befahl nämlich, der einen Reihe, in welcher ich lag, die Beine bis an die Gelenke abzusägen und die ganze Reihe zu begraben; der anderen Reihe, welche an der Ruhr litt und in welcher mein Freund lag, trocken Brot zu geben. Bei diesem Manne ging's in's Große und mit einem Blick von Uebersicht blieb er an der Thür stehen und commandirte: „Reihe vor Reihe!"

Hier in Livorno sah ich auch in einer Trödelbude ein lebensgroßes Bild in Oelfarbe, das nach der Marmorstatue des stehenden Christus mit dem Kreuze gemacht war. Diese Statue, deren Fuß schon abgeküßt und mit einem vergoldeten Bronzeschuh überzogen war, befand sich in der Kirche alla Pace. Die Figur des Bildes war in der nämlichen Größe, wie die Statue selbst. Der Contour war mit der größten Richtigkeit gezeichnet und verrieth, unter der Aufsicht des Michel Angelo gemacht zu sein. Es war mehr Zeichnung als Gemälde; denn aller Fleiß war auf die Linie verwandt, welche den Körper umschreibt und die einzelnen Muskeln. Die Behandlung hatte viel Aehnliches mit der des Sebastiano del Piombo. Es wäre für eine Akademie ein nützliches Vorbild für die studirende Jugend gewesen, um danach zu zeichnen.

X.

Einzelne Bruchstücke aus Tischbein's letzten Lebensjahren.

(Von 1799 bis 26. Juni 1829.)

1. Reise von Livorno nach Cassel.*)

In Stuttgart sah ich einige Schädel von Ochsenköpfen, die im Main gefunden waren. Sie stammten von Geschöpfen, die vor der Sündfluth gelebt hatten und sich nicht mehr finden. Die Hörner davon waren vorn krumm gebogen. In Mainz zeigte man mehr dergleichen. Der Aufseher des

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Wie bereits in der Vorrede bemerkt wurde, ist dieser letzte (X.) Abschnitt nur aus Fragmenten zusammengesetzt worden, und zwar aus Hunderten einzelner Notizen, welche Tischbein, oft ohne nähere Angabe der Zeit, des Namens, Ortes und der Sache, gleichsam als Gedankenspäne losen Blättern und Papierschnitzelchen anvertraut hatte. Man hielt die Bearbeitung dieser sibyllinischen Blätter um so weniger für unbelohnend, weil sich dieselben gerade über die glänzendste Epoche von Tischbein's Künstlerlaufbahn verbreiten und auch nicht bloß als Geistesreliquien eines bedeutsamen Mannes, sondern mehrentheils wegen ihres Gehaltes von Interesse sind; hin und wieder sogar Aufschluß geben über seinen Aufenthalt, seine Unternehmungen, seine Stimmung, und daher für einen späteren Biographen als wichtige Anhaltspunkte zu betrachten sein möchten. Ausdrücklich ist hier noch zu bemerken, daß mehre, gerade in diesem letzten Abschnitte enthaltene geist- und gemüthvolle Stellen bereits früher von einzelnen Autoren bei Beschreibung Tischbein'scher Bilder in Journalen und Flugschriften benutzt worden sind, daß jedoch bei vorliegendem Werke, so leicht man dasselbe auch aus bereits Gedrucktem hätte erweitern können, stets der Grundsatz festgehalten wurde, nichts aufzunehmen, was nicht aus der ganz zuverlässigen Quelle Tischbein'scher Originalmanuscripte geschöpft werden könnte.

Museums sagte mir auch, es befände sich dort noch ein abgebrochenes Schienbein von einem außerordentlich großen Riesen aus der Vorwelt. Als ich ihm erwiederte, daß es ein Unterkiefer eines Wallfisches sei, wollte er sich nicht bedeuten lassen und meinte, es habe vor der Sündfluth solche Riesen gegeben.

Wir kamen in einem Wirthshause an, wo viele szeklersche Husaren lagen, die Ungarisch sprachen. Sie plänkerten mit den Franzosen und schossen Manchen todt. Ihre Pferde wurden auch im Stalle nie abgesattelt.

In Frankfurt logirten wir bei meinem jüngsten Bruder Jacob. Der war gut Freund mit einem Doctor, Namens Herrmann aus Straßburg, welcher uns bei den Gebrüdern Bethmann einführte. Hier wurde man fürstlich bewirthet. Vor dem Hause stand das Monument, welches der Landgraf Wilhelm den gefallenen hessischen Officieren hatte setzen lassen. Hier lernte ich auch den Herrn Sömmering kennen, der eine wunderschöne Frau hatte, die aber leider früh starb.

Die Stadt Frankfurt hat drei gefühlvolle Menschen hervorgebracht, deren Gemüth sehr empfänglich für das einfache Ergötzliche der Natur war: den Goethe, den Elzheimer und Heinrich Roos. Hätten wir auch nichts von Adam Elzheimer, als seine stillen wolkenlosen Morgen und seine klaren Nächte, mit einem Feuer, um welches Hirten sitzen, die ihr Vieh in der Nähe weiden: so würde schon dies allein sein Andenken ewig erhalten. Jeder Mensch von Gefühl, der diese Bilder sieht, wird sich der Empfindungen erinnern, die er beim Anschauen eines schönen Morgens und einer klaren Nacht genoß. — Heinrich Roos hat Hirten-Scenen gemalt, die so einfach und zart sind, daß sie den besten Idyllendichtungen zur Seite gesetzt werden können. Sie sind so

kindlich, daß man an der Wiege mit ihrer Erzählung ein Kind in sanften Schlaf bringen könnte. Ich denke mir den Heinrich Roos, der zu seinen Beobachtungen und Beschäftigungen die genügsamen, geduldigen Schafe nahm, als einen sehr glücklichen Menschen; wenn ich mir als Gegensatz einen Anderen vorstelle, der zeitlebens an der Geschichte eines Cato von Utika schreibt. Mein Onkel in Hamburg sagte oft, wenn er kein Maler wäre, so möchte er Schäfer sein; er ginge alsdann mit friedsamen Geschöpfen um, suchte die schönsten Stellen der Landschaft aus und freute sich über die wechselnden Tageszeiten, sähe die Sonne kommen und untergehen, stände ruhig am Hügel auf seinen Stab gelehnt und sähe die Schatten der Wolken über die Felder und Wälder hinfliegen. — Lavater pflegte zu sagen, er lerne einen Menschen besser kennen, wenn er auch ein Portrait von ihm sähe. Die Copie lehre im Original Sachen entdecken, welche er vorher nicht gekannt habe. So verdanke auch ich den natürlich gezeichneten Schafen des Heinrich Roos, daß ich die schuldlosen, friedsamen, in genügsamer Ruhe zusammenliegenden Schafe besser kennen lernte. Ich sah eins seiner Bilder, auf welchem gegen Abend eine Frau mit ihrem Kinde ihren Mann auf der Weide besucht. Das Vieh, welches geringe Landleute zu ihrem Haushalte nöthig haben, ist reichlich gesättigt. Eine gelbe Kuh liegt im Grase, neben ihr eine graue Ziege und ein altes Pferd, das nach der Arbeit ausgespannt worden ist und die müden Knochen ausruhet. Ein weißes und ein schwarzes Schäfchen neben einander, das schwarze lehnt seinen Kopf auf das weiße und schmiegt sich sanft in die weiche Wolle. Der Schäfer liegt ausgestreckt, seine Sackpfeife neben ihm und er betrachtet Frau und Kind. Ein buntes Hündchen kratzt sich hinter dem Ohre; die Zeit währt ihm lange, bis es nach Hause kommt.

In der Ferne sieht man das ländliche Haus, aus dessen Schornstein Rauch kommt. Das alte Mütterchen bereitet vielleicht schon das Abendessen. Auf einem Hügel steht ein verfallener Tempel und auf einem höheren Berge eine prächtige Villa, deren Cypressen und Pinien in die schöne frische Luft ragen. — Im Hause meiner Schwester Pforr fand ich viele Handzeichnungen von Roos, auf denen Schafe in allen möglichen Stellungen vorkamen.

Die natürliche Neigung zu dem friedsamen, geselligen Leben der unschuldigen Thiere mag bei Roos wohl genährt worden sein durch den Umgang mit du Jardin und van der Does. Von dem Letztern, der unter allen Malern die Schafe am natürlichsten darstellte, erzählt man, daß ihn einst, als er den Schafen nachgeschlichen war, um ihnen ihr Eigenthümliches abzulauschen, seine Landsleute bei Rom auf dem Felde beinahe verhungert fanden.

Dann fuhren wir nach Hanau zu meinem Onkel Wilhelm, der mich einst über die Taufe hielt. Er war der einzige meiner Onkel, den ich noch am Leben fand; die anderen waren schon längst im Grabe. Bei ihm sah es gar nicht aus, wie bei einem Maler. Jeden Abend ließ er Bild und Staffelei aus der Thür setzen. Er hatte ein Blumenbrett vor dem Fenster, unter welchem die Schwalben ihr Nest bauten. Wenn die Schwalben im Herbst nach wärmeren Ländern zogen, legte er einen Deckel über das Nest. Im Frühjahr kamen sie dann wieder und brüteten ihre Eier aus. Oft ging er hin, nahm den Deckel ab und betrachtete sie. Sie blieben ruhig sitzen und er freuete sich über das schöne Auge, womit sie ihn ansahen.

In Gießen besuchte ich meine jüngste Schwester, die den geschickten Pferdemaler Pforr geheirathet hatte. Die Frankfurter schätzten den Pforr so sehr, daß sie für seine

Wittwe zusammenschossen und seine beiden Söhne in Gießen studiren ließen. Diese hatten viel Talent. Ich blieb einige Tage in Gießen. Dann wurde ich von drei Damen aus Frankfurt abgeholt und wir fuhren nach Marburg, wo uns Herr von Wildungen besuchte, der den bekannten Jagdkalender geschrieben hat. Er speisete bei uns und wir brachten einen vergnügten Abend mit ihm zu. — Von Marburg aus hätte ich gern meinen Geburtsort Haina besucht, der nur einige Stunden davon entfernt liegt; aber unser Weg führte uns nicht dahin.

Am 20. Juli 1799 kam ich bei meinem Bruder und meiner Schwester in Cassel an. Ich hätte sie kaum wiedererkannt, so sehr hatten sie sich verändert. Verändert fand ich Alles. Mein Onkel war gestorben*) und auch viele meiner Freunde, bei denen ich viel Liebes erhalten hatte, lagen in den Gräbern, über welchen schon seit Jahren Moos gewachsen war. Das konnte wohl nicht anders sein, da ich an zwanzig Jahre in Italien zugebracht hatte. — Den Luigi Hummel stellte ich meinem Bruder und meiner Schwester als meinen Sohn vor. Sie glaubten, daß er mein wirklicher Sohn wäre. Als Hummel's Vater in Neapel auf dem Sterbebette lag, ließ er mir sagen, ich möchte doch zu ihm kommen, er wollte mir seinen letzten Willen anvertrauen. Nun empfahl er mir seinen Sohn und ich versprach auch, diesen als Kind anzunehmen. Da wandte er sich um und that die Augen zu. Es war damals kein Geld in Neapel zu haben, doch lieh ich es von einem Anderen und nahm den Luigi zu mir. Ich habe nie einen anhänglicheren und

*) Anmerk. d. Herausg.: Johann Heinrich Tischbein, der berühmteste seiner Oheime, kurhessischer Rath, Director und Professor der Akademie zu Cassel, starb 1789.

treueren Menschen gehabt. Er besorgte alle meine Sachen auf das Pünktlichste, und darum nahm ich ihn auch mit hierher.

Es machte mir viel Vergnügen, nachdem ich das schöne Land selbst verlassen hatte, hier in Bildern das wieder zu finden, wodurch ich auf meiner ersten Reise nach Italien so sehr ergötzt wurde, und was mir in Rom und die ganze Zeit nachher immer im Sinne lag. So hing das Grottengebirge bei Aquapendente von Both in meiner Stube. Wenn die Morgensonne auf das Bild fiel, sah ich die Felsen in demselben Lichte, in welchem ich sie in der Morgenstunde erblickte, als ich vor ihnen vorbeifuhr. Auch von Peter de Laar, Berghem, du Jardin u. A. hatte ich hier Manches. Das erhielt mich in der Gegenwart und in derselben Empfindung, die ich hatte, ehe ich und als ich nach Italien kam und fand, daß vor zweihundert Jahren Andere es eben so gesehen hatten, wie ich. — Auch fand ich bei meinem Bruder und meiner Schwester viele Zeichnungen mit Schafen von Heinrich Roos. Ich copirte viele davon und hängte sie, um immerwährend ein ganzes Hirtenleben vor Augen zu haben, an die Wand. Auch mein Vetter Strack hatte schöne Bilder von Roos; doch kam er immer darauf zurück, daß mein Bruder das beste besäße, worauf Roos mit seiner ganzen Familie abgebildet sei, wie er, von Schafen umlagert, mit seinen Heerden bei fröhlichem Mahle verbringe. — Als nun die Franzosen immer mehr zum Zerstörungskriege ihre Armeen verstärkten, die Glocken zu Kanonen umschmelzten, alle Ordnung störten, alles Eigenthum raubten und ich selbst in meinen mühseligen und kostspieligen Unternehmungen gehindert ward, sah ich ein, daß, wer nicht eben so viel Kanonen und Soldaten hätte, wie sie, sich in Geduld ergeben und mit Heidekraut fürlieb nehmen müsse, wie die geduldigen Schafe. Sie sollten meine Lehrmeister sein, um

mich selbst in der Geduld zu üben. Ich zeichnete sie daher, wie sie mit ihren Lämmchen auf öder Heide in genügsamer Ruhe zubringen. Eins dieser Bilder führte ich in Oel aus, und zwar auf einem Brette, welches vielleicht ein Schüler desselben Philipp van Dyck grundirt hatte, der sehr schöne Bilder zur casseler Gallerie lieferte. Da sah man Mutterschafe mit ihren Jungen. Das eine hält sein weiches Kleid von Wolle einem anderen zum Ruhebette hin und trägt mit Behagen den Kopf des Nachbars auf seinen Schultern. Dort schläft das zarte Kleine auf dem Rücken der Mutter, die mit Wohlbehagen die liebe Bürde trägt, und mit dem Kopfe ein anderes, welches trinkt, noch näher unter sich schiebt, damit die Milch häufiger ströme. Sie schauet nach ihm, wie das krause Schwänzchen vor Freude wedelt. Ein drittes lehnt sein Köpfchen, Ruhe suchend, an die weiche Seite der Mutter. Dort steht eine andere; sie unterhält mit freundlichem Blicke ihr Lämmchen, damit es warte, so lange die anderen an ihren Brüsten trinken. Es sind ihrer drei Lämmer, und doch hat sie nur zwei Brüste zu gleicher Zeit zu geben; aber dafür einen reichen Schatz von Liebe. Wer so ein Bild mit Schafen entwirft, dem schweben gewiß Menschen vor. Man kann in gewissen Fällen Thiere vorstellen und eben dadurch eine stärkere Wirkung auf das menschliche Gemüth hervorbringen, als wären es Menschen.

---

2. Einzelne Notizen über Reisen nach Hannover, Göttingen und Westphalen.

Im Jahre 1800 war das Wetter in Hannover so schön, wie ich es nie zu Weihnachten in Italien erlebt habe. Es war mild, wie im Frühjahre, und zu Neujahr eben so klar, wie es in Italien zu sein pflegt.

Am 18. October 1800 wurde in Göttingen ein Mann mit seiner Frau an den Schandpfahl gestellt, die sich über alle Maßen freueten, daß sie von Gerichtswegen so nahe zusammengekettet wurden, nachdem sie sich zwei Jahre nicht gesehen hatten. Sie unterhielten sich mit den zärtlichsten Liebkosungen.

Im August 1801 machte ich eine Reise mit dem Grafen Münster nach Osnabrück und besah ganz Westphalen. — Wir ritten nach der Rabenwiese, wo die Pferde zurückgeführt wurden, und fischten in der Hase. Sie fließt zwischen Hecken und Gesträuchen und die Ufer sind mit den schönsten Pflanzen und Blumen und Schilf aller Art bewachsen. Die Natur wechselt hier auf die gefälligste Art und kein englischer Garten kann geschmackvoller mit Gesträuchen ausgeziert sein, wie dieser von der Natur. Hier muß die Kunst zurückstehen.

Wir wandelten zu Fuß durch's Feld nach der Helgehege und bewunderten die lichten Sonnenblicke, welche auf die grünen Wiesen fielen, besonders in dem Eichenforste Arenswald, wo die einzelnen Strahlen zwischen den Bäumen durchschossen. In der Ferne genossen wir die Aussicht durch lichte Eichbäume auf eine große Wiese, auf welcher das Vieh weidete. Dahinter wieder zog sich eine Reihe Bäume weg, und noch mehr zurück stand ein dunkler Wald, auf der Seite aber ein Hügel mit Gebüsch. Dann kamen wir auf das Feld, wo die Landleute einernteten und pflügten. Hier fängt die Helgehege an, die von Weitem gesehen einen langgeschwungenen Kranz bildet und das Feld entlang sich bald in Vertiefungen senkt, dann sich wieder auf Höhen erhebt. Schon von Ferne zeigen sich die schönsten buschigen Eichen; aber je näher man kommt, desto mehr staunt man über ihre Größe und sie flößen heiligen Schauer ein. — Es stieg ein Gewitter auf und die Wolken thürmten sich in großen Massen über und durch einander. Sie wurden immer dunkler, nur hier und da leuchtete noch die Sonne durch. Meine Führer befürchteten, vom Gewitter in diesem Felde oder unter den Eichen überfallen zu werden, und riethen, zurückzukehren. Aber ich war zu begierig, die stattliche Hecke von Eichen zu sehen, und da ich nun so nahe war, eilte ich hin. Sie bilden zwei Reihen Bäume, in deren Mitte ein etwas vertiefter Gang ist, mit dem schönsten Grase und Gebüsche bewachsen. Ich ging hinein, sah sie von beiden Seiten und ging auch heraus, um sie vom Felde her zu betrachten. Wie erstaunte ich über die Größe! Ich konnte nicht widerstehen, die eine alte Eiche zu zeichnen; sie war sehr dick und voll von Aesten, die zum Theil verdorret und abgebrochen, oder vor Zeiten vom Gewitter zerschlagen waren. Es fing an zu regnen, es blitzte und donnerte. Aber ich ließ mich nicht irre machen

und zeichnete immer fort, bis mich ein starker Blitz und lauter Donner erschreckte. Ich sah gerade scharf auf einen zerschlagenen Ast, der plötzlich so hell beleuchtet wurde, daß ich erst glaubte, es hätte eingeschlagen. Unter starkem Regen wanderte ich zurück; lieber über das freie Feld, als unter dem Schutze der Eichen.

---

3. Aus dem hamburger Aufenthalte bis zum Jahre 1808.*)

Fragmente aus dem Entwurfe einer in Hamburg zu errichtenden Zeichenschule, und Notizen über eine daselbst gestiftete Gesellschaft der Kunstfreunde.

Ein Staat, der für das Wohl und die Bildung der Nation besorgt ist, trifft Anstalten, die Kunst zu üben, legt Schulen an, setzt Lehrer ein und muntert durch Prämien die Jugend zum Fleiße auf. Die zeichnenden Künste haben

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Von Cassel aus reiste Tischbein öfter nach Göttingen. Hier beschäftigte ihn besonders die Herausgabe seines Homer's in Bildern; wozu Heyne mit Benutzung der Tischbein'schen Notizen einen, durch eigene Zusätze leider zu lang ausgesponnenen Commentar lieferte. (S. Homer nach Antiken, gez. von W. T. mit Erkl. von Heyne: Heft 1—6, Göttingen 1801—4; und von Schorn: Heft 7 — 11, Stuttgart 1821 — 23. — Der Sache angemessener und treuer als Heyne, hielt sich Villers in seinem französischen Texte an die Tischbein'schen Vorarbeiten, und ist keineswegs, wie Ebert in seinem bibliographischen Lexikon meint, nur als Uebersetzer anzusehen. — Hier in Göttingen vereinigte Tischbein sich auch mit Blumenbach über die Revision seiner Fragmente aus der vergleichenden Physiognomik. — Nachdem sich nun in dieser Zeit die Unterhandlungen mit dem Hofe zu Neapel, ungeachtet der ehrenvollsten Aufforderungen, an den dortigen Posten zurückzukehren, zerschlagen hatten, weil das verlangte Reisegeld nicht erfolgte, und später bei der gänzlichen Vertreibung des neapolitanischen Königs durch die Franzosen

größeren Einfluß auf das bürgerliche Leben, als man gewöhnlich glaubt. Zeichnen gehört schon zu allen Werkzeugen, welche die Menschen täglich zu ihrer Bequemlichkeit und zu großen Unternehmungen gebrauchen. Aber das Zeichnen hat auch einen mächtigen Einfluß auf die edlere Bildung des Menschen.

Die Griechen haben den Patriotismus durch die bildende Kunst genährt, die Italiener den Glauben und zugleich das Volk durch sie geleitet. Den größten Vortheil gewährte sie den großen mechanischen Künsten, worin es die Italiener weit brachten. Alle Künste, die wir haben, erhielten wir von den Italienern, und so stammen auch fast alle Maschinen, Fabriken und Manufacturen daher. In einer Stadt, wo diese gepflegt werden, ist auch eine Zeichenschule unentbehrlich. Auch die Söhne der Reichen müssen im Zeichnen unterrichtet und ihnen Kenntnisse von der hohen Kunst beigebracht werden. Dies hat Einfluß auf ihren Charakter und ihr sittliches Betragen. Sie bekommen dadurch Unterhaltung für ihren Geist und werden abgehalten, ihren Reichthum auf eine nicht rühmliche Art zu verschwenden. Doch muß auch das Zeichnen der menschlichen Figuren gelehrt werden. Das

---

an eine Rückkehr unsers Künstlers um so weniger zu denken war, als er sich durchaus abgeneigt fühlte, in die Dienste der Feinde seines Vaterlandes zu treten, ungeachtet ihm dazu die schmeichelhaftesten Anträge gemacht wurden: so begab er sich nach Hamburg. Seine Vorliebe für akademische Wirksamkeit brachte ihn auf den Gedanken, eine Zeichenschule zu gründen und damit zugleich artistische Vorlesungen für ein gebildetes Publikum zu verbinden. Zu diesem Zwecke wollte er seine gesammten Kunstschätze benutzen. Indessen veranlaßte ihn eine augenblickliche Verlegenheit, in welche ihn der Selbstverlag seines homerischen Werkes versetzte, zu dem Entschlusse, dem Herzoge Peter von Oldenburg den vorzüglichsten Theil seiner Gemälde von älteren Meistern gegen eine Leibrente und resp. gegen Zusicherung einer bedeutenden Pension für seine Wittwe abzutreten.

erreichen sie nun freilich nicht; aber man muß das Ziel weit ausstellen, um nur wenigstens bis zur Hälfte zu gelangen. — Es ist fehlerhaft, Zeichenschulen nur für Handwerker anzulegen.

Man muß aber nicht darauf denken, Künstler zu ziehen, sondern man will den Handwerkern nur die Fähigkeit verschaffen, ihre Erfindungen ausführen und ihren Werken eine bessere Form geben zu können. Die erste rohe Erfindung erhält durch Zeichnung erst ihre Vollkommenheit und Schönheit. Aber darum kann doch aus dem Handwerker ein Künstler werden. Auch Personen von Stande machen oft Erfindungen von nützlichen Sachen; aber es fehlt ihnen am Zeichnen; sie können dem Handwerker ihre Idee nicht begreiflich machen, und so unterbleibt manches nützliche Werk.

Für die Zeichenschule ist erforderlich: 1) ein Saal, wo zum Studiren Modelle von Gyps aufgestellt sind. An den Wänden können die Zeichnungen hängen für die Anfänger; auch können an diesem Orte zugleich die Anfänger mitzeichnen. 2) Ein Zimmer, in welchem nach dem Leben gezeichnet wird; des Abends zwei Stunden bei Licht.

Die Zeichenschule muß den ganzen Tag offen sein, von sechs Uhr Morgens bis Abends, damit auch die, welche in den bestimmten Stunden nicht Zeit haben, kommen können, wann sie wollen. Den Sonntag ausgenommen, muß die ganze Woche gearbeitet werden. Hierzu gehört ein Aufseher, der den ganzen Tag anwesend ist.

Die Gypssachen können in Italien gekauft werden. Lebensgroße Figuren kosten zehn bis zwanzig Thaler, die Köpfe zwei bis vier Thaler. Das kann nach und nach geschehen; jedes Jahr etwas.

Bei der Zurückkunft nach meinem Vaterlande hatte ich gleich die Absicht, Sachen mitzubringen, die zu einer Zeichen=schule nothwendig sind. Während meines langen Aufenthalts in Italien habe ich Alles gesammelt, was dazu dienen kann, Bilder sowohl wie Zeichnungen*).

Als der Herzog von Oldenburg von Eutin durch Ham=burg reiste, hatte er die Gnade, mich mit seinem Besuche zu beehren. Ich zeigte ihm meine Bilder, die ich theils aus Italien mitgebracht und zum Theil in Hamburg in öffent=lichen Auctionen gekauft hatte. Er suchte sich einige davon zum Ankauf aus. Ich wollte diese alten seltenen Bilder zum Besten des Publikums aufstellen, um dadurch den Kunstsinn in Hamburg zu wecken, und hatte auch wirklich schon damit angefangen. Bemittelte Personen versammelten sich bei mir und ich hielt ihnen Vorträge über die verschiedenen italieni=schen Schulen.

Am 12. December 1803 wurde die erste Gesellschaft gehalten bei Herrn Pistorius.

Möchten doch solche Zusammenkünfte Gelegenheit geben,

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Welche kostbaren Schätze Tischbein mit aus Italien in sein Vaterland brachte, geht aus einem Berichte des Hofraths Böttiger hervor (s. deutscher Merkur 1800. III.), worin sich dieser gründliche Kunstkenner mit freudiger Begeisterung darüber ausspricht. Wir erlauben uns, hier aus dem Verzeichnisse einige dieser Gemälde anzuführen: „der heilige Johannes“ von Raphael (ein ausgezeichnet werthvolles Bild); „eine heilige Familie“ aus der Zeit des Mantegna; „der Engel Gabriel“ von Guido Reni; „Magdalena“ von Calabrese; „zwei Verliebte, die sich küssen“ von Schidone; „ein Frauenportrait“ von Pordenone; „ein Mannesportrait“ von Morone; „zwei Landschaften“ von Salvator Rosa; „der Schatz=gräber“ von Salvator Rosa; „zwei Portraits“ von Holbein; „die Sündfluth“ von Goltzius; „eine Landschaft“ von Breughel, die Figuren von Rubens; „die Ankündigung der Hirten“ von Bassano; „ein Familienbild“ von Heinrich Tischbein.

die Liebe zur Kunst, welche bei den Menschen eingekerkert liegt, zu befeuern, zu nähren und zu üben! Es wurde vorgelegt 1) eine Zeichnung nach einem griechischen Gemälde, worauf drei Göttinnen standen, die Gelegenheit, die Liebe und die Ueberredung*). Dabei wurde über das Aufleben der griechischen Kunst in Italien gesprochen. Dann wurden aus dem zehnten und eilften Jahrhundert die ersten Anfänge vorgelegt in einer Zeichnung von einem Florentiner; 2) „Maria besucht die Elisabeth"; 3) eine Zeichnung, welche sich schon der guten Zeit nähert; 4) von Leonardo da Vinci, als dem Ersten; 5) von Michel Angelo, der das Licht der Kunst war; 6) von Raphael; 7) von Correggio; 8) von Giorgione da Castelfranco.

Eine Weihnachtsfreude.

Ich vernahm, daß eine Mutter, um ihren Sohn zu sehen, neunzehn Meilen weit gereiset sei und dann beim Abschiede, um noch so lange als möglich bei ihm zu sein, immer wieder umgekehrt wäre. Da hielt ich es für meine Schuldigkeit, ihr das Portrait dieses ihres einzigen Sohnes zu schenken, um ihr hierdurch die Entfernung von dem Gegenstande ihrer Liebe erträglicher zu machen. Ich ließ ihn von einem meiner Schüler Namens Goede, der sehr gut in Oel und en miniature malte, portraitiren und schickte das Bild als Weihnachtsgabe den Eltern. In mehren Danksagungsschreiben versicherten sie, daß ihnen dieses Geschenk überaus werth sei.

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Das Original ist eins von den Wandgemälden Herkulanums, bekannt unter dem Namen die „Amorverkäuferin".

Der hamburger Dom.

Innige Trauer war es für mich, den ursprünglich von Carl dem Großen gestifteten und später zu verschiedenen Zeiten erneuerten und erweiterten Dom abbrechen zu sehen. Diese Kirche, welche so viele Jahre die Stadt geziert, dieselbe aufblühen und sieben andere Kirchen um sich her emporsteigen gesehen hatte; in welcher auch zuerst die frommen Gebete der großen Versammlung zum Himmel stiegen, und deren hoher Thurm dem Fremden schon aus der Ferne zuwinkte, daß hier thätige und wohlhabende Bürger wohnten: sie mußte nun heruntersteigen aus des Himmels Höhe, wo ihre Fahne auf stolzem Gipfel wehete. Sie wurde zerstäubt, daß keine Spur mehr blieb. Ihre Heiligenbilder, die Wappen der edlen Familien, der Zünfte Bilder, die Rittergestalten, die Fahnen, die Meisterwerke der Kunst, selbst die Gräber wurden vertilgt! — Oft hatte ich mich an den trefflichen Gemälden erfreuet. Da waren: „die drei schönen Jungfrauen"; „der große Christoph, wie er das Christkind auf seinen Schultern über den Fluß trägt" (eine großartige Figur, wohl gezeichnet und gemalt); auch mehre „Christusköpfe". Darunter einige von alten Meistern, die aber nicht das Harte zeigten, welches gewöhnlich solche Bilder haben; eins besonders glich sehr der Manier des Mantegna und war dabei breit und rund wie von Correggio. Auch viele gute Portraits hingen da von Helden und ehrenwerthen Männern, die sich um Hamburgs Wohl verdient gemacht hatten. Der Fußboden der Kirche bestand aus großen Steinplatten, die zum Theil Denksteine waren, auf denen man die Verstorbenen, mit ihren Schwertern im Arme, in Lebensgröße abgebildet hatte. Man las noch, was Dieser oder Jener im Leben getrieben, ob er ein Krieger, ein Stifter milder Anstalten oder ein Pfleger des Rechts gewesen war.

Oft, wenn ich in diesem Heiligthume umherwandelte, sah ich mit Unmuth, wie so achtlos die Meisten über diese heiligen Gräber hingingen, und ich hätte ihnen wohl sagen mögen: „der todt hier liegt, dem verdankst Du, daß Du frei gehen kannst, Dein Gewerbe zu treiben.“

In den Seitengängen des Domes wurde sonst der Christmarkt für die Kinder gehalten. Es war ein Hauptfest der Einwohner, an weichem aus allen Ständen Alle Theil nahmen. Es wurde Abends bei Licht gefeiert, war ein gleich reiches Freudenfest für Kinder und Eltern, und blieb das ganze Jahr hindurch in der Familie im freudigen Andenken.

Erinnerung an Billwerder bei Hamburg.

Angenehm und unvergeßlich ist mir das Andenken so mancher heiteren Sommertage, die ich in Billwerder bei Hamburg auf dem schönen Garten des Herrn Schuback verlebt habe. An diesem Garten mit der umliegenden schönen Gegend ergötzte sich mein Auge oft, und in diesem Kreise genoß ich viele Freundschaft. Nach den Spaziergängen versammelte sich die ausgesuchteste Gesellschaft im Saale und Jeder trug dann sein Scherflein zu der allgemeinen Unterhaltung bei. Eines Tages, als wir so recht traulich beisammen saßen, wurde auch von dem Brande eines Bauerhauses in der Nachbarschaft des Gartens erzählt. Die armen Leute, welche dieses Unglück betroffen hatte, wurden allgemein bedauert, denn sie waren als rechtschaffene, friedsame und fleißige Menschen bekannt. Madame Schuback war zu ihnen gegangen, um sie zu trösten und ihnen Hülfe anzubieten. Sie fand die trauernde Bauerfrau auf der Brandstätte sitzen, ganz in Kummer versunken. Sie redete sie aufmunternd an:

„Trauert nicht so sehr; denn das Unglück, das Euch betraf, ist nicht so groß, wie Ihr glaubt. Gott versucht die Seinigen oft, ihre Geduld und Ergebenheit zu prüfen, und ist strenge wie ein Vater gegen die Kinder, die er liebt. Ihr habt nichts verloren, das Euch nicht wieder ersetzt werden könnte. Euer Haus ist verbrannt; es hat aber Niemand der Eurigen das Leben eingebüßt. Eure Saatfelder und Gartenfrüchte habt Ihr mit vollem Segen behalten, nur ein paar Obstbäume am Hause sind beschädigt. Mein Mann schickt mich zu Euch und läßt Euch seine Hülfe anbieten, um Euer Haus wieder aufzubauen.“ — „Wer kennt nicht Eure Menschenliebe gegen Nothleidende?“ sagte die Bauerfrau. „Auch die Gaben, die Ihr unvermerkt den Dürftigen in die Hand steckt, hat die Stimme des Dankes nicht verschwiegen. Aber mit allen Schätzen der Erde kann mir das Verlorene nicht ersetzt werden. Ihr seht hier den schwarzgebrannten Boden, worauf unser Haus gestanden hat. Das Bett, woraus ich mit Sorg' und Freude auf unsere Kleinen blickte, und auch das Lager der Kleinen ist verbrannt. Der Tisch, an dem wir fröhlich saßen und uns an Gottes Gabe labten, ist vernichtet. Doch der Herd des Hauses, der uns wärmte, steht noch fest; der Brunnen, der uns tränkte, ist unversiegt; der Männer Arme sind noch voller Kraft, die Wohnung wieder aufzubauen, und Gott wird milden Regen und warmen Sonnenschein auf unsere Felder senden. Ich gedenke dabei nicht der Mühe und Arbeit; sie soll uns nicht verdrießen. Aber der Fremdling, welcher jeden Sommer zu uns kam, der das heiße Land der Schwarzen verließ, um bei uns weißen Menschen seine Jungen auszubrüten, er verlor so jämmerlich sein Leben! Er war unsere Freude; wenn er kam, brachte er den Sommer mit. „Ach, der liebe Storch ist wieder da,“ schallte es durch's ganze Dorf. Alt und Jung

schauete jauchzend zum Himmel, wo er im weiten Kreise die bekannten Gefilde übersah und mit frohem Klappern sie begrüßte. Jeder hegte den Wunsch im Herzen, daß er auf seinem Hause das Nest bauen möchte, wo einladend schon die Gabeln zur Befestigung beim Bauen verfertigt waren. Doch er senkte sich auf unser Dach hernieder, klappernd rief er das Weibchen herbei und vereint gingen sie, das Nest zu bauen. Vom Boden lasen sie die verdorrten Zweige zum Bette für ihre Jungen. Mit Stolz sahen wir den Giebel unseres Hauses mit seinem Neste ausgeziert; es war ein Zeichen für den Wanderer, daß wir friedsame Menschen sind, die den Fremdling wie den Eingeborenen lieben. Mit Zuversicht, daß wir ihn nicht stören würden, befestigte der Vogel dieses Nest nur gegen Sturm und Wind, ging vertraulich in den Garten und suchte da sein Futter im langen Grase. Wenig begehrte er von uns und war dankbar auch ohne Gabe, zufrieden, daß man ihm den kleinen Raum gönne zwischen dem Dache und des Himmels Höhe! — Wenn dann seine Jungen flügge waren und die Zeit der Stürme kam, führte er sie hin in's mildere Land der schwarzen Menschen, und ehe er Abschied nahm, ließ er eine Feder fallen, die in unserem Hause zum Andenken blieb.

Nun kehrt er im Schwarm der Störche nicht wieder; er fehlt in der Versammlung auf unserer Wiese; das Schnattern und Klappern seiner Brüder ruft ihn nicht zum Rath; keine Stimme weckt ihn wieder aus der Asche! Das arme Thier! wie es sich bemühete, als die Flamme unser Haus ergriff. Es schlug das Feuer, wehrte mit den Flügeln den Rauch vom Neste, es lief bald hierhin, bald dorthin zu löschen, wo das Feuer durch das Strohdach brach, dann wieder zu den Jungen im Neste. Kein Mensch vermochte, ihm zu Hülfe zu kommen. So viel auch die Männer sich bestrebten, die

Leiter konnte nicht mehr an das Dach gelehnt werden; es wankte schon und der Einsturz war nahe. Verzehrt waren unten schon die Balken, das Strohdach wurde von der Flamme weggeleckt und das Nest ergriffen. Der Vogel wehrte sich noch lange, schlagend mit den Flügeln; die Federn wurden versengt, grausam war die Gluth und da er keine Rettung sah, deckte er mit einem Flügel die Jungen, mit dem anderen wehete er gegen die Gluth, und als endlich das Nest ergriffen wurde, stieg er hinein, setzte sich auf seine Jungen und verbrannte zugleich mit ihnen.

Weinen werde ich, wenn ich seine Federn nicht mehr sehe, welche in unserer Stube aufgesteckt über dem Spiegel standen, die er uns dankbarlich als Miethe vom Dache warf. Wer in den Spiegel sah, dem rief der Großvater zu: „Schaue höher und siehe des Storches Federn und lerne von ihm dankbar sein!" Auf des Schrankes höchster Spitze, wo die bunten Schüsseln und bemalten Gläser standen, war als schönste Zierde in einer Tasse das Ei aufgestellt, das er uns im zweiten Jahre, ehe er schied, gelassen hatte. Nun im dritten Jahre würde er uns gewiß ein Junges anvertraut haben, welches den Winter bei uns blieb, zum Unterpfand, daß er wiederkehre."

Diese rührende Begebenheit gab mir Veranlassung zu dem Gemälde: „Das Storchnest".

Notiz über das Oelgemälde „Hektor's Abschied".

Dem sinnlichen Menschen gefällt das Sinnliche; er wird vom Scheine angezogen. Darum fällt sein Auge auch im Bilde des Hektor auf dessen Arme. Aber der gemüthliche Mensch fühlt, was in eines Anderen Herzen vorgeht,

und sieht die Wehmuth der Andromache und das dunkle Fatum, welches auf Hektor's Stirn sitzt, wovor der Sohn zurückschaudert. Ich habe das Vergnügen gehabt, daß auch Andere sahen, was ich hauptsächlich ausdrücken wollte. Als mich die schon lange gekannte Freundin, Madame Brun aus Kopenhagen besuchte, fand sie auf den ersten Blick im Zusammenhange, was in Vater, Mutter und Sohn vorgeht. Eine andere Dame rief mit ausgestreckten Armen: „Er erkennt nicht den Vater, es ist nicht, als ob er spielend ihm auf dem Schooße säße. Ein finsterer Ernst ruht auf Hektor's Stirn und er denkt: „wenn mich ein Todtenhügel deckt und sie Dich dann als Sclaven wegführen!" — Als der Consistorialrath Römer aus Braunschweig das Bild sah, stürzten ihm die Thränen aus den Augen und er sagte: „Es ist nicht der wehende Helmbusch, der den Knaben schreckt, sondern das schwarze Fatum." Er konnte nicht mehr sprechen, ging mit mir nach Hause und schrieb seine Empfindungen auf. Die Thränen flossen ihm auf das Papier, daß die Buchstaben nicht zu lesen waren.

So soll man das Hektorbild ansehen. Unter allen meinen Bildern ist dieses im grandiosesten Style.

Anakreon.

(26. December 1807.)

Eine Nacht konnte ich nicht schlafen und dachte darüber nach, wie von den verschiedenen Künstlern und Dichtern ein jeder seinen eigenen Genius habe. Den Einen treibt sein Genius zu erhabenen Gedichten und Bildern, den Anderen zu kleinen Idyllen, den Dritten zu launigem Witze. Dem Anakreon, dachte ich, hat der Amor Dinte in sein Fäßchen gegossen, damit er immer von ihm schreibe. Ich stand auf,

zeichnete diesen Anakreon und schrieb Worte dazu. Da meine Phantasie rege geworden war, schwebten mir mehre dergleichen Bilder vor, mit denen man die Herzen treffen und rühren könnte, und ich entwarf sieben in dieser Nacht. Später wollte mir keins wieder gelingen, nur ein Mal hat mich dieser Genius besucht. — „Will ich mit den Mädchen scherzen, so lachen sie mich aus und sagen: Du Alter, solltest an Dein Ende denken; denn Dein Scheitel ist kahl, wie ein Berg im Winter, von welchem der Wind den Schnee geweht hat. — Nun ja! kahl ist mein Scheitel, weiß mein Haar und mir die längste Zeit des Lebens schon verronnen! Nur wenig bleibt mir noch davon übrig, dann fliehet der Geist, das Leben weicht und ich zerfalle in Staub. D'rum kann ich keine Zeit verlieren, fröhlich muß ich immer sein. Komm', Amor, mit dem Becher; gieß' ihn voller Gluth und lass' mich trinken, daß mir nicht Eis in Seele und Adern friere! Kommt ihr holden Jungfrauen, ihr Grazien, dicht um mich her und schauet den frohen Alten! Sehet, wie schön Rosen um einen Schneeberg stehen!"

---

4. Eutin.

Der Backofen.

Als ich am 13. Juni 1808 mit meiner Familie von Hamburg nach Eutin *) reiste, begleitete mich mein Freund, der

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Wenngleich Tischbein in Hamburg äußerst angenehm wohnte, und zwar in einem oberen Geschosse des Hotels „zum römischen Kaiser", wo er sich an der freien Aussicht über einen Theil der Stadt, über die frequente Promenade am Jungfernstiege und das liebliche Alsterbassin ergötzte, während er, um weniger gestört zu sein, seine Familie in ein Privatlogis eingemiethet hatte: so wurde ihm doch für die Länge der Zeit der Zudrang des einheimischen und fremden kunstliebenden Publikums lästig. Wie Heyne bereits unter dem 3. Juni 1802 brieflich bemerkte: „Ich fürchte sehr, Hamburg wird das Grab Ihres Talents und Ihrer Kunst! Sie sind also jetzt ganz in's Portraitmalen gekommen?" so mochte Tischbein endlich fühlen, daß er hier in seiner dienstwilligen Vielgeschäftigkeit seine Zeit zersplittere. Da er nun bei herannahendem Alter wünschte, die begonnenen vielfachen literarischen und artistischen Arbeiten zu vollenden und seine verschiedenen Sammlungen zu ordnen: so folgte er freudig der Aufforderung des von ihm innig verehrten Herzogs von Oldenburg, sich nach Eutin zu übersiedeln, wo sich dieser hochgebildete Fürst selbst einen Theil des Sommers aufhielt und Tischbein's Gesellschaft wünschte, ihm auch einige Zimmer im Schlosse zur Aufstellung seiner Gemälde einräumte. Tischbein's Thätigkeit war hier eine sehr ausgedehnte: er arbeitete die homerischen Heldenköpfe in's Große, skizzirte viele Thiere nach der Natur, beschäftigte sich mit Portraitiren, vollendete manche seiner umfangreicheren, historischen Bilder für das

Consistorialrath Römer aus Braunschweig. Der Kutscher hielt am Alsterkruge still und wir gingen in das Haus, um die ländliche Wirthschaft zu sehen. Da fiel uns ein Backofen auf, mit einem daraufgesetzten Kopfe von Kalk. Er war schon verwittert, daß man nicht erkennen konnte, ob es ein lebender oder ein Todtenkopf sein sollte. Das Ganze erinnerte an ein Grab; und das war es auch. Denn der schwarze Schlund des Ofens verschlingt das Korn.

---

oldenburger Schloß, führte besonders viele Bestellungen aus für den russischen General-Gouverneur, Prinzen Georg von Oldenburg, und dessen Gemahlin Catharina, die nachherige Königin von Würtemberg; widmete einen bedeutenden Theil seiner Muße seiner ausgebreiteten Correspondenz; ließ sich sogar mehrfach zu Illustrationen literarischer Werke bereit finden; und schrieb nicht allein die vorliegende Autobiographie, sondern auch mit vorzüglicher Vorliebe einen in literarischen Kreisen mehrfach handschriftlich mitgetheilten und unter dem Namen: „die Eselsgeschichte, oder der Schwachmaticus" bekannten humoristisch-satyrischen Roman. Bei dieser Geistesthätigkeit ist es erklärlich, daß die meisten seiner literarischen Unternehmungen unvollendet blieben. Mangelte es ihm dazu doch mit der Zeit auch immer mehr an geistiger Anregung in diesem ohnehin einsamen Orte; besonders seitdem das Kriegsgeschick seinen Fürsten von Eutin fern hielt, mit diesem den ganzen Hof und den größeren Theil seines früheren Umganges. Mit dem Tode des innigstbetrauerten Herzogs war ohnehin die glückliche Zeit für Eutin gänzlich dahin, weil vielfache Sorgen der Regierung dem neuen Landesherrn nicht gestatteten, sich in dieser bedrängten Zeit für einen längeren Aufenthalt in Eutin abzumüßigen. — Das Mißlingen mancher Unternehmungen, das bedrückende Gefühl, in seinem Streben und Wirken sich selten erkannt zu sehen, und im Grunde genommen die wenige Anmuthung, nach außen, und zwar nach einer bestimmten Richtung hin seine Thätigkeit lenken zu können, spannten diesen regsamen Geist so sehr ab, daß er sich nach und nach einer immer trüberen Lebensansicht hingab und sich dadurch endlich ganz und gar zu geistigem Schaffen abgespannt fühlte.

Das erste Geräusch am Morgen.

In Eutin ist des Morgens bei meinem Erwachen das Erste, daß ich Häckerling schneiden höre; dann folgt das Pumpen vom Brunnen. Das Erste, was sich auf der Straße regt, sind Mädchen, welche nach Milch und Brot gehen. In Rom und Neapel ist das erste Geräusch, welches man in der Frühe hört, das „Acqua vite“ der Männer, welche Branntwein an diejenigen verkaufen, die im Morgennebel auf die Straße gehen. Man nimmt aber nur ein Spitzgläschen davon. Dann hört man wieder Männer rufen, welche auf der Straße Kastanien sieden: „Castagne di Aleppo e arroste calde!“ Nun tönt die Klingel der Thüren, aus denen die Kinder kommen, sich gesottene Kastanien zu kaufen, ihre Scheibe Brot, die sie mitbringen, in die Kastanienbrühe tauchen und dasselbe gleich im Freien verzehren.

In Hamburg ist das erste Geräusch um zwei oder drei Uhr Morgens das Gerassel der Wagen aller derjenigen, die vom Schmause nach Haus fahren und sich nun mit vollem Magen und die Lunge voller Lichtqualm zu Bett legen.

Ein Morgen in der schönen Natur.

Eines Morgens ging ich im Schloßgarten spazieren und sah die Sonne aufgehen und wie sich ihr Strahl in das schöne Blau des Himmels verlor. Indem ich so stand und die Natur bewunderte, drang vom Gebüsch hinter mir ein Geflüster in's Ohr. Da wurde ich ein Nest von eben ausgeflogenen Himmelmeisen gewahr. Die Alten bemüheten sich, ihre Jungen zu unterrichten, daß diese das Futter selbst suchten. Das Betteln der Kleinen, die mit ausgebreiteten

Flügeln die Eltern um Speise anfleheten, war rührend. Man sah die Verlegenheit der Eltern, daß sie das Futter zu geben versagen mußten. Um es den Jungen zu zeigen, nahmen sie es mit dem Schnabel auf und ließen es wieder fallen. Die Jungen glaubten, es ihnen eben so wieder aus dem Schnabel nehmen zu können, wie sie es im Neste gewohnt waren. Von Mitleid durchdrungen, nahmen die Eltern das Korn wieder auf und steckten es einem in den Schnabel, das freudig piepend dankte, während die anderen fleheten und schrieen. So lernten sie auch fliegen. Bald schweiften sie einzeln herum, dann wurden sie zusammen gerufen, es wurde geschmält, sie wurden gewarnt und vorsichtig gemacht. Nun ging es wieder den Stamm des Baumes hinauf bis in den höchsten Gipfel; ein Flug zum anderen Baume wurde gewagt, hierauf flogen sie von Zweig zu Zweig bis an die Erde, wo sie in Gesträuchen, Blättern und im Moose suchten. Hier fand sich ein rothes Würmchen, dort ein goldener Käfer, der wie Smaragd und Rubin glänzte, aber wieder entwischte. —

Dieser Tag wird mir unvergeßlich bleiben. Der Herzog begegnete mir darauf und ich hatte das Glück, mit ihm spazieren zu gehen und die schöne Natur zu betrachten. Einen Mann von so hohen Gaben darüber sprechen zu hören, läßt in's Große, läßt wahrer und reiner denken; der Geist wird durch ihn erhoben und verläßt das Kleinliche. Beim Weggehen pflückte er ein Vergißmeinnicht und gab es mir zur Betrachtung, wie der Schöpfer Alles, auch das Kleinste, mit Fleiß künstlich und mit Ordnung bilde. Kaum hatte ich das Blümchen berührt, so verließ er mit den Fingern den Stiel und ich bekam damit aus seiner Hand ein Geschenk mit so vieler Zartheit, daß ich mich nicht erinnere, jemals

ein Geschenk aus schönen Damenhänden, denen die Grazie eigen ist, mit mehr Gefühl erhalten zu haben.

Kriegs- und Brandgefahr; schöner Cameo mit dem Pan.

Am 5. December 1813 um die Mittagszeit kamen dänische Jäger von Oldenburg und gegen Abend drei Compagnien von Travemünde nebst einigen Franzosen. Es gab große Bestürzung unter den Einwohnern und mich überlief die nämliche Empfindung, welche ich bei der Einnahme von Neapel hatte. Meine Frau war sehr besorgt, doch dabei gesetzt. Mein Bediente, der sich immer auf der Straße unter dem Volke umhertrieb und dann die eingesammelten Neuigkeiten nach Haus brachte, berichtete nun, daß die Franzosen plündern wollten. Ich machte es also wieder, wie in Neapel, und versteckte, was mir lieb war. Meine Frau hatte etwas Silbergeschirr und gab es unserem Bedienten, um es zu verbergen. „Ich weiß," sagte er, „daß die Canaillen den Ort gleich zu finden verstehen, wo Sachen versteckt sind, sie haben Uebung und Einer lehrt's den Anderen; ich will es aber so verbergen, daß es die diebischste Katze nicht auswittern soll. Besonders dürfen die Mädchen im Hause nichts davon wissen; denn denen reiben die Plünderer so lange das Ohr, bis sie gestehen. Plünderer gehen auch nicht gern auf den Boden, weil sie nicht wissen, wer ihnen folgt; in die Keller dringen sie lieber, weil über ihnen die Cameraden sie schützen." — Ich trug also meine Schätze auf den Boden und suchte eine Stelle aus, die mit altem großen Spinngewebe überzogen war, worauf viel Staub und abgefallener Kalk lag. Ich stieg auf einen Stuhl, um die Sachen oben an eine Latte zu binden, indeß meine Frau

mir Alles zureichte. Während ich nun daran arbeitete, ging zwischen den Dachziegeln der Kalk los, das Spinngewebe riß, und aller Kalk und Staub fiel mir in die Augen; so daß ich nun, weil ich nicht sehen konnte, Alles mit geschlossenen Augen befestigen mußte. Jene Habseligkeiten hatte ich in einen ledernen Beutel gethan, der viele goldene und silberne Medaillen enthielt, worauf schöne Köpfe geprägt waren. — Unter diesen Sachen befand sich auch das Liebste, was ich habe, ein antiker Cameo, für welchen mir schon 10,000 Thaler geboten sind *). „Pan steht darauf, der Gott des Waldes, der sich der Ziegen und Lämmer freuet, hüpfend, mit einem Weinschlauch auf der Schulter, worüber ein Leopardenfell hängt. Ihm folgen zwei muntere, springende Ziegenböcke, die er mit der rechten Hand an einer Epheuranke führt." Man erkennt an der edlen Form des Körpers, daß er ein Gott ist. Der Künstler hatte dazu den weichen Grund von Farbe gewählt; denn er wollte ein Kunstwerk machen und nicht eine Arbeit, die des Steines wegen bewundert würde. Kein grelles Weiß auf Schwarz; Alles ist sanft wie ein Gemälde oder eine Zeichnung, perlfarbig. Bei richtiger Genauigkeit der Formen und sehr bestimmtem Umrisse sind die Muskeln doch nicht steinern, sondern weich und fleischig; sie scheinen sich zu bewegen und zu leben. Die angezogenen geben nach und dehnen sich aus; die gedrückten schwellen auf und erhöhen sich, wie die an der Hüfte; wo die Schwere des Körpers auf das Bein

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Dieses Gebot that der kaiserlich russische Gesandte Puschkin. Später suchte auch Napoleon diesen Schatz für sein Museum zu acquiriren; doch wollte Tischbein's Patriotismus dem Feinde des Vaterlandes dieses Kleinod nicht gönnen. — Dieser kostbare Stein befindet sich gegenwärtig im königlichen Antiken-Cabinet zu Berlin.

drückt, tritt der Muskel hervor. Die Sehnen zeigen sich stramm, die weichen Theile jedem Eindrucke nachgebend. Die Brust ist fleischig, der Leib weich. Die rechte Seite des Kopfes, welche sich in den Grund verliert, so daß man beim ersten Ansehen sie nicht bemerkt und glaubt, das Gesicht sei nur Profil, läßt bei genauem Betrachten erkennen, wie künstlich sie ausgearbeitet ist. Man sieht, wie er freundlich mit dem Auge nach den munteren Ziegen schauet. Auf die ganze rechte Seite ist viel Fleiß gewandt. — Dabei die Thiere! Man glaubt die Ziegen meckern zu hören! Solch ein Ausdruck ist etwas Seltenes unter den Antiken! — Dieses vorzügliche Werk ist aus der besten Zeit der griechischen Kunst und gehört mit unter die ersten Schätze dieser Art, welche uns übrig geblieben sind; und hat auch vermuthlich viel mit dazu beigetragen, unsere späteren italienischen Künstler zu bilden. Man weiß, daß Lorenzo Medicis, der erste Erwecker der Kunst in Italien, viele noch vorhandene griechische Kunstwerke aufkaufte, die Künstler zu sich rief und diese mit jener hohen Kunst bekannt machte. Michel Angelo Buonarotti hatte als junger Mensch das Glück, von Lorenzo geliebt zu werden. Der erkannte in ihm die Anlagen zur Kunst und zeigte ihm oft seine Antiken, um bei ihm den Geist anzuzünden für das Hohe und Schöne. Buonarotti's erste Arbeit als Bildhauer war der Kopf eines Satyrs; und er machte auch eine Statue danach. Man sollte glauben, daß dieser Cameo wegen der schönen Zeichnung ihn begeistert hätte, etwas Aehnliches zu versuchen. Was Apollo und Laokoon unter den Statuen sind, das ist dieser Pan unter den Cameen. —

Diesen Schatz hätte ich mir nicht gern nehmen lassen. Die Nacht vom Sonntage auf den Montag waren wir in großer Furcht und wir gingen deshalb gar nicht zu Bett.

Am Montage gegen Mittag empfand meine Frau die Annäherung ihrer Niederkunft. Am Abend um zehn Uhr gab es Lärm auf der Straße, daß die Dänen plötzlich abmarschiren wollten, weil die Schweden schon in überlegener Macht nahe wären. Alles lief hin und her; so auch ich. Bald auf die Straße, um zu sehen, was da geschähe; dann wieder nach der Wohnstube, um so viel als möglich die Furcht abzuhalten. Ich schwankte immer zwischen zwei Besorgnissen. Doch suchte ich meine Frau zu beruhigen, sagte ihr, daß der Lärm, den sie hörte, nichts Anderes sei, als daß die Soldaten wegzögen; dann würde Alles ruhig werden. Um eilf Uhr brachte man mir die erfreuliche Botschaft, ein Söhnlein wäre da, gesund und schön, und die Mutter befinde sich wohl. Mein Dienstmädchen brachte mir die Nachricht, umarmte mich und gab mir vor Freude einen Kuß. Das war ein Gemisch von Empfindungen! Als ich nun auf der Straße stand und die Dänen in Reihe und Glied aufmarschirt und abziehen sah, kam auf einmal eine Gegenordre: „Wir bleiben und vertheidigen uns!" Wie ein Donnerschlag klang mir dieses: „Halt!" Die enggeschlossenen Reihen fuhren auf einmal auseinander, die Soldaten faßten ihre Büchsen zum Feuern und man hörte schon die Hähne ihrer Flinten spannen. Die Nacht war hell; aber doch konnte man nicht genau sehen, was geschah. Unter den Zuschauern verbreitete sich das Gerücht, die Schweden seien vor einem Thore, vor dem anderen die Russen und die Preußen vor dem dritten. Jetzt gab ich alle Hoffnung auf, Mutter und Kind zu erhalten; denn der Schreck konnte sie tödten. Es dauerte aber nicht lange, so klärte es sich auf, daß die Hemmung nur ein Versehen gewesen war. Sie fingen wieder an zu marschiren und nach ein Uhr waren sie fort. Nun ging ich in die Stube und nahm meinen kleinen Sohn

auf meine Arme. Eine Freude, die nicht zu beschreiben ist! Mutter und Kind waren wohl. Ich legte mich in meiner vorderen Stube ein wenig auf's Bett, blieb aber in meiner Kleidung; denn man erwartete jeden Augenblick die Schweden. Gegen Morgen war ich ein wenig eingeschlummert, als um sechs ein halb Uhr Jemand an die Thür klopfte. Ich sprang auf und als ich öffnete, nahm mich mein Freund, der Hauptmann Motz, in die Arme, welcher mit seiner Compagnie von Beobachtungen zurückgekommen war. Er blieb einige Augenblicke bei mir und nahm eine Tasse Kaffee. Das Mädchen, welches mitten in der Thür stand und leuchtete, setzt das Licht nieder, läuft im Dunkeln hinaus, erblickt hier die müden Soldaten, welche auf der Erde liegen, um zu ruhen; denn sie hatten die ganze Nacht hindurch mit den Schweden scharmuzirt. Andere sind beschäftigt, Wagen aus einander zu nehmen und mit den Rädern und Leitern Verhacke zu machen. Das Mädchen hält nun die auf der Straße hingestreckten Jäger für ermordet; läuft ein paar Schritte weiter nach dem Markte und findet da die zweite Compagnie ebenso liegen. Die erhitzte Phantasie spiegelt ihm solche Gräuelthaten vor, weil man gesagt hatte, daß die Schweden, Russen und Preußen Alles mordeten, was ihnen entgegenkäme. Von einem solchen Schreck ergriffen, läuft die Unbedachtsame nach Haus und überbringt der Wöchnerin die schreckliche Nachricht. Sie hatte noch hinzugesetzt, daß bei mir ein Officier wäre, der meine Kniee umfaßt, mich dann umarmt und gebeten habe, ihn doch zu verstecken. Während ich Jedem zuwinkte, still zu sein und mich mit dem Hauptmann Motz bei einer Tasse Kaffee über das Radiren unterhielt, ahnte ich nicht, daß in der Zeit meine Frau in größter Angst sei. Es kam ein Soldat, der seinen Capitain benachrichtigte, daß Alles zum Abmarsche bereit sei. Motz mußte

nun fort; denn er schloß mit seiner Compagnie die Arrière-garde. Ich begleitete ihn und sah, so viel man im Dunkeln erkennen konnte, die angekommenen Compagnieen vor ihm vorbeimarschiren. Motz bestieg sein Pferd und commandirte: „Marsch!" Da eilte ich zu meiner Frau, um ihr zu sagen, es sei nun Alles in Ruhe, alle Soldaten wären weg, und sollten andere kommen, so würden es friedliche sein, nämlich Schweden, und wir hätten keine Gegenwehr mehr von den Dänen zu fürchten. Zu meinem größten Erstaunen fand ich meine Frau in Thränen. Sie erzählte mir, was das Mädchen ihr gesagt hatte. Kaum war ich im Stande, ihr diese ängstliche Vorstellung zu benehmen, weil sie glaubte, ich wollte sie nur mit angenehmen Hoffnungen täuschen. Ich besorgte gleich, daß dieser Umstand ihrer Gesundheit schaden werde. Leider traf dies auch ein, was mich in große Betrübniß versetzte.

Um uns in der Erinnerung des Jahrestages zu erfreuen, als die Dänen und Franzosen Eutin verließen, die Schweden sich näherten und in der nämlichen Stunde unser Peter zur Welt kam, hatten wir, da er gerade ein Jahr alt war, einige Freunde eingeladen, die sich mit uns freuen sollten seines Daseins und der Befreiung von dem unerträglichen Drucke der Franzosen. Es kamen die Frau Gräfin Holmer, Fräulein Brocks, Fräulein Plate, Fräulein von Maltzahn und Zehender mit seiner jungen Frau. Sie hatten unserem Peter Spielsachen mitgebracht, u. a. einen beweglichen Vogel, woran er sich ergötzte. Auch zeigte er sich in seinem neu geschenkten Kleide sehr vortheilhaft und er wurde von der ganzen Gesellschaft bewundert, daß er schon allein mit dem Löffel essen konnte, mit der Kreide zeichnete und mit dem Pinsel malte. Während des Theetrinkens wurde das Portrait des Generals Benningsen und seiner

Gemahlin besehen; auch ein Kosack mit einem sehr großen Barte; dann eine Mappe mit Zeichnungen, in denen das menschliche Leben von Anfang an dargestellt ist, wie der Knabe von der Mutter laufen lernt; dann der kräftige Mann als Herrscher über alle Geschöpfe; endlich der Greis, wie er wieder ohne Kräfte im Lehnstuhle sitzt, mit seinen Enkeln spielt, die ihm Speise und Blumen reichen. Auch kam eine Folge von Begebenheiten aus dem Leben, wie der Mensch immer getrieben wird, seine Sinne anzustrengen, um Gefahren abzuwenden und seine Wünsche zu befriedigen. Bei dem Beschauen wurde zuweilen gelacht; aber auch einige der vorgestellten Begebenheiten gaben Veranlassung zu ernsthaften Betrachtungen. Im Ganzen jedoch waren wir fröhlich und es wurde des kleinen Peter Gesundheit getrunken in Malaga und Champagner, den mir der schwedische General Cartel geschenkt hatte. Die Unterhaltung fiel auch auf den Unterschied zwischen dem vorigen Jahre und dem jetzigen. Gegen damals konnte man doch jetzt ruhiger im Besitze des Seinigen leben.

Wie wenig sicher aber der Mensch ist, das zeigte der andere Tag. Ich schrieb eben an unseren Herzog, um ihm eine Zeichnung zum Denkmale von Berger und Fink*) zu schicken, als ich plötzlich ein Geschrei der Kinder auf dem Hofe meines Nachbars hörte. Als ich auffsah, stand die Scheune an unserem Hause in lichten Flammen. Nun war ich wieder in Gefahr, Alles verlieren zu können, wie im vorigen Jahre. Ohne erschrocken zu werden, lief ich nach der Hinterseite des Hauses und überzeugte mich, daß, ehe das

---

*) Anmerk. d. Herausg.: Ludwig von Berger und Fink, zwei oldenburger Patrioten, wegen freisinniger Aeußerungen im Jahre 1813 zu Bremen von einem französischen Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt.

Feuer unser Haus ergreife, noch so viel Zeit sei, alle wichtigen Sachen fortzuschaffen. Indem hörte ich meine Frau mit den Kindern aus der Stubenthür stürzen. Sie konnte beim Wiederschein des Feuers nicht anders denken, als es brenne oben bei mir und die Gluth habe schon Alles verzehrt. Sie schrie mit einer Stimme, als springe eine Quinte: „Mein Mann!“ Nie habe ich eine höhere Weiberstimme gehört. Mich überfiel ein Lachen, und ich dachte: „Deinen Mann wird dir der Teufel nicht holen.“ Meine Kinder wurden nun aus dem Hause zu den Nachbaren gebracht. Ich hatte noch die Besonnenheit, meine werthvollsten Sachen dicht an der Treppe zurecht zu legen, damit sie gleich weggetragen werden könnten, wenn es nöthig wäre. Darunter waren die Bücher mit Zeichnungen, denen Sprüchwörter beigefügt sind. Unterdessen kamen meine Freunde herbeigeeilt, rissen unten in der Stube die Zeichnungen von der Wand und brachten sie in Sicherheit. Unser Haus war voll von Bekannten, die uns Hülfe leisteten. In der Noth erkennt man seine Freunde. Jung und Alt war zu retten bereit. Einige darunter schleppten Eimer mit Wasser auf den Boden; weil sie befürchteten, die Gluth werde das Gehölz anzünden. Jeder gab Acht, wo Gefahr abzuwenden war. Einige arbeiteten an den Spritzen; Andere trugen Wasser zu. So ging es noch gnädig ab; unser Haus blieb unversehrt und Alles wurde erhalten. Die Leitern, welche die Schweden requirirt hatten, Rendsburg einzunehmen, waren ein paar Tage vor dem Ausbruche des Feuers abgeholt worden. Sie hatten ungefähr ein Jahr auf unserem Hofe gelegen und hätten in der Zeit des Unglücks gute Dienste leisten können. — Einer der Freunde war auch nach der Apotheke gelaufen, um niederschlagendes Pulver zu holen. Er kam damit eiligst die Treppe herauf: „Sie haben sich erschrocken

und müssen etwas davon einnehmen, um Ihr aufgeregtes Blut zu besänftigen!" Ich erwiederte, ich hätte es nicht nöthig; denn mein Blut sei ganz ruhig. Er hatte aber schon mit den Anderen gesprochen, die seiner Meinung beistimmten. Sie umfaßten mich und hielten mich schwebend in ihren Armen, um es mir mit Gewalt einzugießen. Ich sträubte mich dagegen; jedoch konnte ich mich kaum aus ihren Armen loswinden, bis einige Freunde, die mich länger kannten, auch äußerten, daß es nicht nöthig sei. Nun ging ich zu meiner Frau und fand bei ihr, wie bei einem Feste, eine große Versammlung der schönsten Damen aus Eutin, welche herbeigeeilt waren, zu helfen und zu trösten. Die Männer, welche bei den Spritzen arbeiteten, baten um Stärkung, weil sie erschöpft waren von der starken Anstrengung. Da wurde Branntwein, Brot und Butter herbeigeholt und die jungen Damen streckten ihre schönen Arme aus; Einige schenkten ein, Andere schnitten Brot, wieder Andere bestrichen es mit Butter und legten es gar zierlich auf Schüsseln und Teller; noch Andere trugen es den Bedürftigen zu. Diese ergriffen es mit gierigen Händen und leerten die Gläser. So wurde das Unglück festlich und schön geendet.

Die Kartoffel.

Auf einer Reise von Hamburg nach Eutin kam ich in ein Dorf, wo der Fuhrmann, um seine Pferde zu füttern, vor einem gewöhnlichen Bauernwirthshause anhielt. Ich ging hinein, um mich nach meiner Gewohnheit mit den Leuten zu unterhalten. Die Wirthin klagte mir, daß sie vor einigen Monaten von den vielen Durchmärschen der verschiedenen Truppen sehr gelitten, daß ihnen diese Alles aufgezehrt, das Vieh weggeführt, Kisten und Hausgeräth zerschlagen, die

Betten zerrissen, Leinen und Kleider genommen und sie selbst aus dem Hause getrieben hätten. „Wir würden Hungers gestorben sein," setzte sie hinzu, „hätten uns nicht die Kartoffeln ernährt, die wir vergraben hatten und die sie nicht fanden. Das war ja das Einzige, was uns blieb. Nun gehet es, Gott sei gedankt, wieder gut, und nach und nach kommen wir wieder in Ordnung." — Ich trat in die Küche, wo über dem großen Feuer Töpfe standen und Speisen allerlei Art bereitet wurden. Ein anderes Feuer war unter einem Ofen, wo Branntwein gebrannt wurde. Es schwebte etwas Rauch und Dampf vor dem Kühlfasse des Branntweins; das gab einen bläulichen Nebel und die Sonne schien in eine Nebenkammer, in welcher messingerne, kupferne, eiserne und zinnerne Gefäße standen. Die verschiedenen Metalle glänzten alle im starken Sonnenlichte und wurden reflectirt von der gegenüberstehenden Wand, so daß die Kammer in einer feurigen Glorie stand. Vor den verrauchten Fensterscheiben, die gelb, roth und blau angelaufen waren, standen Gläser und Bouteillen. Durch diese fielen Sonnenstrahlen und bildeten durch den blauen Dampf hindurch einen langen regenbogenfarbigen Strahl, der hell auf eine Kartoffel fiel, welche das Mädchen nicht schälte, sondern sparsam schabte. Da das Mädchen selbst im blauen Qualme nicht zu erkennen und nur diese Kartoffel beleuchtet war, aus welcher das Nasse hervorspritzte, so glaubte ich einen glimmenden Goldapfel zu sehen, aus welchem Feuerfunken sprüheten. Es war, als ob man Bilder der Heiligen sähe, denen aus einer himmlischen Glorie ein Strahl auf's Haupt fällt. Nie ist mir die Wohlthätigkeit der Kartoffel so einleuchtend gewesen, als bei diesem vielfarbigen Regenbogen, den Gott vor den Menschen als ein Zeichen seiner Huld aufspannt. Hier fiel ein sanfter Farbenstrahl der gütigen Sonne auf die Kartoffel und ließ

sie heller leuchten als das Gold, welches die Spanier aus Amerika führten. Mord brachten die Spanier den Amerikanern, das Unglück verschaffte uns die Kartoffel und fristete hier diesen guten Menschen das Leben.

Ich ließ dieses auffallende Bild auch meine Reisegefährten genießen, damit sie sich überzeugten, daß mich keine schwärmerische Einbildung täusche. Bei den Naturansichten geht es wie bei Bildern, deren Inhalt zu Betrachtungen anregt. Man sagt oft, daß dergleichen Gedanken hineingetragen seien und der Maler nicht daran gedacht habe. Es kann sein, daß er nicht daran gedacht hat, aber empfunden hat er es, und was Einer darin findet, das liegt für ihn darin. Die Natur hat auch nicht daran gedacht, dieses Bild so zusammenzustellen, wie ich es bei meinem Hineintreten fand. Nie wird es vielleicht wieder so kommen, denn in wenigen Minuten ist der Schein verändert, so wie die Sonne weiter rückt.

Mich führte diese Erscheinung zu weiterer Betrachtung. Ich sah im Geiste das abscheuliche Bild, wie die Spanier Schiffe mit Mordgewehren und reißenden Hunden beladeten, jenen glücklich lebenden Eingeborenen ihre Reichthümer wegführten und wie sie sich selbst so unglücklich dadurch machten und der Menschheit schädliche Seuchen mitbrachten. Das geschah vor einigen hundert Jahren. Ist man besser geworden? Was war denn die Ursache dieses Bildes von der beleuchteten Kartoffel? Der bläuliche Dunst des Branntweins! Dieser schädliche Trank wurde auch hier bereitet und Jeder beeifert sich, Branntweinbrennereien anzulegen, um seine Mitmenschen zum frühen Tode zu führen. Wie kann doch die Menschennatur heruntersinken!

Lebenstrieb der Natur.

Als die Franzosen die umliegenden Gärten vor Hamburg zerstörten, die schönen Obstbäume im Winter umhieben und so liegen ließen, schlugen doch im Frühjahr einige aus und trieben Blüthen. Von einem Kirschbaume, der noch ein wenig mit der Borke am Stumpfe saß, soll der Besitzer sogar Kirschen geerntet haben. Flor sagte mir, daß in seinem Garten ein in jenem Winter abgehauener Syringenbaum im Frühjahre reichliche Blüthen getrieben habe und daß unter dem Schutte der zerstörten Gebäude die in den Gartenhäusern gezogenen ausländischen Gewächse hervorgekeimt wären; sogar in dem Kothe des vom Vieh betretenen Fahrwegs habe man die seltensten ausländischen Blumen gesehen. So kräftig strebt die Natur, das Schöne wieder hervorzubringen! Sollten die deutschen Geistestreibhäuser und die schönen Geister, die so unter die Füße getreten wurden, auch wohl mit der Zeit wieder aufblühen?

Fragmente einer Reise von Eutin nach Lübeck.

Mit Doctor Voß und meiner Wilhelmine reiste ich nach Lübeck zum Geburtsfeste des Freundes, der die kindlichen Lieder dichtete, des Bürgermeisters Overbeck. Meinen Freunden mußte ich versprechen, aufzuzeichnen, was mir Auffallendes begegnete. Das Erste waren Mädchen, welche Milch zur Stadt trugen. Das ist der erste Leckerbissen, wenn man zur Welt kommt, und das erste Verlangen der größeren Kinder beim Aufsteigen aus dem Bette. Durch das ganze Leben nährt uns am kräftigsten die im Grase weidende Kuh. Es ist den Aegyptiern nicht zu verdenken, daß sie diesem Thiere Tempel baueten und dasselbe als Gott verehrten Und sollten wir der Kuh nicht willig Blumen weihen, weil sie uns vor

den Blattern bewahrt? Wie wohlthätig steht sie unter den Thieren da!

Lübeck ist ein heiterer Ort; auch war das Volk sehr freundlich. Wir fuhren längs der Trave, die sich immerfort schlängelt. Die Gegend ist lieblich, man siehet Wälder in der Ferne und Nähe; die Menschen sind schön und groß, die Frauen besonders von anmuthiger Farbe, die Lippen wie Rosen und die Zähne wie glänzendes Elfenbein. Wir kamen unterwegs auch an einen Ort, der neu aussah, weil er vor Kurzem abgebrannt war. Ich wollte mir hier den Bart abnehmen lassen und ging selbst zum Barbier. Es war schon etwas dunkel, ich wurde freundlich empfangen von einer Frau, die mir einen Stuhl hinsetzte. Dann bereitete sie die Sachen zum Barbieren und ich merkte zum Schreck, daß sie die Arbeit selbst übernehmen wollte. Doch wurde mir niemals der Bart geschickter abgenommen, als von diesen schönen Händen. Sie machte Alles so geschickt, daß ich mich freuete. Nachher band sie mir auch das Halstuch wieder um. Ich sagte auch zu ihr, daß ich wünschte, sie möchte mich immer barbieren. Wir nahmen zärtlichen Abschied und sie begleitete mich Hand in Hand bis an die Thür. Nachher sah ich sie noch einmal vor meinem Fenster stehen, mit einer Freundin, der sie mich zeigte.

Ein Freund in Lübeck erzählte mir ein lustiges Schauspiel, wovon er Augenzeuge gewesen war.

Bei der Belagerung von Lübeck ritt ein Kosack zu nahe an die Stadt. Die Franzosen schossen nach ihm und sein Pferd wurde getödtet. Dieser Unfall brachte ihn nicht um die Besinnung. Augenblicklich wußte er sich aus dem Regen der Kartätschen und Flintenkugeln, die ihn umsausten, zu

entfernen. Er erblickte einen Milchkarren, worauf ein Mädchen saß, riß ihr die Leukseile aus der Hand, schwenkte sich auf das Pferd und befeuerte es mit seinem Kantschu, um es in Schuß zu bringen. Das Pferd, welches fühlte, daß es von einer kräftigeren Faust regiert werde, als es von seiner Führerin gewohnt war, die es mit freundlichen Bitten lenkte, setzte, gleich dem beflügelten Pegasus auf dem Helikon, im sausenden Galopp über Stock und Stein. Unter dem Freudengelächter und Jubelgeschrei der zahlreichen Zuschauer kam der Kosack bei seinen Cameraden an, die ihn glücklich priesen, daß er unversehrt und noch obendrein im Triumphe ein Pferd, einen Karren und ein schönes Milchmädchen mitgebracht habe.

Die Stärke des Mannes,

ein Oelgemälde, angefangen den 9. September 1820, vollendet 1821 und abgeschickt nach Oldenburg den 2. März 1822.

Ich bin immer darauf bedacht gewesen, Gegenstände zu malen, die nicht allein zur Unterhaltung dienen sollten, sondern auch zur Belehrung. Darum habe ich viele Zeichnungen aus dem gewöhnlichen Leben gemacht, habe Sentenzen und Sprüchwörter dabei geschrieben und bin überzeugt, daß Kinder hierdurch mit der Welt schon bekannt werden, ehe sie in die große Welt eintreten. Man wird auch an meinen Bildern sehen, daß ich dahin gestrebt habe, Empfindungen, Wahrheiten und Charaktere anschaulich zu machen. Besonders wird dieses mein großes Bild: „die Stärke des Mannes“ deutlich zeigen.

Ich bildete die Gruppe des Gemäldes zu einer Pyramide, in welcher der Mensch als höchste Spitze auf dem edlen Pferde sitzt. Der Mann scheint ein Herkules von gediegener

Muskelkraft mit breiten Schultern und kräftigem Arm, worin er die gewichtige Lanze trägt, mit welcher er den Löwen erlegte, den er angebunden hat an das muthige Jagdroß von starkem Knochenbau und ihn hinter sich herzieht. Neben ihm reitet ein Jüngling auf einem munteren leichten Pferde. Er trägt Pfeil und Bogen und auf den Schultern einen todten Adler, dessen gelähmter Flügel am weißen Pferde herniederhängt. Sein Kleid ist eine Leopardenhaut und die Decke des Pferdes ein Tigerfell. Der Jüngling scheint mit dem Fuße das Roß anzuregen, um schneller an den erfahrenen Mann heranzureiten und seine Befehle zu hören. Hinter den Reitern folgt der graugestreifte treue Hund, als Gehülfe der Jagd und als Bewahrer der Beute. Sein Blick hat nichts von Zorn, sondern freundliche Anhänglichkeit an den Menschen. So ist das Bild mit wenigen Worten ausgesprochen, daß der Mensch durch die Gabe der Vernunft Herrscher über alle Geschöpfe ist.

Dieses Bild hat von vielen Kennern Beifall erhalten wegen der einfachen Zusammenstellung der vorzüglichsten Geschöpfe, des Mannes, Pferdes, Hundes, Löwen und Adlers. Wer es aufmerksam betrachtet, wird auch leicht erkennen, daß der Mensch durch Vernunft Herrscher aller Geschöpfe ist. Dazu kommen die Mittheilungen seiner Gedanken durch die Sprache. Einer verbessert des Anderen Anschläge, und sie vereinigen sich zu gemeinschaftlichen großen Unternehmungen. Der Mensch weiß nicht allein seine eigene Kraft zu gebrauchen, sondern macht sich auch die Kräfte, die außer ihm liegen, zu eigen und zwingt sie, ihm zu gehorchen. Der Löwe wundert sich der Dreistigkeit, doch des Mannes Speer dringt ihm durch den offenen Rachen zum Herzen und er verhaucht sein Leben vor dessen Füßen. Noch im Tode liegt ihm der Zorn auf dem Gesichte, daß ihm das nackte Geschöpf

sein Leben geraubt. Was der Löwe an der Schärfe der Zähne und an der Stärke der Klauen voraus hat, das hat der Mensch in seinem Gehirne. Mit seinen Händen bereitet er die Lanze, die spitzer ist als des Löwen Zahn; er schnitzt einen Bogen, dessen Pfeil schneller fährt, als der Flügel des Adlers, den er in hoher Luft ereilt.

Dieses Bild ist recht für einen Kupferstecher geschaffen und Alles darauf berechnet, daß es ihm leicht werde, danach zu arbeiten. Auch die Größe ist dafür geeignet und das Einzelne so ausführlich, daß nur genau nachgezeichnet zu werden braucht. — Es bot sich mir Alles dar, was dazu beitragen konnte, das Bild natürlich zu machen. Ein Adler, der in den Felsen Norwegens hauste, wurde bei Eutin geschossen. Selbst den vom Schusse gelähmten Flügel sah ich nun. Auf den Tag, als ich ihn nöthig hatte, bekam ich einen schönen Hund, so wie ich ihn mir damals in Rom wünschte und seit der Zeit vergebens suchte. So ging es auch mit den Pferden. Ich wünschte mir ein leichtgebautes Pferd für den jüngeren Mann auf meinem Bilde. Eines Tages sah ich eins vorbeiführen und es blieb auch so lange hier, daß ich es zeichnen konnte. Schon als die russische Armee unter Benningsen in Hamburg war, lernte ich vielerlei Arten Pferde kennen. Die Offiziere hatten arabische, persische, türkische, darunter waren einige von außerordentlich schöner Gestalt, von Schnelligkeit und feurigem Geiste; dabei gelehrig und folgsam. Da Benningsen, der selbst ein großer Pferdekenner war und ein Werk darüber geschrieben hat, meine Liebhaberei für dieses schöne Geschöpf sah, ließ er mir viele Pferde vorführen, und machte mich bekannt mit den verschiedenen Vorzügen der starkgebauten, wie der leichten und schnellen. Da sie alle Tage vor mein Fenster kamen, konnte ich sie nach dem Leben malen und ich hielt

es für meine Pflicht, Alles anzuwenden, um sie so schön zu machen wie möglich. — Der General-Consul von Schlözer aus Lübeck hatte die Freundschaft, mir einen Gypsabdruck des Herkules zu schicken, der mir beim Zeichnen dienlich war. Als das Sonderbarste aber muß ich den Umstand betrachten, daß, als die Kinder mit Weihnachtsgeschenken erfreuet wurden, für mich am Weihnachtsabend ein Löwe aus Afrika herkam, den ich am Weihnachtsmorgen sah und auch gleich malte. Er hatte einen Hund zur Gesellschaft bei sich im Käfig, und weil er noch jung war, so machte er im Spielen alle möglichen Sprünge, die ich zu sehen nöthig hatte. Nie habe ich einen muntereren Löwen gesehen. Er spielte mit dem Hunde wie mit einer jungen Katze. Bald sprang er in die Höhe, dann wieder sprang der Hund über den Löwen hin und dieser fing ihn in der Luft auf, überfiel den Hund und rollte ihn unter sich, als wollte er ihn zerreißen; bald wieder warf er ihn über sich her, doch ohne einander zu beschädigen; es ging in aller Freundschaft zu. Zuweilen schien ihm der Hund das massive Spiel durch Blaffen und Zähneweisen zu verwehren. Doch zerrte Jemand den Löwen, so litt es der Hund nicht und bellte ihn an. Man sah die nämlichen Stellungen, als kämpften Tiger und Löwe mit einander; oft legte sich dieser auch gerade, wie ein todter Löwe liegt. Auch die natürliche Farbe zu sehen, war mir nützlich. Kurz, ich muß der Vorsehung dankbar sein, daß sie mir dies Alles so gütig zuschickte.

Gelehrte und Künstler, mit denen ich gut Freund gewesen bin. *)

Bodmer; Klopstock; Goethe; Herder; Lavater; Geßner; Füßli, der die schweizer Maler beschrieben; Füßli, der das Künstler-Lexikon herausgegeben; dessen Sohn; Sulzer; Ramler; Gedike, in Berlin und Neapel; die Karschin; Gleim; Jacobi, der Dichter; Jacobi, der Philosoph; Sömmering; Heinse, wohnte in Rom mir gegenüber und war mein gewöhnlicher Gesellschafter auf den Nachmittags-Spaziergängen; Müller, Maler und Dichter; Nicolai; Heyne; Blumenbach; Bouterwek; Archenholz, in Rom gekannt und in Hamburg; Forster, in Berlin und Cassel; Voß, der Uebersetzer des Homer; Gall, der Schädellehrer; Casti, „gli animali parlanti**)"; Monti, Tragödiendichter; de Rossi, in Rom, „Beschreibung lebender Künstler"; Abbate Fea, Uebersetzer des Winckelmann; Marchese del Vasto, Präsident der schönen Künste; Marchese Vivenzio; Marchese Haus; Marchese Venuti; Marchese Berio; Heigelin, dänischer General-Consul; Hamilton, englischer Minister; Graf Puschkin; Ritter Italinsky; Hackert; Einsiedel; Stolberg, in Neapel; Kersting, Pferdearzt, hat in seiner Blindheit mit eigener Hand ein Werk über Pferde geschrieben; Wolstein, Pferdearzt in Altona, vormals

---

*) Anmerk. d. Herausg. Daß Tischbein mit berühmten Bekanntschaften nicht prahlte, mag dieses Verzeichniß beweisen. Dasselbe enthält bei weitem nicht alle die Gelehrten und Künstler, mit denen er in Verbindung, ja sogar in Briefwechsel stand, und dennoch thut er derselben weder hier, noch in seiner Biographie Erwähnung. Dieses Verzeichniß, an dessen Veröffentlichung Tischbein sicherlich nicht dachte, verdankt seine Entstehung wahrscheinlich der in der Vorrede gedachten Aufforderung Wolf's.

**) Anmerk. d. Herausg.: Gli animali parlanti, poema epico diviso in XXVI canti, di Giamb. Casti 1802. 3 vol.

in Wien; Camper kam nach Cassel, den Kersting zu besuchen, redete einen Mann auf der Straße an: „Sie sind Kersting“; Camper, der Sohn, in Neapel; Zimmermann, in Braunschweig, Neapel, Hamburg; Heß, in Zürich, Schlachten- und Landschaftsmaler; Madame Brun; Matthisson; Reimarus; Hegewisch, Professor in Kiel; Reinhold; Baggesen; Zoega; Zimmermann, Leibmedicus.

Lebensunmuth.

Ich glaubte diesen Winter Alles in Ordnung zu bringen; aber ich habe weniger Zeit gehabt als sonst, weil Trauerfälle auf Trauerfälle kamen. Ich fühle mit Betrübniß, daß meine Gedanken stumpf werden. Schwer wirkt der Zeitlauf, da es Niemand kümmert, daß ich denke, was ich mir Mühe gegeben habe, denken zu können. An diesem stillen Orte, wo man Zeit hat nachzudenken, da fällt einem viel ein, wobei es besser wäre gestört zu werden, um nicht zu denken.

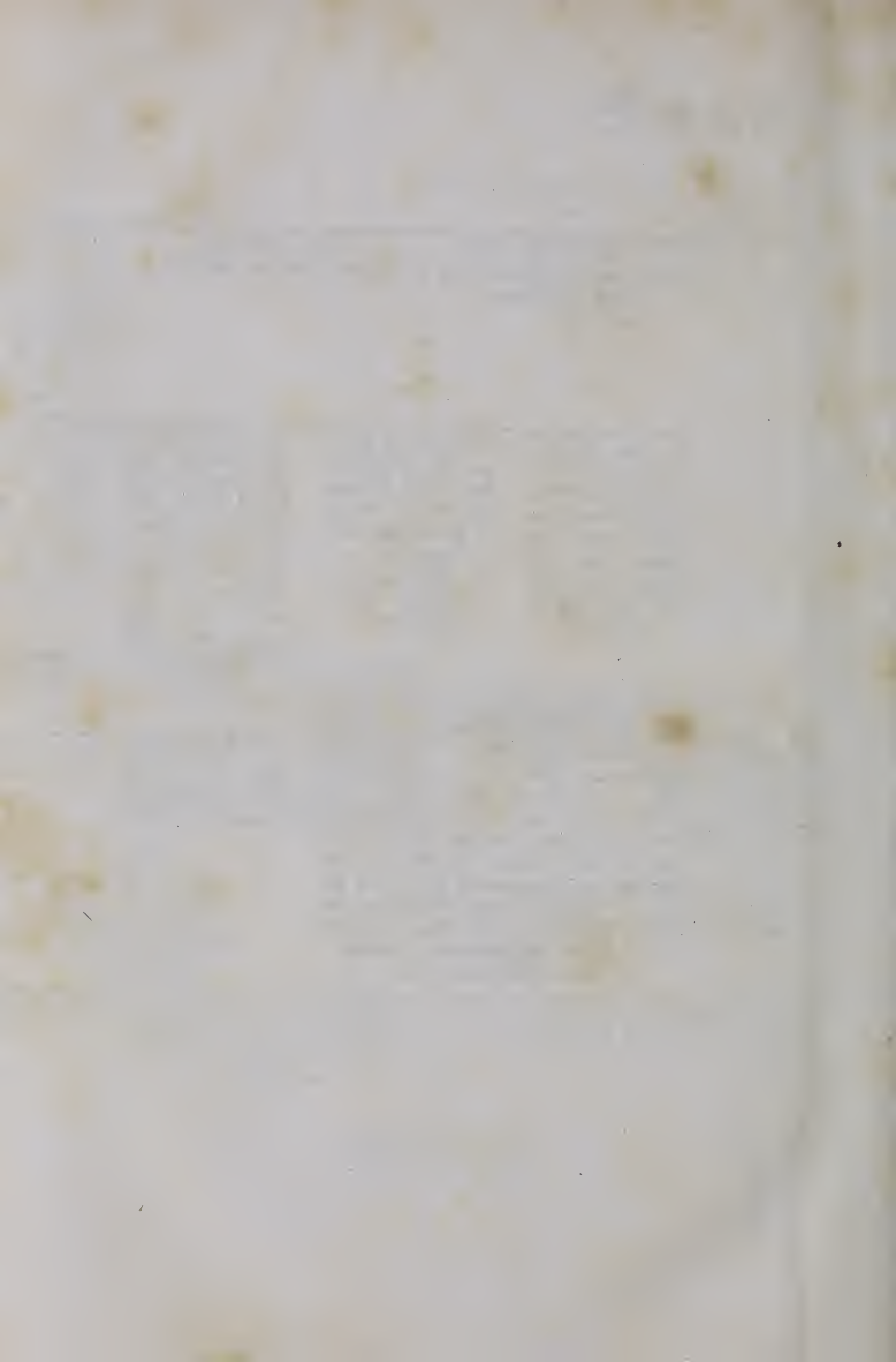


Stammtafel der Künstlerfamilie Tischbein.

Johann Heinrich Tischbein, Klosterbäcker zu Haina in Hessen-Cassel; geb. 1682 zu Marburg; st. [1]764 zu Haina. = Ux.: **Susanna Hinsing**, Tochter eines Uhrmachers und Schlossers aus Bingen;*) geb. 1691; st. 1772.

- 1) **Joh. Conrad**, Kunsttischler in Haina; st. 1778 zu Haina. = Ux.: Dehnhof, st. 1781 zu Haina.
  - 1) **Joh. Heinrich II.**, geb. 1742; st. 1808 unverehelicht. Er war Galerieinspector zu Cassel und ein Schüler seines Onkels Joh. Heinr. Tischbein.
  - 2) **Louise Margarethe**, geb. 1746; seit 1784 Wittwe des Joh. Unger, Schulmeisters und Organisten zu Kirchschlothheim im Hessen-Darmstädtischen.
    - Sie hatten sieben Kinder, von denen 1, 6 und 7 früh starben. — 2) Charlotte Wilhelmine, geb. 1773; verh. in Berlin. — 3) Christ. Wilh. Jacob, geb. 1775; lernte das Malen und Radiren bei Joh. Heinr. Tischbein II. zu Cassel, trat in die Dienste des Fürsten von Waldeck zu Arolsen und ging nach Paris. — 4) Joh. Heinr. Wilhelm, geb. 1777; Gärtner. — 5) Jacob Ludwig, geb. 1778; Buchhändler zu Cassel, wo er verheirathet ist.
  - 3) **Joh. Heinrich Wilhelm**, geb. 15. Febr. 1751 zu Haina, st. 26. Juli 1829 zu Eutin. Er war bis 1799 Director der Kunstakademie zu Neapel. — Ux.: Kitting, Tochter eines Müllers aus Haina.
    - 1) **Wilhelmine**, verh. an den Regierungsrath Martens zu Eutin.
    - 2) **Ernestine**, verh. an den Stadtsyndicus Specht zu Eutin.
    - 3) **Angelica**, verh. an den Physicus Dr. Roth zu Eutin.
    - 4) **Conradine**, verh. an den Oberkirchenrath Wallroth zu Eutin.
    - 5) **Susanna**, verh. an den Oberbaurath Heinrich Strack in Oldenburg.
    - 6) **Peter**, geb. 1813; Oberförster in Herrstein, Fürstenthum Birkenfeld; verh. mit Amalie Köhne.
  - 4) **Heinr. Jacob**, st. 1803 unverehelicht. Er lebte als Maler zu Hamburg, auch zu Frankfurt a. M. und war ein Schüler seiner beiden Brüder.
  - 5) **Christiane**, st. 1800 zu Gießen. Seit 1789 Wittwe des Joh. Georg Pforr, eines berühmten Pferdemalers.
    - 1) **Heinrich**, Kunsttischler zu Neuwied.
    - 2) **Franz**, Maler; Schüler des Joh. Heinr. Tischbein II.
- 2) **Christiane Louise**, geb. 1714 zu Haina; verh. an den Schulmeister Geldmacher in Todenhausen. — Sie hatten drei Söhne, von denen der eine 1780 zu Verona als Maler starb, und eine Tochter.
- 3) **Johannes**, st. 1757 als Mechanicus zu Marburg. = Ux.: Seit 1752 Catharina Beisch aus Ziegenhain; später Elisabeth Fritsch aus Marburg.
  - 1) **Ludwig Philipp**, Hofarchitekt in Petersburg; st. 1808.
  - 2) **Joh. Friedrich August**, Hofmaler in Arolsen; geb. 1750 in Mastricht; seit 1800 Kunstdirector in Leipzig; st. 1812 zu Heidelberg. — Ux. in zweiter Ehe: Sophia Müller aus Arolsen.
    - 1) **Caroline**, verh. an den Bibliothekar Wilke zu Heidelberg.
    - 2) **Betty**, verh. an den Kaufmann Kunze zu Leipzig.
    - 3) **Carl Ludwig**, geb. 1797; Professor zu Bückeburg.
  - 3) **Henriette Louise**, geb. 1766; verh. an den Kaufmann Wolf in Hamburg.
  - 4) **Friederike Ernestine Caroline**, geb. 1768; st. zu Cassel.
  - 1) **Tochter**, welche in früher Kindheit starb.
  - 2) **Christian Wilhelm**, Maler zu Warschau, später zu Schmiedeberg in Schlesien. = Ux.: Joh. Christiane Täubert aus Breslau; st. 1813.
    - **Wilhelm Eduard**, starb unverheirathet.
  - 3) **Georg Heinrich**, lernte die Mechanik und wurde nachher Kupferstecher in Bremen. = Ux.: Seit 1796 Sophia Margarethe Pfannkuchen, Tochter eines Predigers zu Truppe bei Bremen, geb. 20. Sept. 1766.
    - 1) **Margarethe Christiane**, geb. 1797 zu Bremen; Dilettantin; verh. an den Bildhauer Bossel in Bremen. Sie haben acht Söhne und eine Tochter.
    - 2) **Eleonore Amalie Louise**, geb. 1800 zu Bremen; Dilettantin; verh. an den Bildhauer und Vergolder Reichel zu Braunschweig. Sie haben eine Tochter: Maria.
- 4) **[J]oh. Valentin**, st. 176[?] als Hofmaler in [H]ildburghausen.
- 5) **Joh. Anton**, Schüler seines Bruders Valentin; st. 1784; verh. mit der Tochter eines Friseurs zu Hamburg, welche 1815 starb. Er legte zu Hamburg eine Zeichenschule an.
  - Von den sechs Kindern verheirathete sich der eine Sohn in Amerika; der andere: Anton, war Hofconditor in Oldenburg und starb dort nebst seiner Frau. Von den drei Töchtern ist die eine an den Kaufmann Schäffer zu Hamburg verheirathet; die jüngste ist Dilettantin.
- 6) **Joh. Heinrich I.**, geb. 3. Oct. 1722 zu Haina; st. 22. Aug. 1789 zu Cassel als kurfürstl. Rath und Hofmaler. Er war ein Schüler von Vanloo zu Paris und von Piazetta zu Venedig. = Ux.: Seit 1755 Maria Sophia Robert, Tochter eines franz. Canzleisecretairs zu Cassel; st. 1759. 2) Seit 1763 Mariana Pernetta Robert, Schwester der Obigen; st. 1764.
  - 1) **Wilhelmine Caroline Amalie**, verh. seit 1778 an den Oberkammerrath v. Apell. Sie ist Malerin und Mitglied der Akademie zu Cassel. Sie haben mehre Kinder.
  - 2) **Wilhelmine Ernestine Caroline**, verh. seit 1780 an den franz. Prediger und Professor Joh. Friedr. Klingender zu Cassel. Sie haben mehre Kinder.
- 7) **Joh. Jacob**, geb. 1742 zu Haina; Portrait- und Landschaftsmaler; st. 1791 in Lübeck. Er war früher in Hamburg. = Ux.: Lilly, eine Malerin, st. 1804.
  - 1) **Aug. Albrecht Christian**, zu Lübeck; Schüler seines Oheims Joh. Heinr. Tischbein.
  - 2) **Magdalene**, verh. seit 1795 an den Hofmaler Ludw. Phil. Strack zu Oldenburg.
  - 3) **Antoinette**, seit 1815 Wittwe des Consistorialraths Röntgen zu Esens in Ostfriesland. Ihre beiden Töchter errichteten zu Jever ein Erziehungsinstitut.
  - 4) **Wilhelmine**, verh. an den Maler Petersen zu Lübeck.
- 8) **Louise Margarethe**, geb. 1727 zu Haina; verh. seit 1746 an den Hospitalbäcker Joh. Heinr. Strack zu Haina.
  - 1) **Susanna Margarethe**, geb. 1747; seit 1769 verh. an den Hofmechanicus Joh. Christ. Breithaupt in Cassel; st. 1804.
  - 2) und 3) starben in früher Jugend.
  - 4) **Helene Marie Christiane**, geb. 1757; verh. an den Bäcker Nabe in Haina.
  - 5) **Anton Wilhelm**, geb. 1758; Professor u. Hofmaler in Bückeburg; ist todt.
  - 6) **Ludwig Philipp**, geb. 1761; Landschaftsmaler; Schüler des Joh. Heinrich Tischbein II. und des J. H. Wilh. Tischbein. Erst in Cassel, dann Hofmaler in Oldenburg. — Ux.: Seit 1795 Magdalene, Tochter Joh. Jacob Tischbeins.
    - 1) **Helene**, unverheirathet; geschickte Blumenmalerin.
    - 2) **Wilhelmine**.
    - 3) **Heinrich**, Baumeister in Oldenburg; verh. mit Susanne Tischbein.
    - 4) **Wilhelm**, Dampfschiffsbaumeister in Rotterdam.
    - 5) **Ludwig**, Portraitmaler.
  - 7) **Anton Heinrich**, geb. 1764; Maler; trat in franz. Dienste und starb als Adjutant des Generals Mainoni zu Mailand.
- 9) **Anton Wilhelm**, Schüler seines Bruders Valentin; geb. 1734 zu Haina; st. 1804 als Hofmaler in Hanau. — Ux.: Maria Fischbach aus Laubach, st. 1809.
  - **Heinrich Wilhelm**, zu Hanau.

*) Es mag vorläufig noch unentschieden bleiben, mit welchem Rechte Wilhelm Tischbein von den gewöhnlichen Angaben darin abweicht, daß er seiner Großmutter den Vornamen Susanna, und nicht Margarethe, beilegt; daß er auch als ihren Geburtsort nicht Bingenheim im Darmstädtischen, sondern Bingen am Rhein nennt; und daß er endlich nicht seinen Onkel Valentin, sondern den Johannes als den älteren von Beiden bezeichnet.



Inhaltsverzeichniß.

Erster Band.

Zweiter Band.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.





